



Henning Mankell

## Das Auge des Leoparden

“Das Auge des Leoparden” erzählt von den Erfahrungen eines erwachsenen Mannes auf diesem faszinierenden und fremden Kontinent. Eigentlich hatte der junge Mann nur eine kurze Reise nach Afrika machen wollen, aber dann war er neunzehn Jahre geblieben. Statt in Uppsala sein Jurastudium zu beenden, übernimmt er in Lusaka die Hühnerfarm einer weißen Engländerin, deren Mann im Busch verschollen ist. Dabei verfolgt er ehrgeizige Reformpläne: Er will neue Häuser für die Schwarzen bauen, ihnen höhere Löhne zahlen und ihren Kindern eine Schule einrichten. Er sorgt für die Witwe eines schwarzen Handwerkers und ihre vier Töchter, deren jüngste für ihn wie eine eigene Tochter wird. Doch bald mehren sich die Zeichen, dass sich die Zustände wohl nicht so rasch in seinem Sinne ändern lassen. Seine weißen Nachbarn werden massakriert. Den Kopf seines getöteten Schäferhundes findet er mit herausgeschnittener Zunge an einen Baum gebunden. Und der Mann, den er für seinen einzigen schwarzen Freund hält, rät ihm, für immer wegzugehen.

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

Henning Mankell

Das Auge  
des Leoparden

ROMAN

*Aus dem Schwedischen  
von Paul Berf*

Paul Zsolnay Verlag

Die schwedische Originalausgabe erschien  
erstmals 1990 unter dem Titel *Leopardens öga*  
im Ordfront Förlag in Stockholm.



2004

ISBN 3-552-05296-8

© Henning Mankell 1990

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2004

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

I

Mutshatsha

ER ERWACHT in der afrikanischen Nacht und glaubt plötzlich, sein Körper wäre zerborsten. Aufgeplatzt, die Eingeweide explodiert, und das Blut liefe ihm über Gesicht und Brustkorb.

In panischer Angst tastet er im Dunkeln nach dem Lichtschalter, doch als er ihn dreht, geht das Licht nicht an, und er denkt, daß der Strom wieder einmal ausgefallen ist. Seine tastende Hand findet schließlich eine Taschenlampe unter dem Bett, aber die Batterien sind leer, und er liegt weiter im Dunkeln.

Das ist kein Blut, zwingt er sich zu denken. Das ist Malaria. Ich habe Fieber, der Schweiß wird mir aus den Poren gepeßt. Ich habe Alpträume, krankhafte Alpträume. Zeit und Raum heben einander auf, und ich weiß nicht mehr, wo ich bin, weiß nicht einmal mehr, ob ich noch lebe.

Angelockt von der Feuchtigkeit, die aus allen Poren dringt, krabbeln Insekten über sein Gesicht. Er denkt, daß er aufstehen und nach einem Handtuch suchen sollte, weiß jedoch, daß er sich kaum auf den Beinen halten könnte; er müßte kriechen und hätte vielleicht nicht mehr die Kraft, ins Bett zurückzukehren. Wenn ich sterbe, will ich wenigstens in meinem Bett liegen, denkt er und spürt, daß sich ein neuer Fieberanfall ankündigt.

Ich will nicht auf dem Fußboden sterben, nackt, während Kakerlaken über mein Gesicht krabbeln.

Er krallt die Finger in das schweißnasse Laken und bereitet sich auf einen Anfall vor, der schwerer sein wird als die früheren. Schwach, mit einer Stimme, die kaum trägt, ruft er in

der Dunkelheit nach Luka, aber abgesehen vom Zirpen der Zikaden bleibt alles still.

Vielleicht sitzt Luka vor der Tür, denkt er verzweifelt. Vielleicht sitzt er dort und wartet nur darauf, daß ich sterbe.

Das Fieber rollt durch seinen Körper wie Brecher, die sich unerwartet auftürmen. Sein Kopf brennt, als bohrten sich Tausende von Insekten in Stirn und Schläfen. Langsam wird er aus dem Bewußtsein in die unterirdischen Gänge des Fieberanfalls gesogen, wo die verzerrten Gesichter der Alpträume schemenhaft in den Schatten auftauchen.

Ich darf jetzt nicht sterben, denkt er und klammert sich an das Bettuch, um am Leben zu bleiben.

Aber der Sog des Malariaanfalls ist stärker als sein Wille. Die Wirklichkeit wird zerstückelt und in Teile zersägt, die nicht zusammenpassen. Auf einmal ist ihm, als säße er auf dem Rücksitz eines alten Saab, der führerlos durch die endlosen nordschwedischen Wälder braust. Er kann nicht erkennen, wer vor ihm sitzt, es ist nur ein schwarzer Rücken ohne Hals, ohne Kopf.

Das liegt am Fieber, denkt er erneut. Ich muß durchhalten und mir immerzu sagen, daß es nur das Fieber ist, sonst nichts.

Dann bemerkt er, daß es in seinem Zimmer schneit. Weiße Flocken fallen auf sein Gesicht herab, und es wird augenblicklich kalt um ihn herum.

Jetzt schneit es in Afrika, denkt er. Wie merkwürdig, das gibt es doch nicht. Ich muß einen Spaten auftreiben. Ich muß aufstehen und Schnee schaufeln, sonst werde ich hier begraben.

Er ruft noch einmal nach Luka, aber niemand antwortet, niemand kommt, und er beschließt, Luka fristlos zu kündigen, falls er diese Fieberattacke überlebt.

Banditen, denkt er verwirrt. Sie haben die Stromleitung gekappt.

Er lauscht und glaubt, sie hinter den Hauswänden schleichen zu hören. Er greift nach dem Revolver unter dem Kopfkissen, setzt sich mühevoll auf und richtet die Waffe auf die Tür. Um den Revolver zu heben, muß er ihn mit beiden Händen packen, und er fragt sich verzweifelt, ob er zum Abdrücken genug Kraft in den Fingern hätte.

Ich werfe Luka hinaus, denkt er wutentbrannt. Er hat die Stromleitung gekappt und die Banditen hergelockt. Ich darf nicht vergessen, ihn gleich morgen zu entlassen.

Er versucht, mit der Revolvermündung ein paar Schneeflocken aufzufangen, doch sie schmelzen vor seinen Augen.

Ich muß Schuhe anziehen, denkt er. Sonst erfriere ich noch.

Er mobilisiert seine letzten Kräfte, beugt sich über die Bettkante und tastet, aber dort liegt nur die leere Taschenlampe.

Die Banditen, denkt er benebelt. Sie haben meine Schuhe gestohlen. Sie waren hier, während ich geschlafen habe. Vielleicht sind sie noch da.

Wahllos feuert er in das Zimmer. Der Schuß hallt durch die Dunkelheit, und der Rückstoß wirft ihn in die Kissen.

Plötzlich ist er ganz ruhig, fast zufrieden.

Das alles ist natürlich Lukas Schuld. Er steckt mit den Banditen unter einer Decke, er hat die Stromleitung gekappt. Doch jetzt, nachdem er entlarvt ist, hat er keine Macht mehr. Er wird entlassen, von der Farm gejagt.

Mir können sie nichts anhaben, denkt er. Ich bin stärker als sie alle zusammen.

Die Insekten bohren sich weiterhin in seine Stirn. Er ist sehr müde, fragt sich, ob die Morgendämmerung noch fern ist, und denkt, daß er schlafen muß. Die Malariaanfalle kommen und gehen, und mit ihnen die Alpträume. Er muß unbedingt unterscheiden, was Einbildung und was Wirklichkeit ist.

Es kann hier nicht schneien, denkt er. Und ich sitze auch nicht auf dem Rücksitz eines alten Saab, der durch helle nordschwedische Sommerwälder braust. Ich bin hier in Afrika, nicht in Härjedalen, und zwar seit achtzehn Jahren. Ich muß Ordnung in meine Gedanken bringen. Das Fieber verleitet mich, in Erinnerungen zu stöbern, sie ans Licht zu holen und mir einzubilden, sie wären Wirklichkeit.

Erinnerungen sind tote Dinge, Alben und Archive, die man hinter schweren Schlössern lagern sollte. Die Wirklichkeit stellt Anforderungen an mein Bewußtsein. Im Fieber zu liegen heißt, innerlich die Orientierung zu verlieren. Das darf ich nicht vergessen. Ich bin in Afrika, seit achtzehn Jahren. Es war nicht so geplant, aber es hat sich so ergeben.

Wie oft ich Malaria hatte, kann ich gar nicht mehr sagen. Manchmal sind die Anfälle schwerer, wie jetzt, dann wieder leichter, ein Fieberschatten, der über mein Gesicht huscht. Das Fieber führt mich in die Irre, will mich fortlocken, beschwört Schnee herauf, obwohl wir mehr als dreißig Grad haben. Ich bin in Afrika, und ich war die ganze Zeit hier, seit ich in Lusaka aus dem Flugzeug gestiegen bin. Eigentlich wollte ich nur ein paar Wochen bleiben, aber es ist etwas länger geworden, das ist die Wahrheit, und nicht etwa, daß es schneit.

Sein Atem geht schwer, er fühlt, wie das Fieber in ihm tanzt, zum Ausgangspunkt zurücktanzt, zu jenem frühen Morgen vor achtzehn Jahren, als er zum erstenmal die afrikanische Sonne auf seinem Gesicht spürte.

Aus dem Nebel des Fieberanfalls löst sich unvermittelt ein Augenblick von großer Klarheit, eine Landschaft, deren Konturen gestochen scharf und rein sind. Er verscheucht eine große Kakerlake, die mit ihren Antennen ein Nasenloch abtastet, und sieht sich in der Passagiertür des großen Jets stehen, auf der obersten Stufe der herangerollten Fluggasttreppe.

Er erinnert sich, daß sein erster Eindruck von Afrika das Sonnenlicht war, das den Beton des Flugfelds schneeweiß schimmern ließ. Dann nahm er einen ganz bestimmten Geruch von etwas Bitterem wahr, von einem unbekanntem Gewürz oder einem Holzkohlefeuer.

So war es, denkt er. Diesen Moment werde ich bis ins kleinste wiedergeben können, solange ich lebe. Achtzehn Jahre ist das jetzt her. Vieles von dem, was später geschehen ist, habe ich vergessen. Afrika wurde zur Gewohnheit. Und ich mußte einsehen, daß ich mich angesichts dieses verletzten und verstümmelten Kontinents niemals würde heimisch fühlen können ... Ich, Hans Olofson, habe mich daran gewöhnt, daß es mir unmöglich ist, mehr als Bruchteile dieses Kontinents zu erfassen und zu verstehen. Aber trotz dieser ständigen Unterlegenheit bin ich geblieben, habe eine der zahlreichen Sprachen gelernt, die man hier spricht, und beschäftige mehr als zweihundert Afrikaner.

Ich habe gelernt, in dem seltsamen Leben auszuharren, das man führt, wenn man gleichzeitig geliebt und gehaßt wird. Tag für Tag stehe ich zweihundert schwarzen Menschen von Angesicht zu Angesicht gegenüber, und ich weiß, daß sie mich am liebsten ermorden, mir die Kehle durchschneiden, meine Geschlechtsteile opfern und mein Herz essen würden.

Jeden Morgen bin ich auch nach achtzehn Jahren beim

Aufwachen überrascht, daß ich noch lebe. Jeden Abend überprüfe ich meinen Revolver, lasse die Trommel zwischen den Fingern rotieren und vergewissere mich, daß niemand die Patronen durch leere Hülsen ersetzt hat.

Ich habe gelernt, tiefste Einsamkeit zu ertragen. Nie zuvor war ich von so vielen Menschen umgeben, die meine ganze Aufmerksamkeit einfordern und Entscheidungen von mir verlangen, zugleich aber in der Dunkelheit über mich wachen; unsichtbare Augen, die mich abwartend, lauernd verfolgen.

Am klarsten erinnere ich mich dennoch an den Augenblick vor achtzehn Jahren, als ich auf dem Lusaka International Airport aus dem Flugzeug stieg. Zu diesem Augenblick kehren meine Gedanken immer wieder zurück und geben mir den Mut und die nötige Kraft, auszuharren und einen Punkt zu finden, an dem ich noch meine eigenen Absichten erkenne.

Heute ist mein Leben eine Wanderung durch Tage, die mir unwirklich erscheinen. Ich führe ein Leben, das weder mein eigenes noch das eines anderen ist. Es gelingt mir nicht, aber es mißlingt mir auch nicht, das umzusetzen, was ich mir vornehme.

Unablässig frage ich mich, was eigentlich geschehen ist. Was hat mich hergeführt, weshalb bin ich zu der langen Reise aus dem abgelegenen, ständig eingeschneiten Binnenland Nordschwedens nach Afrika aufgebrochen, das doch nie nach mir gerufen hat? Was habe ich in meinem Leben nicht verstanden?

Am rätselhaftesten ist allerdings, daß ich achtzehn Jahre geblieben bin. Als ich Schweden verließ, war ich fünfundzwanzig, heute bin ich dreiundvierzig. Die ersten grauen Haare habe ich schon vor langer Zeit bekommen, mein Bart, den abzurasierern ich nicht die Zeit finde, ist bereits

schneeweiß. Drei Zähne habe ich verloren, zwei im Unterkiefer und einen links im Oberkiefer. Der Ringfinger meiner rechten Hand ist bis zum unteren Glied verstümmelt, und von Zeit zu Zeit leide ich an Nierenschmerzen. Aus den Füßen entferne ich regelmäßig weiße Maden, die sich unter die Haut bohren. In den ersten Jahren kostete es mich große Überwindung, diese Operation mit einer sterilen Pinzette und einer Nagelschere durchzuführen. Inzwischen nehme ich einfach einen rostigen Nagel oder ein Messer, das zufällig zur Hand ist, und schneide die Parasiten aus den Fersen heraus.

Manchmal versuche ich, die vielen Jahre in Afrika wie einen Knick in meinem Leben zu sehen, der sich eines Tages als etwas erweisen wird, was im Grunde nie existiert hat. Ein wirrer Traum vielleicht, der wie eine Seifenblase zerplatzen wird, sobald ich mich endlich dazu durchringe, dieses Leben hinter mir zu lassen. Irgendwann muß dieser Knick in meinem Leben glattgestrichen werden.

Im Fieber wird Hans Olofson gegen unsichtbare Riffe geworfen, die ihm Schürfwunden beibringen. Hin und wieder läßt der Sturm nach, und er schaukelt auf den Wellen und merkt, daß er sich rasch in einen Eisblock verwandelt. Aber als er bereits zu spüren meint, daß die Kälte zu seinem Herzen vorgedrungen ist und seinen letzten Herzschlag zu Stille gefrieren läßt, wird der Sturm wieder stärker, und das Fieber schleudert ihn erneut gegen die messerscharfen Riffe.

In den unruhigen, zerrissenen Träumen, die wie Dämonen in seinem Innern wüten, kehrt er immer wieder zu jenem Tag zurück, an dem er nach Afrika kam. Zu der weißen Sonne und der langen Reise, die ihn nach Kalulushi führte und schließlich in diese Nacht, achtzehn Jahre später.

Wie eine böse Gestalt ohne Hals und Kopf steht das Fieber vor

ihm, und er hält krampfhaft den Revolver fest, als läge in ihm seine endgültige Erlösung.

Die Malariaanfälle kommen und gehen.

Hans Olofson, aufgewachsen in einem düsteren Holzhaus am Ufer des Ljusnan, zittert unter dem naßgeschwitzten Laken.

Aus seinen Träumen löst sich die Vergangenheit, ein Widerschein der Geschichte, die er eines Tages vielleicht doch noch verstehen wird ...

DURCH SCHNEEGESTÖBER kehrt er in seine Kindheit zurück.

Im Winter 1956 um vier Uhr morgens ächzt und stöhnt das Gebälk des alten Holzhauses in der Kälte. Doch es ist nicht dieses Geräusch, das ihn aus dem Schlaf reißt, sondern ein anhaltendes Scharren und Murmeln aus der Küche. Er wacht so plötzlich auf, wie es nur Kinder können, und weiß sofort, daß sein Vater wieder den Fußboden schrubbt. In einem blaugestreiften Pyjama mit eingefressenen Kautabakflecken, an den Füßen Wollsocken, die bereits durchnäßt sind vom Putzwasser, das er wütend auf dem Fußboden verschüttet, hetzt der Vater seine Dämonen durch die Winternacht. Die beiden Elchhunde hat er am Holzschuppen angekettet, hat halbnackt in der eisigen Kälte an den festgefrorenen Ketten gezerrt, während das Putzwasser auf dem Herd langsam heiß wurde.

Und nun greift er in einer wütenden Scheuerattacke den Schmutz an, den nur er erkennt. Mit siedendheißem Wasser zielt er auf Spinnweben, die plötzlich an den Wänden aufflammen, schleudert einen ganzen Eimer voll den Abzug des Herds hinauf, felsenfest davon überzeugt, daß sich dort ein Knäuel gefleckter Schlangen verbirgt.

Im Bett liegend sieht Hans, ein Zwölfjähriger, der sich die Wolldecke bis zum Kinn hochgezogen hat, dies alles vor sich. Er braucht nicht aufzustehen und über die kalten Bodendielen zu schleichen, um sich zu vergewissern, was dort vorgeht. Er weiß es auch so. Durch die Tür hört er das Murmeln seines Vaters, nervöses Lachen, verzweifelte Wutanfälle.

Es geschieht immer nachts.

Als er zum erstenmal aufwachte und in die Küche schlich, war er fünf oder sechs Jahre alt. Im blassen Schein der Küchenlampe mit dem Milchglasschirm sah er seinen Vater im Putzwasser waten, die braunen Haare wüst zerzaust. Ohne es in Worte fassen zu können, hatte er doch begriffen, daß er selbst unsichtbar war. Ein anderes Sehen ergriff Besitz von seinem Vater, sobald er den Boden mit der Scheuerbürste bearbeitete. Er sah etwas, was nur er sehen konnte, und das machte Hans mehr Angst, als wenn der Vater plötzlich eine Axt über seinem Kopf erhoben hätte.

Im Bett liegend und lauschend weiß er, daß die kommenden Tage still sein werden. Sein Vater wird sich nicht rühren, wird im Bett bleiben, bis er schließlich wieder aufsteht und seine grobe Arbeitskleidung anzieht, um erneut in den Wald zu ziehen, wo er für *Iggesund* oder *Marma Långgrör* Bäume fällt.

Keiner der beiden, weder Vater noch Sohn, wird das nächtliche Schrubben mit einem Wort erwähnen. Dem Jungen im Bett kommt es fast so vor, als verflüchtige es sich wie eine boshafte Sinnestäuschung, bis er eines Nachts wieder davon wach wird, daß der Vater seine Dämonen fortschrubbt.

Aber jetzt, im Februar 1956, ist Hans Olofson zwölf Jahre alt; er wird sich in wenigen Stunden anziehen, wird ein paar Scheiben Brot verdrücken, seinen Ranzen schultern und sich in der Kälte auf den Weg zur Schule machen.

Die nächtliche Dunkelheit ist eine zwiespältige Gestalt, Freund und Feind zugleich. Aus der Schwärze kann sie Alpträume und vage Ängste heraufbeschwören. Das verkrampte Gebälk verwandelt sich in der eisigen Kälte in Finger, die nach ihm greifen. Doch die Dunkelheit kann auch ein Freund sein, eine Möglichkeit, sich Gedanken über das Bevorstehende zu machen,

das, was man Zukunft nennt.

Er malt sich aus, wie er zum letztenmal das einsame Holzhaus am Fluß verläßt, die Brücke über den Fluß überquert, unter der Wölbung des Brückenbogens in die Welt hinaus verschwindet, zunächst einmal in Richtung Orsa Finnmark.

Warum bin ich ich, denkt er.

Ich und kein anderer?

Er weiß genau, wann ihn dieser alles entscheidende Gedanke zum erstenmal heimgesucht hat.

Es war an einem hellen Sommerabend, als er in der stillgelegten Ziegelei hinter dem Krankenhaus spielte. Sie hatten sich in Freunde und Feinde aufgeteilt, ohne genaue Spielregeln festzulegen, und das fensterlose, halb eingestürzte Fabrikgebäude abwechselnd gestürmt und verteidigt. Sie spielten oft dort, nicht nur, weil es verboten war, sondern auch, weil das eingestürzte Gebäude wie eine sich immer wieder anpassende Kulisse war. Die Fabrik hatte ihre Identität verloren, aber durch ihre Spiele gaben sie der Ruine ein neues Gesicht, das sich laufend veränderte. Die verfallene Ziegelei war ihnen wehrlos ausgeliefert, die Schatten der Menschen, die früher hier gearbeitet hatten, waren nicht mehr da, um das Gebäude zu verteidigen. Jetzt herrschten hier die spielenden Kinder. Nur selten kamen schimpfende Eltern vorbei und rissen ihre Kinder aus dem wüsten Toben. Es gab Schächte, in die man stürzen, verrottete Leitern, von denen man fallen, verrostete Ofenluken, in denen man sich Hände und Beine einklemmen konnte. Aber die Kinder kannten die Gefahren und mieden sie, hatten längst die sicheren Wege durch das weitläufige Gebäude ausgekundschaftet.

An jenem hellen Sommerabend, als er sich hinter einem

eingestürzten rostigen Brennofen versteckt hatte, um von seinen Spielkameraden entdeckt und gefangen zu werden, hatte er sich zum erstenmal die Frage gestellt, warum er er selbst war – und kein anderer. Der Gedanke hatte ihn gleichermaßen erregt und empört, hatte er doch das Gefühl, ein unbekanntes Wesen sei in seinen Kopf gekrochen und habe ihm das Losungswort für die Zukunft zugeflüstert. Von nun an würden ihm alle Gedanken und das Denken selbst wie eine Stimme von außen erscheinen, die in seinen Kopf kroch, ihre Botschaft überbrachte und anschließend auf dem schnellsten Wege wieder verschwand.

Damals hatte er aufgehört zu spielen, war davongeschlichen, zwischen den Kiefern verschwunden, von denen die tote Ziegelei umsäumt war, und zum Fluß hinuntergegangen.

Im Wald war es still gewesen, noch hatten die Mückenschwärme das Städtchen nicht erobert, das an einer Biegung des Flusses auf dessen langem Weg zum Meer lag. Eine Krähe krächzte ihre Einsamkeit im Wipfel einer schief gewachsenen Kiefer heraus und flatterte dann über die Hügelkuppe davon, auf der sich die Straße nach Westen schlängelte. Das Moos unter seinen Füßen federte, er war aus dem Spiel herausgetreten, und auf dem Weg zum Fluß veränderte sich alles. Solange er seine Identität nicht untersucht hatte, nur *einer* unter vielen war, trug er eine zeitlose Unsterblichkeit in sich, das Privileg des Kindes, tiefster Sinn der Kindlichkeit. In dem Augenblick aber, als sich die unbekannte Frage, warum er gerade der war, der er war, in seinen Kopf einschlich, wurde er zu einer ganz bestimmten Person – und damit sterblich. Nun hatte er sich selbst bestimmt, er war der Mensch, der er war, würde nie ein anderer werden, und er erkannte, daß es keinen Sinn hätte, sich gegen diese Tatsache zu wehren. Von nun an hatte er ein Leben vor sich, ein einziges, in

dem er er selbst sein würde.

Am Fluß setzte er sich auf einen großen Stein und blickte auf das braune Wasser hinab, das träge Richtung Meer trieb. Ein Ruderboot ruckelte an einer Kette, und ihm wurde klar, wie einfach das Verschwinden sein könnte. Jedenfalls aus dem Städtchen, niemals jedoch aus sich selbst.

Lange blieb er so am Fluß sitzen und wurde erwachsen. Nun hatte alles Grenzen bekommen. Zwar würde er auch in Zukunft spielen, allerdings nie mehr so wie früher. Das Spiel war nun ein Spiel geworden, nicht mehr.

Er klettert über die Ufersteine, bis er das Haus erblickt, in dem er wohnt, setzt sich auf einen entwurzelten Baumstumpf, der nach Regen und Erde riecht, und schaut dem aufsteigenden Rauch hinterher.

Wem soll er von seiner großen Entdeckung erzählen? Wer kann sein Vertrauter werden?

Wieder schaut er zum Haus hinüber. Soll er an die morsche Tür im Erdgeschoß rechts klopfen, um mit Eier-Karlsson zu sprechen? Darum bitten, in die Küche eintreten zu dürfen, in der es stets nach ranzigem Fett, nasser Wolle und Katzenpisse riecht? Aber mit Eier-Karlsson kann er nicht reden, weil der mit niemandem spricht. Er schließt seine Tür, als wollte er sich in eine eiserne Eierschale hüllen. Hans Olofson weiß von ihm nur, daß er böse und dickköpfig ist. Er macht mit dem Fahrrad die Runde bei allen Bauernhöfen der näheren Umgebung und kauft Eier an, mit denen er anschließend diverse Kolonialwarenläden beliefert. Seinen Geschäften geht er immer frühmorgens nach, und den Rest des Tages verbringt er hinter der verschlossenen Tür.

Eier-Karlssons Schweigen prägt das ganze Haus. Es hängt wie

Nebel über den verwilderten Johannisbeersträuchern und dem gemeinsamen Kartoffelacker, der Eingangstreppe und der Treppe zur oberen Etage, die Hans Olofson mit seinem Vater bewohnt.

Ebenso undenkbar erscheint es ihm, sich der alten Westlund anzuvertrauen, die gegenüber von Eier-Karlsson wohnt. Sie würde ihn in ihre Stickereien und pietistischen Botschaften einlullen, ihm nicht zuhören, sondern ihm ihre frommen Worte entgegenschleudern.

Bleibt nur noch die kleine Dachmansarde, die er sich mit seinem Vater teilt. Bleibt nur noch, nach Hause zu gehen und mit seinem Vater zu sprechen, Erik Olofson. Geboren in Åmsele, weit weg von diesem kalten Loch im tiefsten Innern der nordschwedischen Melancholie, das gottverlassen im Herzen Härjedalens liegt. Hans Olofson weiß, wie sehr es den Vater schmerzt, so weit weg vom Meer leben und sich mit einem träge dahinziehenden Fluß begnügen zu müssen. Seine kindliche Intuition sagt ihm, daß ein Mann, der einmal Seemann war, sich nicht wohlfühlen kann, wo dichter, grau verfrorener Wald den offenen Horizont versperrt. An der Küchenwand die Seekarte von den Gewässern um Mauritius und Réunion: man erkennt am verblichenen Kartenrand gerade noch die Ostküste Madagaskars, und die Meerestiefe ist an manchen Stellen mit unvorstellbaren viertausend Metern angegeben; diese Karte ist eine ständige Erinnerung an einen Seemann, der am völlig falschen Ort gelandet ist und dem das Kunststück gelungen ist, ausgerechnet dort zu stranden, wo es nicht einmal ein Meer gibt.

Auf dem Regal über dem Herd steht in einer Glasvitrine das Modell eines Vollschiffs. Vor Jahrzehnten aus einer dunklen indischen Boutique in Mombasa entführt, erworben für ein

einziges englisches Pfund. In ihrem mit Kälte geschlagenen Teil der Welt, in dem Eiskristalle leben und keine Jakarandabäume, besteht der Wandschmuck für gewöhnlich aus Elchschädeln und Fuchsschwänzen. Hier muß es nach feuchten Gummistiefeln und Preiselbeeren riechen, nicht schwach nach salziger Monsunsee und heruntergebrannten Holzkohlefeuern. Aber das Vollschiß steht auf dem Regal über dem Herd und trägt den verträumten Namen Céléstine. Schon vor langer Zeit hat Hans Olofson beschlossen, nie eine Frau zu heiraten, die Céléstine heißt. Das wäre Verrat: am Vater, am Schiff, an sich selbst.

Außerdem ahnt er, daß es einen schwer in Worte zu fassenden Zusammenhang zwischen dem Vollschiß in seiner verstaubten Vitrine und den regelmäßig wiederkehrenden Nächten gibt, in denen sein Vater mit rasender Wut schrubbt. Ein Seemann sieht sich in einem nordschwedischen Urwald gestrandet, wo man keine Peilung vornehmen, keine Meerestiefe ausloten kann. Hans Olofson ahnt, daß der Seemann mit einem unterdrückten Klageschrei in seinem Innern lebt. Wenn seine Sehnsucht dann übermächtig wird, kommen die Flaschen auf den Tisch, werden die Seekarten aus der Truhe im Flur geholt, die Weltmeere erneut befahren, und der Seemann verwandelt sich in ein Wrack, das seine zu alkoholgeschwängerten Trugbildern entartete Sehnsucht fortschrubben muß.

Die Antworten bleiben dennoch immer unerreichbar.

Wie im Falle seiner Mutter, die verschwand, eines Tages einfach fort war. Hans Olofson war damals noch so klein, daß er sich an nichts erinnern kann, weder an sie noch an ihr Fortgehen. Die Fotografien, die hinter dem Radio im unvollendeten Logbuch seines Vaters liegen, und ihr Name, Mary, sind das einzige, was ihm von ihr geblieben ist.

Die beiden Fotografien beschwören ein Gefühl von Morgengrauen und Kühle herauf. Ein rundes Gesicht mit braunen Haaren, der Kopf ein wenig geneigt, möglicherweise die Andeutung eines Lächelns. Auf der Rückseite der Bilder steht *Ateljé Strandmark, Sundsvall*.

Manchmal stellt er sich seine Mutter als Galionsfigur auf einem Schiff vor, das in einem schweren Sturm in der Südsee untergegangen ist und nun auf dem Grund eines viertausend Meter tiefen Grabes ruht. Er stellt sich ihr unsichtbares Mausoleum irgendwo auf der Seekarte an der Küchenwand vor. Vielleicht bei Port Louis oder in der Nähe der Riffe an der Ostküste Madagaskars.

Sie wollte nicht. So lautet die Erklärung, die er von seinem Vater bekommt. Wenn sein Vater ihr Fortgehen überhaupt erwähnt, benutzt er immer diese Worte.

Jemand, der nicht will.

Schnell und unerwartet ist sie verschwunden, so viel begreift er. Eines Tages war sie fort, mit einem Koffer. Jemand hat sie in den Zug Richtung Orsa und Mora steigen sehen. Die Finnmark hat sich hinter ihrem Verschwinden geschlossen.

Diesem Verschwinden kann er nur stumme Verzweiflung entgegensetzen und die Vermutung, daß sie beide, sein Vater und er, schuld sind. Sie waren nicht gut genug und wurden zurückgelassen, ohne jemals ein Lebenszeichen von ihr zu bekommen. Im Grunde weiß er nicht einmal, ob er sie vermißt. Seine Mutter, das sind zwei Fotografien, keine Frau aus Fleisch und Blut, die lacht, Kleider wäscht und sich die Decke bis zum Kinn hochzieht, sobald die Winterkälte durch die Wände kriecht. Er hat vor allem Angst und schämt sich, ihrer nicht würdig gewesen zu sein.

Schon früh beschließt er, sich die Verachtung zu eigen zu machen, die das wohlhabende Städtchen der entlaufenen Mutter wie Fesseln angelegt hat. Er ist ganz einer Meinung mit den Anständigen, den Erwachsenen. Im eisernen Griff des Schicklichen leben sie gemeinsam in dem Haus, dessen Gebälk während der endlosen Winter seine Not herausschreit. Manchmal stellt Hans Olofson sich vor, ihr Haus wäre ein vor Anker liegendes Schiff, das auf Wind wartet. Die Ketten der Elchhunde am Holzschuppen sind in Wirklichkeit Ankerketten, der Fluß ist eine Bucht am offenen Meer. Die Dachmansarde ist die Kapitänskajüte, die untere Etage gehört der Mannschaft. Der Wind läßt auf sich warten, doch eines Tages werden sie die Anker lichten, und das Haus wird unter vollen Segeln flußabwärts segeln und ein letztes Mal Salut schießen, wo der Fluß am Volkspark eine Biegung macht, ehe der Wind sie davonträgt. Zu einem *Fort von hier*, aus dem eine Rückkehr nicht vorgesehen ist.

In dem hilflosen Versuch zu verstehen, legt er sich die einzig denkbare Erklärung dafür zurecht, warum sein Vater in dem vertrockneten Städtchen bleibt, täglich sein Werkzeug nimmt und in den Wald geht, der ihn doch daran hindert, das Meer zu sehen, Kurs zu setzen und Ausschau nach fernen Horizonten zu halten.

Gerade deshalb fällt er den Wald. Stapft durch tiefen Schnee, fällt einen Baum nach dem anderen, reißt die Rinde von den Stämmen und öffnet so die Landschaft allmählich für die endlosen Horizonte. Der gestrandete Seemann hat die Aufgabe übernommen, den Weg zu einer weit entfernten Küstenlinie zu bahnen.

Aber Hans Olofsons Leben besteht nicht nur aus schwermütiger Mutterlosigkeit und dem periodischen

Alkoholismus des Vaters. Gemeinsam studieren Vater und Sohn die detaillierten Welt- und Seekarten des Vaters, gehen in Häfen an Land, die er besucht hat, und erforschen in ihrer Phantasie all jene Orte, die ihrer Ankunft noch harren. Die Seekarten werden von der Wand genommen, werden ausgerollt und mit Aschenbechern und abgestoßenen Tassen beschwert. Dann können die Abende lang werden, denn Erik Olofson ist ein guter Erzähler. Im Alter von zwölf Jahren verfügt Hans Olofson über ein gediegenes Wissen über solch entlegene Orte wie Pamplemousse und Bogamaio und hat an die letzten Rätsel der Seefahrt gerührt, mythische Schiffe, die in ihrem eigenen Geheimnis verschwanden, Piratenkapitäne und begnadete Seemänner. Die geheimnisvolle Welt mit ihrem schwer durchschaubaren Regelwerk, in der Handelshäuser existieren und Frachtführer leben, nach denen sie sich richten müssen, hat er in seinem Gedächtnis gespeichert, ohne sie wirklich zu verstehen. Dennoch hat er das Gefühl, an eine große und entscheidende Quelle der Weisheit gerührt zu haben. Er kennt den Rußgeruch in Bristol, die unbeschreibliche Verschmutzung des Hudson, den Monsun auf dem Indischen Ozean, die bedrohliche Schönheit der Eisberge und das Rasseln der Palmenblätter.

»Hier säuseln die Wälder«, erklärt Erik Olofson. »Aber in den Tropen rasseln die Blätter der Palmen.«

Er versucht sich den Unterschied vorzustellen, schlägt mit einer Gabel an ein Glas, aber die Palmen weigern sich beharrlich, zu klirren oder zu rasseln. Noch säuseln die Palmen in seinen Ohren genau wie die Fichten, die ihn allseits umgeben.

Aber wenn er seiner Lehrerin erklärt, daß Palmen rasseln und daß es Seerosen gibt, die so groß sind wie der Anstoßkreis des Eishockeyfeldes vor der Volksschule, wird er sofort ausgelacht

und als Lügner abgestempelt. Rektor Gottfried stürmt mit hochrotem Kopf aus seinem stickigen Büro, in dem er seinen Überdruß am Unterrichten durch regelmäßigen Wermutkonsum betäubt, zieht Hans Olofson an den Haaren und führt ihm vor Augen, was jemandem widerfährt, der vom Pfad der Wahrheit abgekommen ist.

Nachher, allein auf dem Schulhof, umgeben vom Exekutionskommando des Spotts, beschließt er, sein exotisches Wissen nie wieder nach außen zu kehren. In dieser Hölle aus schmutzigem Schnee und Holzhäusern hat man keinen Sinn für die Wahrheiten, die auf den Meeren zu suchen sind.

Mit verquollenem Gesicht kommt er nach Hause, setzt Kartoffeln auf und wartet auf seinen Vater. Ist das der Moment, in dem er beschließt, daß sein Leben eine unendliche Reise werden soll? Beim Kartoffelkochen fährt der heilige Geist des Reisens in ihn, über dem Herd hängen die feuchten Wollsocken des Vaters.

Segel, denkt er. Geflickte, ausgebesserte Segel ...

Als er abends im Bett liegt, bittet er seinen Vater, noch einmal von den Seerosen auf Mauritius zu erzählen, und schläft mit der Gewißheit ein, daß Rektor Gottfried in der Hölle schmoren wird, in der man endet, wenn man den Worten eines Seemanns keinen Glauben schenkt.

Später trinkt Erik Olofson Kaffee, tief im durchgesehenen Sessel neben dem Radio versunken. Leise läßt er die Ätherwellen rauschen, als wollte er im Grunde gar nicht hinhören, als würde ihr Rauschen ihm schon genügen. Der Atem des Meeres, weit, weit entfernt. Die Fotografien brennen im Logbuch. Er muß seinen Sohn alleine lotsen. Und so sehr er auch rodet, scheinen die Wälder doch immer nur dichter zu werden. Manchmal denkt er, daß die wirklich große Niederlage seines Lebens darin

besteht, trotz allem auszuharren.

Aber wie lange noch? Wann platzt er wie ein Glas, das allzu lange erhitzt worden ist?

Die Ätherwellen rauschen, und er denkt wieder einmal darüber nach, warum sie ihn und ihren Sohn verlassen hat. Warum hat sie sich wie ein Mann verhalten, denkt er. Väter verlassen, verschwinden. Mütter nicht. Schon gar nicht, indem sie einem sorgsam ausgearbeiteten und durchdachten Fluchtplan folgen. Wie weit kann man einen anderen Menschen verstehen? Insbesondere einen Menschen, der in unmittelbarer Nähe gelebt hat, in den innersten Zirkeln des eigenen Lebens?

Im bleichen Licht am Radio versucht Erik Olofson zu verstehen.

Aber die Fragen kehren immer wieder und stehen auch am nächsten Abend noch Spalier. Erik Olofson versucht, in den Kern einer Lüge einzudringen, zu verstehen und weiterhin auszuharren.

Schließlich schlafen sie beide, der Seemann aus Åmsele und sein zwölfjähriger Sohn. Die Balken knacken in der winterlichen Dunkelheit. Ein Hund läuft im Mondlicht am Flußufer entlang.

Aber die beiden zottigen Elchhunde liegen in der Küche zusammengekauert vor dem Herd. Spitzen die Ohren und legen sie wieder an, wenn die Balken ächzen und klagen.

Das Haus am Fluß schläft. Das Morgengrauen ist noch fern in dieser schwedischen Nacht des Jahres 1956.

SEINE ABREISE nach Afrika kann er sich als schemenhaftes Schattenspiel ins Gedächtnis rufen.

Die Erinnerungen sind wie ein Wald, der früher übersichtlich und licht war, mit der Zeit jedoch immer undurchdringlicher geworden ist. Ihm fehlen die nötigen Gerätschaften, um Unterholz und Gestrüpp in dieser Landschaft zu beseitigen. Die Erinnerungen vermehren sich, die Landschaft wird immer unübersichtlicher.

Dennoch ist ihm von jenem frühen Morgen im September 1969, an dem er all seine Horizonte hinter sich läßt und in die Welt hinausfliegt, das eine oder andere im Gedächtnis haften geblieben.

Der Himmel über Schweden ist an diesem Morgen wolkenverhangen. Ein endloser Teppich aus Regenwolken hängt über seinem Kopf, als er zum erstenmal in ein Flugzeug steigt: Als er über das Flugfeld geht, dringt Wasser in seine Schuhe.

Ich verlasse Schweden mit nassen Strümpfen, denkt er. Sollte ich Afrika jemals erreichen, überbringe ich vielleicht herbstliche Grüße in Form einer Erkältung.

Auf dem Weg zum Flugzeug hat er sich noch einmal umgedreht, als gäbe es hinter ihm doch jemanden, der ihm zum Abschied zuwinkt. Aber die grauen Schatten auf der Dachterrasse des Flughafens haben nichts mit ihm zu tun. Niemand verfolgt seine Abreise.

Beim Einchecken wenige Minuten zuvor hatte er plötzlich große Lust bekommen, das Flugticket wieder an sich zu reißen, zu rufen, daß alles ein Irrtum sei, und schnell den Flughafen zu

verlassen. Statt dessen bedankt er sich, als ihm zusammen mit der Bordkarte und guten Reisewünschen das Ticket wieder ausgehändigt wird.

Sein erster Zwischenstop auf dem Weg zum fremden Horizont ist London. Von dort geht es nach Kairo, Nairobi und schließlich nach Lusaka.

Er sagt sich, daß er ebensogut zu einem entlegenen Sternbild unterwegs sein könnte, der Leier oder einem der schwach leuchtenden Gürtelsterne des Orion.

Über Lusaka weiß er nur so viel, daß die Stadt nach einem afrikanischen Elefantenjäger benannt ist.

Mein Auftrag ist ebenso absurd wie lächerlich, denkt er. Wer außer mir ist schon unterwegs zu einer seltsamen Missionsstation mitten im Busch im Nordwesten Sambias, weit entfernt von den Hauptstraßen nach Kinshasa und Chingola? Wer reist schon mit einem flüchtigen Impuls als einzigem Handgepäck? Mir fehlt ein sorgfältig ausgearbeiteter Reiseplan, niemand begleitet mich bei meiner Abreise, niemand wird mich abholen. Die Reise, die ich in Kürze antreten werde, ist eine Ausflucht.

So denkt er damals, und von da an hat er nur noch vage Erinnerungen daran, daß er im Flugzeug sitzt und sich krampfhaft festhält. Der Flugzeugrumpf vibriert, der Düsenantrieb heult, die Maschine beschleunigt.

Mit leicht geneigtem Kopf steigt Hans Olofson auf in die Luft.

Siebenundzwanzig Stunden später, genau nach Fahrplan, landet er auf dem Lusaka International Airport.

Natürlich ist niemand gekommen, um ihn abzuholen.

HANS OLOFSONS erste Begegnung mit dem afrikanischen Kontinent verläuft ohne besondere Vorkommnisse. Er ist der europäische Besucher, der weiße Mann voller Überheblichkeit und Furcht, der sich gegen das Fremde wehrt, indem er es auf der Stelle verdammt.

Auf dem Flugplatz herrscht Chaos, umständliche Einreisedokumente mit fehlerhaft geschriebenen Anweisungen müssen ausgefüllt werden, für die afrikanischen Paßkontrolleure scheinen Zeit oder Organisation keine Rolle zu spielen. Hans Olofson wartet lange in einer Schlange, um dann brüsk in eine andere verwiesen zu werden, als er den braunen Schalter erreicht hat, auf dem schwarze Ameisen unsichtbare Essenspartikel schleppen. Er begreift, daß er in der Schlange für heimkehrende Reisende mit einem sambischen Paß oder einer Aufenthaltsgenehmigung angestanden hat. Ihm läuft der Schweiß in Strömen herab, fremde Gerüche steigen ihm in die Nase. Der Stempel, den er schließlich in seinen Paß gedrückt bekommt, steht auf dem Kopf, und er sieht, daß man ein falsches Ankunftsdatum eingetragen hat. Eine unfassbar schöne Afrikanerin drückt ihm ein neues Formular in die Hand. Flüchtig berührt er ihre Hand und gibt wahrheitsgetreu den Geldbetrag in ausländischer Währung an, den er einführt. Am Zoll herrscht ein scheinbar unüberwindliches Chaos. Taschen werden von rasselnden Wagen heruntergeworfen, die von erregten Afrikanern geschoben werden. Zwischen Pappkisten, die fast auseinanderfallen, findet er schließlich seinen eingedrückten Koffer, und als er sich bückt, um ihn herauszuziehen, trifft ihn ein Schlag in den Rücken, so daß er

auf dem Bauch landet. Als er sich umdreht, ist niemand da, der ihn um Entschuldigung bitten würde, niemand scheint aufgefallen zu sein, daß er gefallen ist. Die wogende Menschenmenge drängt auf die Zollbeamten zu, die alle wütend anweisen, das Gepäck zu öffnen. Er wird von der wogenden Bewegung aufgesogen und hin und her geschoben wie eine Spielfigur. Von einer Sekunde zur nächsten sind alle Zollbeamten verschwunden, und niemand verlangt mehr von ihm, seinen zerbeulten Koffer zu öffnen. Ein Soldat mit Maschinengewehr und ausgefranster Uniform kratzt sich mit dem Gewehrlauf an der Stirn. Hans Olofson schätzt den Soldaten auf höchstens siebzehn Jahre. Eine rissige Schwenktür wird aufgeschlagen, und nun betritt er wirklich afrikanischen Boden. Zeit zum Nachdenken bleibt ihm allerdings nicht. Gepäckträger zerren an seinem Koffer und an seinen Armen, Taxifahrer bieten ihm schreiend ihre Dienste an. Er wird zu einem unbeschreiblich klapprigen Auto gezogen, auf dessen Tür jemand in verlaufenen grellbunten Buchstaben das Wort TAXI gemalt hat. Sein Gepäck wird in einen Kofferraum gestopft, in dem bereits zwei Hühner mit verschnürten Beinen liegen; der Kofferraumdeckel wird von einem kunstvoll verknoteten Stahldraht an Ort und Stelle gehalten. Stolpernd landet er auf einer Rückbank ohne jegliche Polsterung und hat das Gefühl, direkt auf der Erde zu sitzen. Ein leckender Plastikkanister mit Benzin stößt gegen sein Knie, und als der Taxifahrer mit einer brennenden Zigarette im Mund auf dem Fahrersitz Platz nimmt, hat Hans Olofson bereits angefangen, Afrika zu hassen.

Dieser Wagen wird nie und nimmer anspringen, denkt er verzweifelt. Noch ehe wir das Flughafengelände verlassen haben, wird das Auto in die Luft gehen ... Er sieht, daß der Taxifahrer, kaum älter als fünfzehn, zwei lose Stromkabel neben dem

Lenkrad miteinander verbindet. Der Motor erwacht widerwillig zum Leben, und der Fahrer dreht sich lächelnd zu ihm um und fragt, wohin die Fahrt gehen soll.

Nach Hause, würde er am liebsten antworten. Oder doch wenigstens fort, fort von diesem Kontinent, der ihn völlig hilflos macht, der ihm jedes Hilfsmittel zum Überleben entreißt, das er sich im Laufe seines bisherigen Lebens angeeignet hat.

Sein Gedankengang wird dadurch unterbrochen, daß er plötzlich eine Hand auf seinem Gesicht spürt, die zum Seitenfenster hereingesteckt wird. Er zuckt zusammen, dreht sich um und schaut in zwei tote Augen: eine blinde Frau, die ihn abtastet und Geld haben will.

Der Taxifahrer brüllt etwas in einer Sprache, die Hans Olofson nicht versteht, die Frau antwortet mit Schreien und Jammern, und Hans Olofson sitzt auf dem Boden des Autos und kann nicht das geringste tun. Mit einem Kavaliersstart schüttelt der Taxifahrer die bettelnde Frau ab, und Hans Olofson hört sich rufen, daß er zu einem Hotel in der Stadt gefahren werden möchte.

»Aber es darf nicht zu teuer sein«, schreit er.

Die Antwort des Taxifahrers erreicht ihn nicht. Ein Bus mit stinkenden Auspuffrohren und laut brüllendem Motor schiebt sich an ihnen vorbei und übertönt seine Stimme.

Hans Olofsons Hemd ist schweißverklebt, er hat Rückenschmerzen von der unbequemen Sitzhaltung und denkt, daß er wohl besser einen Preis ausgehandelt hätte, ehe er sich in den Wagen zerren ließ.

Unvorstellbar heiße Luft strömt, angereichert mit geheimnisvollen Düften, über sein Gesicht. Eine sonnendurchtränkte Landschaft, deren Anblick an ein

überbelichtetes Foto erinnert, rauscht an seinen Augen vorbei.

Das überlebe ich nie, denkt er. Ich werde bei einem Autounfall umkommen, ehe ich überhaupt begriffen habe, daß ich tatsächlich in Afrika bin. Als hätte er mit diesem Gedanken eine Prophezeiung ausgesprochen, verliert der Wagen ein Vorderrad, kommt schleudernd von der Straße ab und landet im Straßengraben. Hans Olofson schlägt mit der Stirn gegen die Stahlkante des Vordersitzes und wirft sich aus dem Auto, weil er fürchtet, es könnte jeden Moment explodieren.

Der Taxifahrer betrachtet ihn erstaunt, hockt sich vor den Wagen und nimmt die Vorderachse in Augenschein, die ihm entgegengähnt. Vom Autodach hakt er ein geflicktes Reserverad ohne jedes Profil los. Hans Olofson hockt auf der roten Erde und schaut dem Taxifahrer zu, der mit gemächlichen Bewegungen den Ersatzreifen montiert. Ameisen laufen auf seinen Beinen, und die Sonne sticht mit solcher Kraft, daß die Welt vor seinen Augen weiß wird.

Um das zu ertragen und sein inneres Gleichgewicht wiederzufinden, sucht sein Blick nach etwas, was ihm bekannt vorkommt. Etwas, was ihn an Schweden und sein gewohntes Leben erinnert, aber er findet nichts. Erst als er die Augen schließt, mischen sich die fremden afrikanischen Gerüche mit vagen Erinnerungen.

Der Ersatzreifen ist montiert, und die Fahrt geht weiter. Mit schlenkernden Lenkradbewegungen lotst der Fahrer sein Taxi nach Lusaka, der nächsten Stufe des Alptraums, zu dem sich Hans Olofsons erste Begegnung mit Afrika entwickelt. Die Stadt ist ein einziges lärmendes Chaos aus schrottreifen Autos, Fahrradkolonnen und fliegenden Händlern, die ihre Waren offensichtlich mitten auf der Straße ausgelegt haben. Es stinkt nach Öl und Abgasen, und an einer roten Ampel hält Hans

Olofsons Taxi neben einem Lastwagen, der mit abgehäuteten Tierkadavern beladen ist. Ein Schwarm schwarzer und grüner Fliegen findet unverzüglich den Weg ins Taxi, und Hans Olofson fragt sich, ob er jemals ein Hotelzimmer mit einer Tür finden wird, die er hinter sich zumachen kann.

Schließlich gelangen sie doch noch zu einem Hotel. Das Taxi bremst unter blühenden Jakarandabäumen, und einem Afrikaner in einer eingelaufenen und abgewetzten Uniform gelingt es, die Autotür zu öffnen und ihm auf die Beine zu helfen. Hans Olofson gibt dem Taxifahrer, was er verlangt, obwohl der genannte Preis absurd hoch ist. An der Rezeption muß er längere Zeit warten, bis endlich jemand ermittelt hat, ob es noch ein freies Zimmer gibt. Er füllt ein endlos langes Anmeldeformular aus und denkt, daß er unbedingt seine Ausweisnummer auswendig lernen muß, die er nun schon zum viertenmal angeben muß. Den Koffer hat er sich zwischen die Beine geklemmt, weil er überall Diebe vermutet. Als nächstes steht er eine halbe Stunde an, um Geld zu wechseln, füllt wieder Formulare aus und wird dabei das Gefühl nicht los, genau diese Formulare schon einmal vorgelegt bekommen zu haben.

Ein klapperiger Aufzug bringt ihn schließlich nach oben, und ein Gepäckträger in zerschlissenen Schuhen trägt seinen Koffer. Zimmer 212 des Ridgeway Hotels verschafft ihm eine erste Atempause auf dem neuen Kontinent, und in ohnmächtiger Empörung reißt er sich die Kleider vom Leib und legt sich nackt ins Bett.

Von wegen Weltenbummler, denkt er. Von dem ist nichts übriggeblieben als ein verschüchterter Angsthase.

Es klopft an der Tür und er springt aus dem Bett, als hätte er etwas Verbotenes getan. Er hüllt sich in den Bettüberwurf und öffnet die Zimmertür.

Eine ausgezehnte alte Afrikanerin in einem Putzkittel erkundigt sich, ob er schmutzige Wäsche habe. Er schüttelt den Kopf, antwortet übertrieben höflich und weiß nicht, welches Verhalten eine Afrikanerin von ihm erwartet.

Nachdem er die Vorhänge zugezogen hat, legt er sich wieder ins Bett. Die Klimaanlage röchelt, und er muß niesen.

Die nassen Strümpfe aus Schweden, denkt er. Die Nässe, die ich mitgebracht habe. Ich bestehe aus einer Kette von Schwächen, denkt er resigniert. Mein Erbe ist die Furcht. Aus dem Schneegestöber ist eine Gestalt aufgetaucht, die ständig Gefahr läuft, die innere Orientierung zu verlieren.

Damit seine Mutlosigkeit trotzdem nicht überhandnimmt, wird er aktiv, hebt den Telefonhörer ab und ruft den Zimmerservice an. Eine nuschelnde Stimme meldet sich, als er schon wieder auflegen will. Er bestellt Tee und Hähnchensandwiches. Die murmelnde Stimme wiederholt seine Angaben und teilt ihm mit, die Bestellung werde unverzüglich auf sein Zimmer gebracht.

Nach fast zwei Stunden steht ein Hoteldiener mit einem Tablett vor der Tür. Während dieser zwei Stunden war er nicht in der Lage, etwas anderes zu tun als zu warten. Er erfährt, was es heißt, jemand zu sein, der nicht existiert, nicht einmal für den, der beim Zimmerservice seine Bestellung aufgenommen hat.

Hans Olofson sieht, daß auch der Hoteldiener fast auseinanderfallende Schuhe trägt. Ein Absatz fehlt, und die Sohle des zweiten Schuhs steht offen wie ein Fischmaul. Da er sich wegen des Trinkgeldes unsicher ist, gibt er viel zuviel, und der Kellner sieht ihn fragend an, ehe er lautlos aus dem Zimmer verschwindet.

Nach der Mahlzeit schläft er und wird erst wach, als es schon Abend ist. Er öffnet das Fenster, schaut in die Dunkelheit hinaus und wundert sich, daß die Hitze noch genauso intensiv ist wie am Morgen, obwohl die gleißende Sonne mittlerweile untergegangen ist.

Vereinzelt erkennt man den schwachen Lichtschein von Straßenlaternen. Schwarze Schatten huschen vorbei, ein Lachen dringt aus einer fremden Kehle auf dem Parkplatz unter seinem Fenster.

Er betrachtet die Kleider in seinem Koffer und ist unsicher, wie man sich im Speisesaal eines afrikanischen Hotels kleidet. Ohne sich wirklich für bestimmte Kleidungsstücke entschieden zu haben, zieht er sich an und versteckt die Hälfte seines Geldes in einem Hohlraum im Zement hinter dem Toilettenstuhl.

An der Bar bemerkt er erstaunt, daß die meisten Gäste Weiße sind, umgeben von schwarzen Kellnern, die alle schlechte Schuhe tragen. Er geht zu einem leeren Tisch, läßt sich auf einen Stuhl fallen, der ihn an die Rückbank im Taxi erinnert, und wird auf der Stelle von dunkelhäutigen Kellnern umringt, die seine Bestellung erwarten.

»Einen Gin Tonic, bitte«, sagt er höflich.

Einer der Kellner antwortet bedauernd, daß sie leider kein Tonic hätten.

»Gibt es denn nichts anderes, womit sie mixen können?« fragt Hans Olofson.

»Es gibt frischgepreßte Orangen«, antwortet der Kellner.

»Auch gut«, meint Hans Olofson.

»Leider haben wir auch keinen Gin«, sagt der Kellner.

Hans Olofson gerät ins Schwitzen.

»Was gibt es denn?« fragt er freundlich.

»Hier gibt es nichts«, antwortet ihm plötzlich eine Stimme vom Nachbartisch. Hans Olofson dreht sich um und erblickt einen aufgedunsenen Mann in einem abgewetzten Khakianzug; sein Gesicht ist hochrot. »Das Bier ging vor einer Woche aus«, fährt der Mann fort. »Heute gibt es nur Kognak und Sherry. Zumindest noch für ein paar Stunden. Einem Gerücht zufolge soll es morgen Whisky geben. Vielleicht ist ja was dran.«

Der Mann beendet seinen Kommentar mit einem wütenden Blick auf den Kellner und sackt auf seinem Stuhl in sich zusammen.

Hans Olofson bestellt einen Kognak. Afrika kommt ihm wie ein Kontinent vor, auf dem alles zur Neige geht.

Beim dritten Glas Kognak setzt sich eine Afrikanerin neben ihn und lächelt ihn einladend an. »Darf ich Ihnen ein wenig Gesellschaft leisten?« fragt sie.

Er fühlt sich geschmeichelt, obwohl er weiß, daß die Frau eine Prostituierte ist. Sie kommt zu früh, denkt er. Ich bin noch nicht soweit. Er schüttelt den Kopf. »Nein«, antwortet er. »Heute Abend nicht.«

Sie betrachtet ihn weiterhin lächelnd. »Und wie ist es mit morgen?«

»Irgendwann einmal«, antwortet er. »Morgen bin ich vielleicht schon abgereist.«

Die Frau steht auf und verschwindet im Halbdunkel an der Bar.

»Huren«, sagt der Mann am Nachbartisch, der wie ein Schutzengel über Hans Olofson zu wachen scheint. »Die sind hier ziemlich billig«, fährt er fort, »aber in den anderen Hotels sind sie besser.«

»Aha«, antwortet Hans Olofson höflich.

»Hier sind sie entweder zu alt oder zu jung«, fährt der Mann fort. »Früher war alles besser.«

Hans Olofson erfährt nicht mehr, was früher alles besser gewesen sein soll, da der Mann das Gespräch abbricht, sich auf seinem Stuhl zurücksinken läßt und die Augen schließt.

Im Restaurant wird er sogleich von anderen Kellnern umringt, die auch abgetretene Schuhe tragen. Ein Kellner, der eine Wasserkaraffe auf seinen Tisch stellt, trägt erst gar keine Schuhe, und Hans Olofson betrachtet seine nackten Füße.

Nach längerem Überlegen bestellt er ein Fleischgericht. Als das Essen serviert wird, bekommt er heftige Darmkrämpfe.

Einem der Kellner fällt sofort auf, daß er die Gabel wieder fortlegt. »Schmeckt es nicht?« erkundigt er sich besorgt.

»Es schmeckt bestimmt ausgezeichnet«, erwidert Hans Olofson. »Aber leider ist mein Magen ein wenig in Aufruhr.«

Dann hält er es nicht länger aus. Verblüffte Gäste beobachten seinen fluchtartigen Aufbruch, und er denkt, daß er es nicht mehr rechtzeitig auf sein Zimmer schaffen wird.

Vor dem Aufzug bemerkt er erstaunt, daß die Frau, die ihm eben noch ihre Gesellschaft angeboten hat, das Hotel nun in Begleitung des aufgedunsenen Mannes im Khakianzug verläßt, der behauptet hatte, die Prostituierten in diesem Hotel seien nicht gut.

Im Aufzug macht er sich in die Hose, ein fürchterlicher Gestank verbreitet sich, und der Darminhalt läuft ihm die Beine hinab. Aufreizend langsam hebt der Aufzug ihn in sein Stockwerk. Während er durch den Hotelflur stolpert, hört er hinter einer verschlossenen Tür einen Mann lachen.

Im Badezimmer sieht er sich die Bescherung an, legt sich dann

ins Bett und denkt, daß der Auftrag, den er sich selbst erteilt hat, entweder nicht durchführbar oder aber sinnlos ist. Was hat er sich eigentlich vorgestellt?

In seinem Portemonnaie verwahrt er die ungenaue Adresse einer Missionsstation am Oberlauf des Kafue. Er hat keine Ahnung, wie er dorthin gelangen soll, hat aber wenigstens vor seiner Abreise noch herausgefunden, daß Züge in den Copperbelt gehen.

Aber dann? 270 Kilometer querfeldein durch eine unwegsame, knochentrockene Landschaft?

In der Stadtbücherei daheim hat er sich über das Land informiert, in dem er sich nun aufhält. Große Teile des Landes sind während der Regenzeit unpassierbar. Aber wann beginnt die Regenzeit?

Ich bin wie üblich schlecht gerüstet, denkt er. Meine Vorbereitungen waren oberflächlich, der Koffer wurde in Windeseile gepackt. Erst jetzt, da es zu spät ist, versuche ich einen Plan auszuarbeiten.

Ich wollte die Missionsstation besuchen, die Janine niemals sehen durfte, die sie nicht erreichte, ehe sie starb. Ich habe ihren Traum übernommen, statt einen eigenen zu entwickeln.

Hans Olofson schlummert ein, schläft unruhig und steht im Morgengrauen auf. Von seinem Hotelfenster aus sieht er die Sonne wie einen gewaltigen Feuerball am Horizont aufsteigen. Auf der Straße bewegen sich schwarze Schatten. Der Duft der Jakarandabäume vermischt sich mit dem schweren Rauch der Holzkohlefeuer. Frauen mit unförmigen Lasten auf den Köpfen und mit Kindern, die sie sich auf den Rücken gebunden haben, sind unterwegs zu Zielen, die er nicht kennt.

Ohne es ausdrücklich zu beschließen, reift in ihm der

Entschluß, nach Mutshatsha weiterzureisen, zu dem Ziel, das  
Janine nie erreicht hat ...

ALS HANS OLOFSON an diesem kalten Wintermorgen aufwacht und seinen Vater mit dem Oberkörper auf dem Küchentisch liegen sieht, endlich schlafend nach dem langen nächtlichen Kampf gegen unsichtbare Dämonen, weiß er, daß er nicht ganz allein ist. Er hat einen Vertrauten, einen Knappen, mit dem er der Nasenlosen aus Ulvkälla, einer Ansammlung von Baracken am südlichen Flußufer, das Leben zur Hölle macht. Mit ihm zusammen sucht er das Abenteuer, das es selbst an diesem gottverlassenen Ort geben muß.

Das Holzhaus, in dem Hans Olofson wohnt, hat einen mächtigen Nachbarn. Umzäunt von steinernen Pfeilern und ständig frisch poliertem Stahldraht, liegt nebenan das Gerichtsgebäude. Ein weißes Haus mit Terrasse, Säulengang und breiten Doppeltüren. Im Erdgeschoß ist der Gerichtssaal untergebracht, die obere Etage bewohnt der Richter.

Nach dem Tod von Richter Turesson steht das Haus mehr als ein Jahr lang leer.

Eines Tages rollt dann ein vollbeladener Chevrolet auf den Hof vor dem Gerichtsgebäude, und das ganze Städtchen blinzelt erwartungsvoll hinter Gardinen hervor.

Aus dem glänzenden Auto steigt die Familie des neuen Richters.

Eines der Kinder, die auf dem Hof herumlaufen, heißt Sture und wird Hans Olofsons Freund.

Eines Nachmittags, als Hans Olofson ziellos am Flußufer umherstreift, sitzt auf einem seiner Lieblingssteine, von dem aus man die Brücke und das südliche Flußufer überblicken kann,

ein fremder Junge. Hans Olofson versteckt sich hinter einem Strauch und beobachtet den Eindringling, der offensichtlich angelt.

Er entdeckt, daß es der Sohn des neuen Richters ist. Selbstzufrieden bringt er ihm größtmögliche Verachtung entgegen. Nur ein Idiot oder Zugezogener kann auf die Idee kommen, in dieser Jahreszeit im Fluß zu angeln.

Von Croona. So heißt die Familie. Er hat gehört, es sei der Name eines Adelsgeschlechts. Ein Geschlecht, ein Name. Kein gewöhnliches Olofson. Der neue Richter hat Vorfahren, deren Spuren sich im Nebel historischer Schlachtfelder verlieren.

Hans Olofson beschließt deshalb, daß der angelnde Richterssohn ein wirklich unangenehmer Zeitgenosse sein muß, verläßt die Deckung und zeigt sich ihm.

Der Junge auf dem Stein betrachtet ihn neugierig. »Fängt man hier was?« fragt er.

Hans Olofson schüttelt den Kopf und denkt, daß er dem Jungen eine knallen und ihn von dem Stein verjagen sollte. Aber er verliert den Faden, als der Adlige ihm unverwandt in die Augen sieht und keine Spur von Verlegenheit zeigt. Er holt die Angelschnur ein, reißt den Wurmstummel vom Haken und steht auf.

»Wohnst du nicht in dem Holzhaus?« fragt er, und Hans Olofson nickt.

Und als wäre es die natürlichste Sache der Welt, schlendern sie anschließend gemeinsam zurück. Hans Olofson bahnt die Spur, und der Adlige folgt ihm in ein paar Schritten Abstand. Hans Olofson gibt die Richtung an, er kennt die Pfade, Gräben, Steine. Sie streunen bis zu der Pontonbrücke, die zum Volkspark hinüberführt, und nehmen dann die Abkürzung über

die große Heuwiese, bis sie die Kyrkogatan erreichen. Vor Nilssons Konditorei beobachten sie interessiert zwei Hunde, die sich paaren. Am Wasserturm zeigt Hans Olofson dem Jungen die Stelle, an der Rudin sich aus Protest gegen Oberarzt Torstensons Weigerung, ihn wegen seiner angeblichen Magenbeschwerden ins Krankenhaus einzuweisen, vor ein paar Jahren selbst in Brand gesteckt hat.

Mit unverkennbarem Stolz versucht Hans Olofson die haarsträubendsten Begebenheiten wiederzugeben, die ihm aus der Geschichte des Städtchens bekannt sind. Rudin ist beileibe nicht der einzige Verrückte, der hier gelebt hat.

Entschlossen steuert er die Kirche an und zeigt auf einen Hohlraum in der südlichen Kirchenmauer. Erst ein Jahr zuvor hatte einer der Kirchendiener in einem Anfall akuter Glaubensverwirrung an einem späten Abend im Januar versucht, die Kirche abzureißen. Mit Spitzhacke und Vorschlaghammer bearbeitete er tatkräftig das massive Gemäuer. Durch den Lärm wurde die Polizei auf den Plan gerufen, und Polizist Bergstrand mußte seinen Wintermantel zuknöpfen und sich in das Schneegestöber hinausbemühen, um den Mann zu verhaften.

Hans Olofson erzählt, und der Adlige hört zu.

Von diesem Tag an wächst eine Freundschaft zwischen dem ungleichen Paar, dem Adligen und dem Sohn des Holzfällers. Gemeinsam überwinden sie gewaltige Unterschiede, wenn auch nicht alle. Es bleibt immer ein Niemandsland, das sie nie gemeinsam betreten können, aber sie kommen einander so nahe, wie es ihnen überhaupt möglich ist.

Sture hat ein eigenes Zimmer auf dem Dachboden des Gerichtsgebäudes, ein großes und helles Zimmer, in dem es von seltsamen Apparaturen, Karten, Bausätzen und Chemikalien

nur so wimmelt. Spielsachen im eigentlichen Sinne gibt es nicht, nur zwei Flugzeugmodelle, die an der Decke hängen.

Sture zeigt auf ein Bild an der Wand. Hans Olofson sieht einen bärtigen Mann, der ihn entfernt an die alten Porträts von Pfarrern in der Kirche erinnert. Sture erklärt jedoch, das Bild zeige Leonardo, und er werde eines Tages so sein wie Leonardo, etwas Neues erfinden und Dinge erschaffen, von denen die Menschen bisher nicht einmal ahnten, daß sie ihnen fehlten.

Hans Olofson hört zu und versteht nicht alles, spürt aber die Leidenschaft in Stures Worten und erkennt seinen eigenen besessenen Traum wieder, die Vertäuerungen des elenden Holzhauses zu kappen und es flußabwärts treiben zu lassen, zum Meer, das er noch nie gesehen hat.

Das Zimmer auf dem Dachboden des Gerichtsgebäudes ist die Bühne ihres Mysterienspiels. Nur selten besucht Sture dagegen Hans Olofson. Die stickige Luft, der Geruch der Elchhunde, die nassen Wollsachen stoßen ihn ab.

Natürlich sagt er Hans Olofson nichts davon, denn man hat ihn dazu erzogen, andere nicht unnötig zu verletzen. Er weiß, wohin er gehört, und ist froh, nicht in Hans Olofsons Welt leben zu müssen.

Im Frühsommer brechen sie zu ihren ersten nächtlichen Streifzügen auf. Über eine ans Dachbodenfenster gelehnte Leiter verläßt Sture unbemerkt das Haus. Hans Olofson wiederum besticht die Elchhunde mit aufgesparten Knochen und schleicht zur Tür hinaus. In der Sommernacht streunen sie durch das schlafende Städtchen, und es ist ihr ganzer Stolz, daß sie niemals entdeckt werden. Anfangs noch vorsichtige Schatten, werden sie mit der Zeit immer tollkühner. Sie gleiten durch Hecken und schadhafte Zäune, lauschen an offenen Fenstern, heben sich gegenseitig auf die Schultern und pressen ihre Gesichter an die

Fenster, hinter denen die wenigen nächtlichen Lampen der Stadt brennen. Sie sehen betrunkene Männer in dreckigen Unterhosen, die in muffigen Wohnungen schlafen und in einem glücklichen, jedoch leider nie wiederkehrenden Moment werden sie Zeuge der Leidenschaft zwischen einem Eisenbahnarbeiter und einer Schuhverkäuferin.

Sie sind die Herrscher der leeren Straßen und Höfe.

In einer Julinacht begehen sie einen rituellen Einbruch. Sie dringen in das Fahrradgeschäft neben der Apotheke ein und stellen ein paar Fahrräder im Schaufenster um. Anschließend verlassen die das Geschäft wieder, ohne etwas mitgehen zu lassen. Der Einbruch an sich reizt sie, die Aussicht, ein alle verblüffendes Rätsel zu schaffen. Fahrradhändler Wiberg wird nie erfahren, was passiert ist.

Aber natürlich stehlen sie auch. Aus einem unverschlossenen Auto vor dem Stadthotel entwenden sie eines Nachts eine ungeöffnete Flasche Schnaps und trinken sich, auf den Steinen am Flußufer sitzend, ihren ersten Rausch an.

Sie folgen sich gegenseitig, der eine ist der Anführer des anderen. Niemals gibt es Streit.

Doch alle Geheimnisse teilen sie nicht.

Immer wieder empfindet Hans Olofson es als demütigend, daß Sture so viel Geld hat. Als das Gefühl der eigenen Unterlegenheit übermächtig zu werden droht, rettet sich Hans Olofson in die Ausrede, daß sein Vater ein Versager ist, dem es an der nötigen Cleverness fehlt, für ein ordentliches Einkommen zu sorgen.

In Stures Augen stellt sich das Geheimnis genau umgekehrt dar. In Hans Olofson sieht er einen tauglichen Knappen, doch er ist auch froh, nicht er sein zu müssen.

Ahnen sie, daß ihre Freundschaft zum Scheitern verurteilt ist? Wie weit können die Gemeinsamkeiten strapaziert werden, ehe es zum Bruch kommt? Der Abgrund ist da, beide ahnen seine Nähe, doch keiner will die Katastrophe heraufbeschwören.

Ein Zug von Bösartigkeit wird zu einem Bestandteil ihrer Freundschaft. Woher er kommt, wissen sie nicht, aber plötzlich ist er da. Ihre düsteren Waffen erheben sie gegen die Nasenlose in Ulvkälla.

Diese Frau, die keine Nase mehr hat, ist als Jugendliche an einem Drüsenfieber erkrankt, das eine Nasenoperation erforderlich machte. Der damals im Krankenhaus operierende Arzt Stierna erwischt einen schlechten Tag, und die Nase kommt unter seinem Messer und seinen ungeschickten Fingern gänzlich abhanden, so daß die junge Frau mit einem Loch zwischen den Augen heimkehren muß. Sie ist siebzehn und versucht zweimal, sich zu ertränken, wird aber beide Male an Land getrieben. Sie lebt allein mit ihrer Mutter, einer Näherin, die binnen eines Jahres nach der katastrophalen Operation stirbt.

Hätte sich nicht der pietistische Prediger Harry Persson, von allen nur Hurra-Pelle genannt, ihrer erbarmt, wäre es ihr mit Sicherheit irgendwann gelungen, ihrem Leben ein Ende zu machen. Aber Hurra-Pelle schleifte sie zu den Holzbänken in der Baptistenkirche, die gegenüber der beiden berüchtigtsten Sündenpfuhle der Stadt steht: der Kneipe und dem Gewerkschaftshaus. In der Kirche wurde sie in eine Gemeinschaft aufgenommen, an deren Existenz sie nicht mehr geglaubt hatte. In der Gemeinde gab es zwei ältere Schwestern, die sich von der Nasenlosen mit ihrem Loch zwischen den Augen, in das sie ein Taschentuch stopfte, nicht abschrecken ließen. Sie hatten viele Jahre als Missionare in Afrika verbracht,

die meiste Zeit im belgischen Kongo, und dort wesentlich Schlimmeres gesehen als eine verschwundene Nase. Sie brachten Erinnerungen an verfaulende Leprakörper und die grotesk angeschwollenen Hodensäcke der an Elephantiasis Erkrankten mit nach Hause. Für sie war die Nasenlose eine dankbar angenommene Erinnerung daran, daß christliche Barmherzigkeit auch in einem so gottlosen Land wie Schweden Wunderwerke bewirken kann.

Hurra-Pelle schickte die Nasenlose mit Gemeindeblättern von Haus zu Haus, und niemand weigerte sich, ihr die Schriften abzukaufen. In kürzester Zeit entwickelte sie sich zu einer wahren Goldgrube für Hurra-Pelle, und schon nach einem halben Jahr konnte er es sich leisten, seinen rostigen Vauxhall gegen einen nagelneuen Ford einzutauschen.

Die Nasenlose wohnte in einem etwas abseits gelegenen Haus in Ulvkälla, und eines Nachts standen Sture und Hans Olofson vor ihren unbeleuchteten Fenstern. Sie lauschten in die Stille hinein, ehe sie sich über die Brücke auf den Rückweg machten.

In der folgenden Nacht kamen sie wieder und nagelten eine tote Ratte an ihre Haustür. Die entstellte Frau verlockte die beiden dazu, sie zu peinigen.

In den Sommerwochen kippten sie eines Nachts einen ausgegrabenen Ameisenhügel durch das offenstehende Küchenfenster. In einer anderen Nacht beschmierten sie die Johannisbeersträucher mit Firnis, und schließlich legten sie, zusammen mit ein paar Seiten aus einem verschmierten Herrenmagazin, die sie in einer Mülltonne gefunden hatten, eine Krähe mit abgehacktem Kopf in ihren Briefkasten. Zwei Nächte später kehrten sie mit einer von Hausmeister Nymans Heckenscheren zurück, um die Blumen der Nasenlosen zu massakrieren.

Während Hans Olofson an der Hausecke Schmiere stand, griff Sture eines der gepflegten Blumenbeete an. Da öffnet sich die Haustür, und die Nasenlose steht in einem hellen Morgenrock vor ihnen und fragt ganz ruhig, ohne Trauer oder Zorn, warum sie tun, was sie da tun.

Vorher haben sie sich stets einen Fluchtweg zurechtgelegt. Aber anstatt wie zwei gehetzte Hasen zu verschwinden, bleiben sie stehen, als würde ein Anblick sie gefangennehmen, dem sie sich nicht entziehen können.

Ein Engel, denkt Hans Olofson viel später, viele Jahre nachdem er in der tropischen Nacht Afrikas verschwunden ist. Wie ein zur Erde hinabgestiegener Engel ist sie in seiner Erinnerung, nach ihrem Tod und seinem Aufbruch zu der Reise, auf der er den Traum verwirklichen wird, den er von ihr übernommen hat.

In der Sommernacht steht die Nasenlose im Türrahmen, und ihr weißer Morgenrock leuchtet im schwachen Licht des Morgengrauens. Sie wartet auf eine Antwort, die niemals kommt.

Daraufhin tritt sie zur Seite und bittet die beiden ins Haus. Ihre Geste ist unwiderstehlich. Mit gesenkten Köpfen schleichen sie an ihr vorbei in die blitzblanke Küche. Hans Olofson erkennt auf der Stelle den Geruch von Schmierseife, das rasende Schrubben seines Vaters, und für einen Moment kommt ihm der Gedanke, daß auch die Nasenlose sich durch schlaflose, gehetzte Nächte schrubbt.

Ihre Sanftmut macht die Jungen schwach, wehrlos. Hätte das Loch an der Stelle, wo einmal ihre Nase saß, Feuer und Schwefel gespien, wäre es ihnen leichter gefallen, die Situation zu meistern. Ein Drache ist leichter zu besiegen als ein Engel.

Der Geruch von Schmierseife vermischt sich mit dem der Traubenkirsche vor dem Küchenfenster. Leise surrt eine Wanduhr.

Die Blicke der Marodeure sind starr auf den Linoleumfußboden gerichtet.

In der Küche ist es so still, als säßen sie in einer Andacht. Vielleicht wendet sich die Nasenlose in dieser Stille ja an Hurra-Pelles Gott, um sich bei ihm Rat zu holen, wie sie die beiden havarierten Vandalen dazu bringen kann, ihr zu erklären, warum sie eines Morgens in eine Küche kam, in der es vor wütenden Ameisen nur so wimmelte.

In den Köpfen der beiden Knappen herrscht völlige Leere. Die Gedankenbahnen hängen fest, als wären die Weichen eingefroren. Was gibt es da überhaupt zu erklären?

Die auf sie einstürmende Lust zu quälen hatte keine erkennbaren Ursachen. Die Wurzeln des Bösen keimen im dunklen unterirdischen Grund, der dem Blick verborgen bleibt und sich erst recht nicht erklären läßt.

Sie sitzen in der Küche der Nasenlosen, und als sie lange genug nichts gesagt haben, läßt die Frau sie gehen. Bis zuletzt hält sie die Jungen mit ihrer Sanftmut gefangen und bittet die beiden, wiederzukommen, sobald sie glauben, ihre Untaten erklären zu können.

Die Begegnung mit der entstellten Frau bildet einen Wendepunkt. Noch oft werden sie in ihre Küche kommen und mit der Zeit entsteht zwischen den dreien große Vertrautheit. Hans Olofson wird in diesem Jahr dreizehn und Sture fünfzehn. Die beiden Jungen sind immer willkommen, wenn sie zu ihrem Haus kommen. Stillschweigend kommen sie überein, die geköpften Krähe und die Ameisen mit keinem Wort zu

erwähnen. Die stumme Entschuldigung ist vorgebracht, die Vergebung empfangen worden, und das Leben hält die andere Wange hin.

Als erstes entdecken sie, daß die Nasenlose auch einen Namen hat, und zwar nicht irgendeinen: Sie heißt Janine, ein Name, der einen fremden, mystischen Duft verströmt.

Sie hat einen Namen, eine Stimme, einen Körper, und sie ist keine dreißig Jahre alt. Noch ist sie jung. Wenn es ihnen gelingt, an dem klaffenden Loch unter ihren Augen vorbeizusehen, ahnen sie den schwachen Schimmer von Schönheit. Sie ahnen Herzschläge und geistreiche Gedanken, Gelüste und Träume. Und als wäre es das natürlichste auf der Welt, lotst sie die Jungen durch ihre Lebensgeschichte und läßt sie teilhaben an den schrecklichen Sekunden, in denen ihr klarwurde, daß der Chirurg ihre Nase weggeschnitten hatte, folgen ihr zweimal in das schwarze Wasser des Flusses und spüren, wie die Stricke an den Gewichten gerade in dem Moment reißen, als ihre Lungen schon zu platzen drohen. Wie unsichtbare Schatten folgen sie ihr zu Hurra-Pelles Büsserbank, lauschen der mystischen Umarmung der Erlösung und stehen am Ende neben ihr, als sie die Ameisen auf dem Küchenfußboden entdeckt.

In diesem Jahr keimt eine eigentümliche Verliebtheit zwischen den dreien.

Eine Wildblume im Haus am südlichen Ufer des Flusses.

AUF EINER verschmierten Landkarte setzt Hans Olofson einen Finger auf den Namen Mutshatsha. »Wie komme ich dorthin?« fragt er.

Es ist sein zweiter Morgen in Afrika, sein Bauch rumort, und der Schweiß läuft ihm unter dem Hemd in Strömen hinab.

Er steht an der Rezeption des Ridgeway Hotel. Auf der anderen Seite sitzt ein alter Afrikaner mit weißen Haaren und müden Augen. Sein Hemdkragen ist ausgefranst, seine Uniform ungewaschen. Hans Olofson kann der Versuchung nicht widerstehen, sich über die Theke zu beugen, um nachzuschauen, was der Mann an den Füßen trägt.

Wenn der afrikanische Kontinent in ähnlicher Verfassung ist wie das Schuhwerk seiner Einwohner, hat er seine Zukunft schon hinter sich, und alles ist rettungslos verloren, hat er im Fahrstuhl nach unten gedacht. Die vielen schadhafte Schuhe, die er sieht, lassen eine vage Angst in ihm aufkeimen.

Der alte Mann ist barfuß.

»Möglich, daß ein Bus fährt«, antwortet der Mann.

»Möglich, daß ein Lastwagen fährt. Früher oder später kommt bestimmt auch ein Auto.«

»Wie findet man den Bus?« fragt Hans Olofson.

»Man stellt sich an den Straßenrand.«

»An einer Haltestelle?«

»Wenn es eine Haltestelle gibt. Manchmal gibt es eine, meistens nicht.« Hans Olofson muß erkennen, daß er kaum mehr als diese vagen Auskünfte bekommen wird. Er spürt etwas

Unbestimmtes, Flüchtiges im Leben der Schwarzen, das ihm im Vergleich zu der Welt, aus der er selbst stammt, völlig fremd ist.

Ich habe Angst, denkt er. Afrika macht mir Angst, seine Hitze, seine Gerüche, seine Menschen mit ihren schlechten Schuhen. Ich falle hier zu sehr auf. Meine Hautfarbe leuchtet, als wäre ich eine brennende Kerze im Dunkeln. Wenn ich das Hotel verlasse, werde ich verschwinden, ohne Spuren zu hinterlassen.

Der Zug nach Kitwe geht am Abend. Den Tag verbringt Hans Olofson auf seinem Zimmer. Lange steht er am Fenster und beobachtet einen Mann in abgerissenen Kleidern, der mit einem langen Messer mit breiter Klinge das Gras um ein großes Holzkreuz schneidet, und Menschen, die mit unförmigen Bündeln auf den Köpfen vorbeigehen.

Gegen sieben Uhr abends verläßt er sein Zimmer und muß auch für die Nacht bezahlen, in der er es nicht mehr benutzen wird. Als er aus dem Hotel tritt, wird er sofort von schreienden Taxifahrern umringt.

Warum machen sie nur einen solchen Lärm, denkt er, und eine erste Welle der Verachtung erfaßt ihn.

Er geht zu einem Wagen, der noch einigermaßen intakt zu sein scheint, und nimmt den Koffer mit auf den Rücksitz. Sein Geld hat er in den Schuhen und in der Unterhose versteckt. Als er auf der Rückbank Platz nimmt, bereut er die Wahl seiner Verstecke bereits. Die Geldscheine kleben und drücken am Körper.

Im Bahnhof herrscht ein wenn möglich noch größeres Chaos als bei seiner Ankunft am Flughafen. Das Taxi setzt ihn mitten in einem Gewirr von Menschen, Kleiderbündeln, Hühnern und Ziegen, Wasserverkäufern, Feuern und verrosteten Autowracks ab. Der Bahnhof ist praktisch unbeleuchtet. Die wenigen

Lampen sind entweder durchgebrannt oder abmontiert worden.

Er kommt kaum dazu, das Taxi zu bezahlen, da ist er auch schon von einer Schar schmutziger Kinder umgeben, die sein Gepäck tragen wollen oder ihn anbetteln. Ohne zu wissen, wohin er sich wenden muß, eilt er davon; durch die Geldscheine sind seine Füße schon wundgelaufen. In einer Wand entdeckt er eine klaffende Öffnung, über der ein halb abgeblättertes Schild verkündet, daß es sich um den Fahrkartenschalter handelt. Der Wartesaal ist überfüllt, es riecht nach Urin und Dung, und er stellt sich dort an, wo er die Schlange vor dem Schalter vermutet. Ein Mann ohne Beine schiebt sich auf einem Holzwägelchen vorbei und bietet einen schmutzigen Fahrschein nach Livingstone an, aber Hans Olofson schüttelt den Kopf, dreht sich um, zieht sich in sich selbst zurück.

Ich hasse dieses Chaos, denkt er. Man kann hier unmöglich den Überblick behalten. Ich bin Zufällen ausgeliefert und Menschen, die sich auf Holzwägelchen vorwärtsbewegen.

Er löst eine Fahrkarte nach Kitwe, geht auf den Bahnsteig hinaus, an dem ein Zug mit Diesellokomotive steht, und betrachtet mißmutig, was ihn erwartet. Die heruntergekommenen, bereits überfüllten Waggons wirken wie zerschlissene Pappkartons mit Spielzeugfiguren.

Plötzlich entdeckt er zwei Weiße, die in den ersten Wagen hinter der Lokomotive steigen. Als wären alle Weißen in dieser schwarzen Welt seine Freunde, läuft er ihnen hinterher und stolpert beinahe über einen Mann, der mitten auf dem Bahnsteig schläft.

Er hofft, daß seine Fahrkarte ihm den Zutritt zu diesem Waggon erlaubt, und sucht so lange, bis er das Abteil gefunden hat, in dem die Weißen, denen er gefolgt ist, gerade damit beschäftigt sind, ihre Koffer im Gepäckfach zu verstauen.

Betritt man in einem schwedischen Zug ein Abteil, überkommt einen meistens das Gefühl, mutwillig in das Wohnzimmer eines Menschen einzudringen, denkt er.

In diesem Abteil empfangen ihn hingegen freundlich lächelnde Gesichter, die ihm zunicken. Er stellt sich vor, durch seine Gegenwart eine in Auflösung begriffene und ständig schrumpfende weiße Armee zu verstärken.

Die beiden Reisenden sind ein älterer Mann und eine jüngere Frau, er vermutet, Vater und Tochter. Hans Olofson verstaubt sein Gepäck und setzt sich schweißgebadet hin. Die junge Frau sieht ihn aufmunternd an, während sie ein Buch und eine Taschenlampe auspackt.

»Ich komme aus Schweden«, sagt er, dem plötzlichen Bedürfnis nachgebend, sich mit jemand zu unterhalten. »Ich nehme an, dieser Zug fährt nach Kitwe?«

»Aus Schweden«, erwidert die Frau. »How nice.«

Der Mann hat sich eine Pfeife angesteckt und lehnt sich in seiner Ecke zurück. »Masterton«, sagt er. »Ich heiße Werner Masterton, und das ist meine Frau Ruth.«

Hans Olofson stellt sich ebenfalls vor und ist unendlich dankbar, in Gesellschaft von Menschen zu sein, die ordentliche Schuhe an den Füßen tragen.

Plötzlich setzt sich der Zug mit einem Ruck in Bewegung, und der Lärm auf dem Bahnhof schwillt zu einem gewaltigen Crescendo an. Ein Beinpaar taucht vor dem Fenster auf, als ein Mann auf das Waggondach klettert. Ihm folgen ein Korb mit Hühnern und ein Sack mit getrocknetem Fisch, der etwas aufreißt und den Geruch von Verwesung und Salz verströmt.

Werner Masterton wirft einen Blick auf seine Armbanduhr. »Zehn Minuten zu früh«, sagt er. »Entweder ist der

Lokomotivführer betrunken oder er will schnell nach Hause.«

Rauchschwaden ziehen vorbei, Feuer flackern entlang der Gleise und die Lichter von Lusaka bleiben allmählich zurück.

»Wir fahren sonst nie mit dem Zug«, sagt Werner Masterton aus seiner Ecke heraus. »Einmal alle zehn Jahre vielleicht. Aber in ein paar Jahren wird es in diesem Land kaum noch Züge geben. Nach der Unabhängigkeit ist alles verfallen. Innerhalb von fünf Jahren ist hier fast alles zusammengebrochen. Alles wird gestohlen. Wenn dieser Zug nachts anhält, was er mit Sicherheit tun wird, dann um dem Lokomotivführer die Möglichkeit zu geben, Treibstoff aus dem Tank der Lokomotive zu verkaufen. Die Afrikaner kommen mit Kanistern. Die grünen Scheiben an den Ampeln sind auch verschwunden. Kinder haben sie gestohlen und versuchen, sie den Touristen als Smaragde zu verkaufen. Aber bald wird es auch keine Touristen mehr geben. Man hat die wilden Tiere abgeschossen, ausgerottet. Schon seit über zwei Jahren habe ich von keinem Menschen mehr gehört, der einen Leopard gesehen hätte. Er macht eine Geste in Richtung Dunkelheit. »Hier gab es Löwen«, sagt er. »Hier zogen früher riesige Elefantenherden durch. Heute ist davon nichts mehr geblieben.«

Die Mastertons besitzen eine große Farm in der Nähe von Chingola, erfährt Hans Olofson im Laufe ihrer langen nächtlichen Reise nach Kitwe. Anfang der fünfziger Jahre kamen Werner Mastertons Eltern aus Südafrika nach Sambia. Ruth ist die Tochter eines Lehrers, der 1964 nach England zurückging. Die beiden lernten sich bei Freunden in Ndola kennen und heirateten, trotz des großen Altersunterschieds.

»Die Unabhängigkeit war eine Katastrophe«, sagt Werner Masterton und bietet ihm aus seinem Flachmann Whisky an. »Die Afrikaner stellten sich unter Freiheit vor, daß keiner mehr

arbeiten muß. Niemand gab mehr Befehle, niemand fand, daß er etwas tun mußte, wenn es keiner verlangte. Jetzt lebt das Land von den Einnahmen aus dem Kupferbergbau. Aber was ist, wenn die Preise auf dem Weltmarkt sinken? Man hat keinen Penny in Alternativen investiert. Sambia ist ein Agrarland. Es könnte sogar eines der besten auf der Welt sein, denn der Boden ist fruchtbar, und es gibt ausreichend Wasser. Aber man hat keinen Penny investiert. Die Afrikaner haben nichts begriffen, nichts gelernt. Als die englische Flagge eingeholt wurde und sie ihre eigene hißten, war das der Anfang eines Trauerspiels, das noch kein Ende genommen hat.

»Ich weiß so gut wie nichts über Afrika«, meint Hans Olofson.  
»Und den wenigen Dingen, die ich weiß, mißtraue ich bereits. Dabei bin ich erst seit zwei Tagen hier.«

Sie sehen ihn fragend an und er würde ihnen gerne eine andere Antwort anbieten.

»Ich bin unterwegs zu einer Missionsstation in Mutshatsha«, erläutert er. »Aber im Grunde weiß ich überhaupt nicht, wie ich dorthin kommen soll.«

Erstaunt stellt er fest, daß die Mastertons unverzüglich nach einem Weg suchen, wie er seine Expedition zu Ende bringen kann. Ihm kommt der Gedanke, daß er möglicherweise ein Problem zur Diskussion gestellt hat, das im Gegensatz zu dem, was Werner Masterton soeben erzählt hat, lösbar erscheint. Müssen die Probleme der Schwarzen vielleicht von Schwarzen und die der Weißen von Weißen gelöst werden?

»Wir haben Freunde in Kalulushi«, sagt Werner Masterton.  
»Ich werde Sie zu Ihnen fahren. Unsere Freunde werden Ihnen dann weiterhelfen.«

»Das kann ich nicht annehmen«, antwortet Hans Olofson.

»Nehmen Sie es ruhig an«, sagt Ruth Masterton. »Wenn wir *wazungu* einander nicht helfen, wer soll es dann tun. Oder glauben Sie, einer der Schwarzen, die hier auf dem Dach hocken, würde Ihnen behilflich sein? Sobald sich die Gelegenheit dazu bietet, stehlen die Ihnen höchstens die Hose, die Sie am Leib tragen.«

Ruth Masterton holt Essen aus einer Tasche, und das Ehepaar läßt Hans Olofson ein, mit ihnen zu essen.

»Haben Sie nicht einmal Wasser dabei?« fragt sie. »Der Zug kann bis zu vierundzwanzig Stunden Verspätung haben. Es gibt immer etwas, das kaputtgeht, fehlt oder vergessen worden ist.«

»Ich dachte, es gäbe Wasser im Zug.«

»Das ist so dreckig, daß nicht einmal ein *munto* davon trinken würde«, entgegnet Werner Masterton und spuckt in die Dunkelheit hinaus. »In diesem Land könnte man wunderbar leben, wenn es die Schwarzen nicht gäbe.«

Hans Olofson denkt, daß sich die Weißen in Afrika vielleicht zu rassistischen Ansichten bekennen, um ausharren zu können. Aber gilt das auch für die Missionare?

»Kommt hier eigentlich nie ein Schaffner?« fragt er, um das, was er gerade gehört hat, nicht kommentieren zu müssen.

»Es ist nicht gesagt, daß es einen gibt«, antwortet Ruth Masterton. »Möglich, daß er seinen Zug vergessen hat. Oder aber ein entfernter Verwandter ist gestorben, und er ist zur Beerdigung gegangen, ohne sich abzumelden. Die Afrikaner verbringen einen Großteil ihres Lebens auf dem Weg von oder zu Beerdigungszeremonien. Vielleicht kommt er auch noch. Nichts ist unmöglich.«

Die beiden sind Überbleibsel von etwas Verlorenem, denkt Hans Olofson. Abgesehen von Südafrika und den

portugiesischen Kolonien ist der Kolonialismus heute tot und vergessen. Eine Epoche, die Geschichte geworden ist, läßt immer eine Handvoll Menschen in einer neuen Zeit zurück. Sie leben in der Vergangenheit, träumen, sind verbittert. Sie blicken auf ihre leeren Hände und fragen sich, wohin die Werkzeuge der Macht entschwunden sind. Dann entdecken sie diese Werkzeuge plötzlich in den Händen von Menschen, mit denen sie früher nur gesprochen haben, wenn sie ihnen Befehle erteilt oder sie zurechtgewiesen haben. Sie leben in einer Epoche der Verbitterung, in der Dämmerung des bevorstehenden Untergangs. Die Weißen in Afrika sind verirrte, versprengte Menschen, von denen niemand mehr etwas wissen will. Man hat ihnen den Boden, den sie für unverrückbar hielten, unter den Füßen weggezogen.

Eine Frage ergibt sich von selbst: »Dann war also früher alles besser?« erkundigt er sich.

»Was soll man darauf antworten?« sagt Ruth Masterton und sieht ihren Mann an.

»Man muß sagen, wie es ist«, erwidert Werner Masterton.

Eine schwache, flackernde Lampe taucht das Abteil in dämmriges Licht. Hans Olofson bemerkt, daß der Lampenschirm voller toter Insekten ist.

Werner Mastertons Augen folgen seinem Blick. »Ein solcher Lampenschirm, und die Putzfrau wäre entlassen worden«, sagt er. »Nicht am nächsten Tag, nicht nach einer Abmahnung, sondern sofort, sie wäre auf der Stelle gefeuert worden. Ein dermaßen verdreckter Zug wie der, in dem wir unterwegs sind, wäre früher undenkbar gewesen. In ein paar Stunden erreichen wir Kabwe. Früher hieß es Broken Hill. Sogar der alte Name war besser. Wenn Sie unbedingt die Wahrheit hören wollen, nichts ist gleich geblieben oder gar besser geworden. Wir sind

gezwungen, inmitten eines Verwesungsprozesses zu leben.«

»Aber«, setzt Hans Olofson an, wird jedoch unterbrochen.

»Ihr ›aber‹ kommt zu früh«, sagt Ruth Masterton. »Ich nehme an, daß Sie fragen wollen, ob es denn jetzt nicht wenigstens den Schwarzen bessergeht, aber auch das trifft nicht zu. Wer hätte denn die Europäer ersetzen sollen, die das Land 1964 verlassen haben? Darauf war man doch gar nicht vorbereitet, es gab nur einen schier grenzenlosen Übermut. Einen verhexten Schrei nach Unabhängigkeit, einer eigenen Fahne, vielleicht bald auch einer eigenen Währung.«

»Verantwortung kann man nur übernehmen, wenn man über das nötige Wissen verfügt«, fährt Werner Masterton fort. »1964 gab es in diesem Land ganze sechs Schwarze mit einem Universitätsabschluß.«

»Eine neue Zeit geht immer aus der Vergangenheit hervor«, wendet Hans Olofson ein. »Das Schulsystem muß schlecht gewesen sein.«

»Sie gehen von falschen Voraussetzungen aus«, widerspricht Ruth Masterton. »Niemand stellte sich vor, was Sie so dramatisch eine neue Zeit nennen. Die Entwicklung würde einfach fortschreiten, allen würde es bessergehen, nicht zuletzt den Schwarzen, aber ohne daß es zu einem Chaos kommen würde.«

»Eine neue Zeit bricht nicht von allein an«, beharrt Hans Olofson. »Was ist eigentlich geschehen?«

»Man hat uns verraten«, erwidert Ruth Masterton. »Das Mutterland hat uns verraten, und wir haben viel zu spät gemerkt, daß man uns im Stich ließ. In Rhodesien haben sie es erkannt, und deshalb ist dort nicht alles derart schiefgelaufen wie hier.«

»Wir kommen gerade aus Salisbury«, sagt Werner Masterton. »Dort konnten wir frei atmen. Vielleicht ziehen wir dorthin. Die Züge fahren pünktlich, die Lampenschirme waren nicht voller Insekten. Die Afrikaner taten, was sie am besten können: gehorchen.«

»Die Freiheit«, beginnt Hans Olofson und weiß dann nicht, wie er fortfahren soll.

»Wenn Freiheit bedeutet, daß man hungert, sind die Afrikaner in diesem Land auf dem besten Wege zu ihr«, meint Ruth Masterton.

»Das alles ist so schwer zu verstehen«, sagt Hans Olofson. »Schwer sich darauf einzulassen.«

»Sie werden es ja erleben«, fährt Ruth fort und lächelt ihn an. »Wir haben keinen Grund, Ihnen den Stand der Dinge zu verschweigen, weil Sie früher oder später doch mit der Wahrheit konfrontiert werden.«

Plötzlich hält der Zug. Die Bremsen quietschen, dann ist alles so still, daß man die Zikaden zirpen hört. Hans Olofson lehnt sich in die Dunkelheit hinaus. Der Sternenhimmel scheint zum Greifen nah, und sein Blick findet das helleuchtende Kreuz des Südens.

Was hatte er sich denn vorgestellt, als er Schweden verließ? Daß er unterwegs zu einem weit entfernten, schwach leuchtenden Fixstern war?

Ruth Masterton hat sich beim Schein ihrer Taschenlampe in ein Buch vertieft, Werner Masterton zieht an seiner erloschenen Pfeife. Hans Olofson hat das Gefühl, sich einen Überblick über seine Situation verschaffen zu müssen.

Janine, denkt er. Janine ist tot. Mein Vater ist durch seine Sauferei ein Wrack geworden, das nie wieder in See stechen

wird. Meine Mutter, das sind für mich zwei Fotografien des Ateljé Strandmark in Sundsvall. Zwei Bilder, die mich das Fürchten lehren, ein Frauengesicht vor einem Hintergrund aus unbarmherzigem Morgenlicht. Ich lebe mit einem Erbe aus Elchhundgerüchen, Winternächten und dem nie verebbenden Gefühl, im Grunde nicht gebraucht zu werden. Als ich beschloß, nicht in die Fußstapfen meines Vaters zu treten und Holzfäller zu werden und eines der Mädchen zu heiraten, mit denen ich zu den Klängen von Kringströms Orchester im zugigen Gewerkschaftshaus tanzte, entschied ich mich auch gegen die einzigen Ausgangspunkte, die ich hatte. Die mittlere Reife erwarb ich als ein Schüler, an den sich die Lehrer nie erinnern werden. Anschließend verbrachte ich vier schreckliche Jahre in der Provinzhauptstadt und wurde mit einem nichtssagenden Abitur dafür belohnt, daß ich nicht unterging. Ich leistete meinen Wehrdienst bei einem Panzerregiment in Skövde ab, und zwar erneut als ein Mensch, der nie auffiel. Ich hoffte, Jurist zu werden, ein vereidigter Verteidiger der mildernden Umstände. Ein gutes Jahr lang lebte ich zur Untermiete in einer dunklen Wohnung in Uppsala, wo mir jeden Morgen ein Verrückter beim Frühstück gegenüberaß. Verwirrung, Lustlosigkeit und Furcht der schwedischen Arbeiterklasse von heute haben in mir einen würdigen Vertreter.

Trotzdem habe ich nicht aufgegeben. Das gescheiterte Jurastudium war nur eine vorübergehende Demütigung, damit kann ich leben.

Aber kann ich auch damit leben, daß mir ein Traum fehlt? Daß ich mit dem Traum einer anderen, eines verstorbenen Menschen nach Afrika reise? Anstatt aufzubrechen, verirre ich mich auf eine Pilgerreise wie ein Büsser, als wäre Janines Tod letzten Endes meine Schuld.

Eines Tages kletterte ich über den kalten Stahlbogen der Brücke, die über den Fluß führt, und war vollkommen allein mit mir selbst. Ich war vierzehn, und ich fiel nicht. Aber später, als Sture mir folgen wollte ...

Seine Gedanken wurden unterbrochen. Von irgendwoher drang das Schnarchen eines Menschen, vermutlich vom Dach des Waggon.

Plötzlich wütend, formuliert er zwei Möglichkeiten: entweder sein Jurastudium fortzusetzen oder aber in die kalte Landschaft seiner Kindheit zurückzukehren.

Die Reise nach Afrika, zur Missionsstation in Mutshatsha, wird verblissen. Im Leben jedes Menschen gibt es unüberlegte Handlungen und Reisen, die niemals nötig gewesen wären. In zwei Wochen wird er nach Schweden zurückkehren, das Kreuz des Südens hinter sich lassen und dieses Intermezzo beenden.

Jetzt steht Werner Masterton an seiner Seite und schaut in die Dunkelheit hinaus. »Sie verkaufen Diesel«, sagt er. »Ich hoffe nur, daß sie sich nicht verschätzen und wir liegenbleiben. In weniger als einem Jahr würden die Wanderameisen diesen Zug in ein groteskes Stahlskelett verwandeln.

Eine Stunde später setzt sich der Zug wieder in Bewegung.

Später halten sie unerklärlich lange in Kapiri Mposhi. Im Morgengrauen schläft Hans Olofson ein. Einen Schaffner bekommt er nicht zu Gesicht. Als die morgendliche Hitze unerträglich zu werden droht, erreicht der Zug schaukelnd Kitwe.

»Begleiten Sie uns«, sagt Ruth Masterton. »Wir bringen Sie dann nach Kalulushi.«

EINES TAGES brachte Janine ihnen das Tanzen bei. Die Leute erwarten von ihr, daß sie jammert und klagt, doch sie ist einen anderen Weg gegangen und sucht ihr Heil in der Musik. Sie beschließt, die Qual, die so tief in ihren Körper eingeschnitten ist, in Musik umzusetzen. In Hamrins Musikgeschäft erwirbt sie eine Posaune und übt täglich. Bis zuletzt versucht Hurra-Pelle sie zu einem gefälligeren Instrument zu überreden, einer Gitarre, einer Mandoline, eventuell auch einer kleineren Baßtrommel. Aber sie beharrt auf ihrem Willen und verzichtet auf die Freude, die es ihr wahrscheinlich bereiten würde, in der Baptistenkirche mit den anderen Gemeindemitgliedern zu musizieren, und übt allein in ihrem Haus am Fluß. Sie kauft ein Dux-Grammophon und stöbert oft und ausdauernd in den Schallplattenregalen des Musikgeschäfts. Sie ist begeistert vom Jazz, in dem die Posaune eine wichtige Rolle spielt. Janine hört zu, spielt mit und lernt. An dunklen Winterabenden, wenn sie ihre täglichen Runden von Haustür zu Haustür absolviert hat und in der Gemeinde weder eine Andacht noch eine andere Veranstaltung stattfindet, vertieft sie sich in ihre Musik. »Some of these days«, »Creole Love Call« – und nicht zuletzt »A Night in Tunisia« entlockt sie der Posaune.

Sie spielt Sture und Hans Olofson vor. Das erstmal beobachten die beiden sie verblüfft, als sie barfuß auf dem Küchenfußboden steht, das Grammophon im Hintergrund und das Messinginstrument an den Lippen. Manchmal löst sie sich von der Melodie, aber meist verweben sich ihre Töne mit dem Orchester, das in die Rillen der Schallplatte gepreßt ist.

Janine mit ihrer Posaune.

Janine mit ihrem Gesicht ohne Nase und ihrer unbegreiflichen Tat, den beiden Einlaß in ihr Haus zu gewähren, statt ihnen die Polizei auf den Hals zu hetzen, verwandelt das Jahr 1957 in ein Abenteuer. Die Jungen fragen sich, ob sie etwas Ähnliches noch einmal erleben werden.

Sture war der Umzug aus einer Stadt im südschwedischen Småland mit Dom und Verwaltungssitz in diesen nordschwedischen Marktflecken wie ein Alptraum erschienen. Im menschenleeren und eingeschneiten Nordschweden würde er untergehen, davon war er fest überzeugt gewesen. Aber er fand einen Knappen, und gemeinsam fanden sie Janine.

Hans Olofson hat einen Traum, in den er sich wie in einen großen Mantel verkriechen kann. Ihm ist sofort klar geworden, daß er sie liebt, und in seinen Träumen schenkt er ihr eine Nase und verwandelt sie in eine Stellvertreterin seiner Mutter.

Auch wenn Janine beiden gehört, tauschen sie ihre Erlebnisse doch nie aus, denn alles kann man nicht teilen, manche Geheimnisse muß man wahren. Um sich auf den verschlungenen Pfaden des Lebens zurechtzufinden, muss man lernen, welche Träume man mit anderen teilen kann und welche man in den verborgensten Kammern seines Selbst verstecken muß.

Janine beobachtet, lauscht und ahnt. Sie erkennt Stures Neigung zu Arroganz und Herrschsucht, spürt Hans Olofsons Sehnsucht nach seiner fortgelaufenen Mutter. Sie sieht die Brüche, die großen Unterschiede.

Aber eines Abends bringt sie ihnen das Tanzen bei.

Kringströms Orchester, das seit 1943 ununterbrochen jeden Samstagabend zum Tanz aufspielt, hat trotzig den Fehdehandschuh der immer unzufriedener werdenden Jugend

aufgenommen und widerstrebend begonnen, sein Repertoire zu verändern. Eines Samstags gegen Ende des Winters überraschen sie alle, nicht zuletzt sich selbst, indem sie ein Stück intonieren, das entfernt an die neue Musik erinnert, die aus den USA herüberschwappt.

Ausgerechnet an diesem Abend lungern Sture und Hans Olofson vor dem Gewerkschaftshaus herum. Sie können es kaum erwarten, alt genug zu sein, um eine Eintrittskarte zu lösen und sich auf die überfüllte Tanzfläche zu wagen. Durch die Wände dringt die Musik ins Freie, und Sture meint, daß sie nun endlich tanzen lernen sollten.

Am späteren Abend, durchgefroren und mit steifen Gliedern, streunen sie zur Brücke hinab, laufen um die Wette, brüllen unter dem stählernen Brückenbogen und bleiben erst vor Janines Tür wieder stehen.

Aus ihrem Haus dringt Musik. Sie spielt an diesem Abend ...

Als sie begreift, daß die beiden tanzen lernen wollen, erklärt sie sich spontan bereit, es ihnen beizubringen. Bevor der Arzt ihr Gesicht verunstaltete, war sie oft tanzen gegangen. Seit der Operation hat sie sich allerdings mit keinem mehr über die Tanzfläche bewegt. Mit festem Griff um ihre Hüften und unnachgiebig wiederholten Links- und Rechtsschwüngen der Füße führt sie die beiden in die rhythmischen Schrittfolgen von Walzer und Foxtrott ein. Abwechselnd drückt sie die Jungen fest an sich und dreht sich mit ihnen auf dem Linoleumfußboden der Küche. Wer gerade nicht tanzt, bedient das Grammophon, und schon bald beschlagen die Fensterscheiben angesichts ihrer Bemühungen, die richtige Schrittfolge einzuhalten.

Plötzlich holt sie eine Flasche selbstgebrannten Schnaps aus dem Küchenschrank. Auf die Frage, woher sie den habe, antwortet sie nur mit einem Lachen. Sie bietet jedem ein kleines

Glas an, sie selbst aber trinkt, bis sie betrunken ist. Sie steckt sich eine Zigarre an, bläst den Rauch aus dem Loch unter den Augen aus und ernennt sich zur einzigen weiblichen Lokomotive der Welt. Sie erzählt, daß sie sich manchmal vorstellt, Hurra-Pelles Büsserbank zu verlassen und in der Welt des Varietés zu verschwinden. Eine Primadonna auf dem Seil wird aus ihr wohl nicht mehr, aber immerhin ein Monster, das Abscheu und verbotene Gefühle weckt. Mißgeburten gegen Bezahlung vorzuführen ist eine Tradition, deren Anfänge sich in grauer Vorzeit verlieren. Sie erzählt von den Lachkindern, deren Mundwinkel man bis zu den Ohren aufschneidet, ehe man sie an Schausteller verkaufte, denen sie zu Wohlstand verhalfen.

Aus einer Küchenschublade holt sie eine rote Clownsnase, die sie sich mit einer Schnur um den Kopf bindet. Sprachlos betrachten die Jungen diese Frau, von der eine so widersprüchliche Ausstrahlung ausgeht. Am unverständlichsten und gleichzeitig beunruhigendsten ist, daß Janine ein solches Doppelleben führen kann.

Barfuß auf dem Küchenfußboden tanzen, Schnaps im Schrank. Die harten Bänke in Hurra-Pelles Kirche.

Aber ihre religiöse Umkehr ist nicht gespielt. Gott hat einen festen Platz in ihrem Herzen. Ohne die Gemeinschaft, die ihr die Kirchengemeinde damals bot, wäre sie nicht mehr am Leben. Das bedeutet noch lange nicht, daß sie sich zu allen Auffassungen der Gemeinde bekennt. Geld zu sammeln, um Missionare zu entfernten afrikanischen Bantuvölkern zu schicken, ist in ihren Augen nicht nur sinnlos, sondern auch ein schwerwiegender Verstoß gegen das Gebot, nach dem der Glaube stets freiwillig sein muß. Wenn sich der weibliche Teil der Kirchengemeinde zum Kaffeekränzchen trifft, um immer neue Tischläufer für Wohltätigkeitsbasare zu produzieren, bleibt

sie lieber zu Hause und näht ihre eigenen Kleider. Im Mikrokosmos der Gemeinde ist sie ein Unruheherd, aber solange sie im Alleingang für einen Großteil der jährlichen Einnahmen sorgt, hat sie keine Hemmungen, sich gewisse Freiheiten zu erlauben. Hurra-Pelle versucht zwar mit schöner Regelmäßigkeit, sie in den Schoß des Nähkreises zu führen, aber sie läßt ihn stets abblitzen, und aus Angst, sie könnte ihren Glauben wieder verlieren oder – noch schlimmer – ihren Gott in einer konkurrierenden Gemeinde suchen, tritt er gleich wieder den Rückzug an. Wenn sich Gemeindemitglieder über ihr eigenwilliges Verhalten beschwerten, geht er mit ihrer Kritik streng ins Gericht.

»Das kleinste meiner Lämmer«, sagt er. »Bedenkt ihr Leiden. Bedenkt, wieviel Gutes sie für unsere Gemeinde tut ...«

Die Abende mit Janine entwickeln sich in diesem Jahr zu einer langen Reihe außergewöhnlicher Seancen. Vor dem Hintergrund von »Some of these days« hält sie ihre schützende Hand über die beiden Vandalen, die mit gedankenloser Arglist beschlossen hatten, ihr das Leben zur Hölle zu machen.

Bei ihr finden die Jungen, jeder auf seine Weise, etwas von dem Geheimnis, das sie bislang vergeblich im Städtchen gesucht hatten. Der Besuch im Haus am südlichen Flußufer wird für sie zu einer Reise in die Welt.

An jenem Abend, an dem Janine ihnen das Tanzen beibringt, erleben die beiden Freunde zum erstenmal das erregende Gefühl, einem erhitzten Frauenkörper nahe zu sein.

Ihr selbst kommt der Gedanke – nicht unbedingt in diesem Moment, aber später –, daß sie sich gern vor ihnen ausziehen und ein einziges Mal betrachten lassen würde, auch wenn es nur zwei halbstarke, magere Jungen wären.

Nachts brennen die dunklen Kräfte in ihr, die nie ausgelebt werden durften. Dann ihre Not herausschreien und Hurra-Pelles Ermahnung befolgen, sich stets jenem Gott hingeben, dessen Ohr immer für einen da ist – das kann sie nicht. An diesem Punkt reißt der religiöse Faden, und sie kann nur bei sich selbst Halt suchen. Am meisten bedrückt sie, daß es ihr nie vergönnt war, sich umarmen zu lassen, und sei es auch nur auf dem schmutzigen Rücksitz eines Autos, das abseits auf einem Waldweg geparkt hat.

Trotzdem will sie sich auf gar keinen Fall beklagen. Sie hat ihre Posaune. Im winterlichen Morgengrauen spielt sie in ihrer Küche »Creole Love Call«.

Und die Jungen, die den Ameisenhaufen gebracht haben, läßt sie jederzeit ins Haus. Als sie ihnen das Tanzen beibringt, macht es ihr großen Spaß, ihnen die kindliche Scheu zu nehmen.

Ende des Winters und Anfang des Frühjahrs verbringen Sture und Hans Olofson viele Abende bei ihr. Oft gehen sie erst nach Hause, wenn die Winternacht ihr vereistes Schiff bis Mitternacht getrieben hat.

Wieder wird es Frühling, und eines Tages leuchtet die unscheinbare, aber dennoch heißersehnte gelbe Blüte des Huflattichs in einem Straßengraben. Hurra-Pelle steht eines Morgens in der Sakristei der Baptistenkirche und sucht in einem Pappkarton nach Plakaten, die eine Frühlingsandacht ankündigen. Bald ist es Zeit, auch die Plakate für seine Predigten anders zu gestalten.

Aber der Frühling ist trügerisch, denn seine Schönheit kaschiert nur notdürftig, daß auch im Auge des Huflattichs der Tod lauert.

Für Sture und Hans Olofson ist der Tod ein unsichtbar

zustechendes Insekt, das am Leben und allem, was geschieht, nagt. Lange Abende sitzen sie auf den Steinen am Fluß oder in Janines Küche und denken darüber nach, wie man den Tod verstehen und beschreiben kann. Sture meint, man müsse sich den Tod wie Kellermeister Jönsson vorstellen, der auf der Treppe des Stadthotels steht und seine Gäste in einem schmierigen schwarzen Jackett empfängt. Es wäre ein leichtes für ihn, Gift in das Schwarzsauer oder die Bratensauce zu träufeln, und schon würden sich die Tischdecken in fleckige Leichentücher verwandeln.

In Hans Olofsons Augen ist der Tod viel zu kompliziert, um mit einem Kellermeister verglichen zu werden. Im Tod eine Gestalt aus Fleisch und Blut, mit Hut, Mantel und tropfender Nase zu sehen, das ist ihm zu simpel. Hätte der Tod ein Gesicht und Kleider und Schuhe, wäre er auch nicht schwerer zu besiegen als die Vogelscheuchen, mit denen Pferdehändler Under seine Beerensträucher ziert.

Der Tod ist flüchtiger, ein kühler Wind, der über den Fluß heranweht, ohne daß das Wasser sich kräuselt. Näher kommt er dem Tod in diesem Frühjahr nicht, ehe die große Katastrophe eintritt und der Tod in sein gellendstes Horn bläst.

Dennoch bleibt ihm dies in Erinnerung.

Viel später, als die afrikanische Nacht ihn umschließt und seine Kindheit so weit entfernt ist wie das Land, in dem er damals lebte, wird er sich ins Gedächtnis rufen, worüber sie auf den Steinen am Fluß oder in Janines Küche gesprochen haben. Wie an einen schemenhaften Traum erinnert er sich an das Jahr, in dem Janine ihnen das Tanzen beibrachte und sie in der Dunkelheit vor ihrem Haus standen und »A Night in Tunisia« hörten.

IN KITWE kommt ihnen ein lachender Afrikaner entgegen.

Hans Olofson fällt auf, daß er Turnschuhe ohne Löcher oder abgeschnittene Fersen trägt.

»Das ist Robert«, sagt Ruth Masterton. »Unser Fahrer. Der einzige auf der Farm, auf den wir uns verlassen können.«

»Wie viele Angestellte haben Sie?« sagt Hans Olofson.

»280«, antwortet Ruth Masterton.

Er klettert auf den Rücksitz eines arg ramponierten Jeeps.

»Sie haben doch Ihren Paß griffbereit?« fragt Werner Masterton ihn. »Wir werden mehrere Straßensperren passieren müssen.«

»Wonach suchen sie?« erkundigt sich Hans Olofson.

»Schmuggelware auf dem Weg in den Kongo«, sagt Ruth Masterton, »südafrikanische Spione oder Waffen. Aber im Grunde wollen sie nur um Essen und Zigaretten betteln.«

Die erste Straßensperre erreichen sie unmittelbar nördlich von Kitwe. Gekreuzte Baumstämme, mit Stacheldraht überzogen, blockieren die Fahrbahn. Ein verbeulter Bus ist kurz vor ihnen angehalten worden, und Hans Olofson sieht, daß die Insassen von einem jungen Soldaten mit einer Schnellfeuerwaffe aus dem Bus gescheucht werden. Die Schar der herausströmenden Afrikaner scheint kein Ende zu nehmen, und er fragt sich, wie viele Menschen in den Bus passen. Während die Businsassen sich in einer Reihe aufstellen müssen, klettert ein Soldat auf das Busdach und zerrt an dem unförmigen Berg aus Gepäckstücken und Matratzen. Eine angebundene Ziege strampelt sich frei,

springt vom Busdach hinab und verschwindet meckernd im dichten Busch am Straßenrand. Eine alte Frau beginnt zu schreien und zu jammern, und ein ohrenbetäubender Lärm bricht los. Der Soldat auf dem Busdach brüllt etwas und hebt das Gewehr, die alte Frau will ihrer Ziege hinterherlaufen, wird aber von anderen Soldaten, die plötzlich aus einer Schilfhütte am Straßenrand auftauchen, daran gehindert.

»Gleich hinter einem Bus anzukommen ist ein Alptraum«, sagt Ruth Masterton. »Warum hast du ihn nicht überholt?«

»Ich habe ihn nicht gesehen, Madam«, antwortet Robert.

»Beim nächstenmal siehst du ihn gefälliger«, erwidert Ruth Masterton gereizt. »Sonst kannst du dich nach einer anderen Arbeit umsehen.«

»Ja, Madam«, antwortet Robert.

Die Soldaten scheinen nach der Durchsuchung des Busses die Lust verloren zu haben und winken den Jeep durch, ohne ihn zu kontrollieren. Vor Hans Olofsons Augen breitet sich eine Mondlandschaft aus. Hohe Schlackehalden wechseln sich mit tiefen Gruben und freigesprengten Schächten ab. Er sagt sich, daß er nun mitten in dem gewaltigen Copperbelt ist, der sich wie ein Keil bis in die Provinz Katanga im Kongo schiebt.

Er fragt sich, was er eigentlich getan hätte, wenn er die Mastertons nicht getroffen hätte. Wäre er in Kitwe aus dem Zug gestiegen? Oder hätte er sich im Abteil versteckt, um mit dem Zug gleich wieder nach Lusaka zurückzukehren?

Sie passieren weitere Straßensperren. Polizisten und betrunkene Soldaten vergleichen sein Gesicht mit dem Paßbild, und er bekommt große Angst.

Sie hassen die Weißen, denkt er. Ebenso inbrünstig, wie die Weißen offensichtlich auch die Schwarzen hassen.

Sie verlassen die Hauptstraße, und die Erde wird leuchtend rot. Er läßt den Blick über eine weite, eingezäunte Hügellandschaft schweifen.

Zwei Afrikaner öffnen ein Holzgatter und grüßen ungelenk. Vor einer zweistöckigen weißen Villa mit Säulengängen und blühenden Bougainvilleen hält der Jeep.

Hans Olofson steigt aus und denkt, daß ihn das weiße Palais an das Gerichtsgebäude im weit entfernten Städtchen erinnert.

»Heute sind Sie unser Gast«, sagt Werner Masterton.

»Morgen werde ich Sie dann nach Kalulushi fahren.«

Ruth Masterton zeigt ihm sein Zimmer. Sie gehen durch kühle Korridore mit Steinfußböden, auf denen weiche Teppiche liegen.

Auf einmal steht ein älterer Mann vor ihnen. Hans Olofson bemerkt, daß der Mann barfuß ist.

»Louis wird sich um Sie kümmern, solange Sie bei uns sind«, erklärt Ruth Masterton. »Bei Ihrer Abreise können Sie ihm ein Trinkgeld geben, aber geben Sie nicht zuviel. Verderben Sie ihn nicht.«

Hans Olofson irritieren die abgerissenen Kleider des Mannes. An beiden Knien klaffen Löcher in der Hose, so als hätte er sein ganzes Leben auf Knien rutschend verbracht. Das verwaschene Hemd ist ausgefranst und geflickt.

Hans Olofson schaut aus dem Fenster, vor dem sich ein großer Park erstreckt: weiße Korbessel, eine Hängematte in einem riesigen Baum. Von draußen schallt ihm auf einmal Ruth Mastertons erregte Stimme entgegen, eine Tür wird zugeschlagen. Im Badezimmer läuft Wasser.

»Das Bad ist fertig, *bwana*«, sagt Louis hinter ihm.

»Handtücher liegen auf dem Bett.«

Hans Olofson ist plötzlich aufgeregt.

Ich muß etwas sagen, denkt er, damit er versteht, daß ich keiner von ihnen bin, sondern nur ein zufälliger Besucher, der es nicht gewohnt ist, einen Diener zugeteilt zu bekommen.

»Bist du schon lange hier?« fragt er.

»Seit meiner Geburt, *bwana*«, antwortet Louis.

Daraufhin verschwindet er aus dem Zimmer, und Hans Olofson bereut seine Frage. Die Frage eines Herrn an seinen Diener, denkt er. Obwohl ich es gut meine, verhalte ich mich falsch und niederträchtig.

Er läßt sich in die Badewanne sinken und überlegt, welche Fluchtwege ihm noch offenstehen.

Er fühlt sich wie ein Falschspieler, der es leid ist, nicht erwischt zu werden.

Man hilft mir, einen sinnlosen Auftrag auszuführen, denkt er. Sie sind bereit, mich nach Kalulushi zu chauffieren, um anschließend eine Transportmöglichkeit zur Missionsstation in der Wildnis für mich zu finden. Sie setzen sich für etwas ein, was nur ein egozentrischer Impuls ist, eine Urlaubsreise mit einem künstlichen Traum als Motiv.

Der Traum von Mutshatsha starb mit Janine. Ich fleddere ihre Leiche mit diesem Ausflug in eine Welt, in der ich wirklich nicht zu Hause bin. Wie kann man nur eifersüchtig auf eine Tote sein? Auf ihren Willen, ihren Traum, an dem sie festhielt, obwohl sie wußte, daß sie ihn niemals verwirklichen könnte?

Wie soll ein gottloser, ungläubiger Mensch plötzlich den Traum verwirklichen können, Missionar zu werden, um aus religiösen Beweggründen erniedrigten und armen Menschen zu helfen?

In der Badewanne beschließt er, umzukehren. Er wird die Mastertons bitten, ihn nach Kitwe zurückzufahren, und irgendeine glaubwürdige Erklärung dafür abgeben, daß er seine Pläne kurzfristig geändert hat.

Er zieht sich an und geht in den großen Park hinaus. Im Schatten unter einem hohen Baum steht eine Bank, die aus einem einzigen Steinblock gehauen wurde. Kaum hat er sich hingesetzt, als auch schon ein Diener mit einer Tasse Tee herbeieilt.

Werner Masterton steht plötzlich in einem abgewetzten Overall vor ihm. »Wollen Sie sich unsere Farm ansehen?« fragt er.

Sie setzen sich in den Jeep, der inzwischen gewaschen worden ist. Werner Masterton legt seine großen Hände auf das Lenkrad, nachdem er sich einen alten Sonnenhut auf den Kopf gedrückt hat. Sie fahren an langen Reihen von Hühnerställen und Viehweiden vorbei. Ab und zu bremst Werner Masterton, woraufhin sofort schwarze Arbeiter herbeilaufen. Er gibt knappe Anweisungen in einer Mischung aus Englisch und einer anderen Sprache, die Hans Olofson nicht versteht.

Hans Olofson hat das Gefühl, daß Werner Masterton auf dünnem Eis balanciert und jeden Moment einen Wutanfall bekommen kann.

»Die Farm ist ganz schön groß«, sagt er, als sie weiterfahren.

»Es geht so«, antwortet Werner Masterton. »Wenn die Zeiten anders wären, würde ich sicher versuchen, sie zu vergrößern, aber heutzutage weiß man nicht recht, was man tun soll. Wer weiß, vielleicht konfiszieren sie die Farmen der Weißen aus Neid und Unzufriedenheit, weil wir den schwarzen Farmern, die nach der Unabhängigkeit angefangen haben, so haushoch

überlegen sind. Sie hassen uns wegen unserer Fähigkeiten, wegen unseres Organisationstalents, und weil wir dafür sorgen, daß alles läuft. Sie hassen uns, weil wir viel Geld verdienen, gesünder sind und länger leben. Den Afrikanern wird der Neid in die Wiege gelegt. Aber am meisten hassen sie uns, weil sie uns mit ihrer Zauberei nichts anhaben können.«

Sie fahren an einem Pfau vorbei, der mit seinen bunten Federn ein Rad schlägt.

»Zauberei?« hakt Hans Olofson nach.

»Ein Afrikaner, der es zu etwas bringt, läuft immer Gefahr, das Opfer eines Zaubers zu werden«, antwortet Werner Masterton. »Die Zauberkünste, die hier praktiziert werden, sind bisweilen äußerst wirkungsvoll. Wenn es etwas gibt, was Afrikaner wirklich können, dann tödliche Gifte zu mischen. Salben, mit denen ein Körper eingerieben wird, Kräuter, die als ganz normale Gewürze getarnt werden. Ein Afrikaner verwendet mehr Zeit darauf, seinen Neid zu pflegen als sein Land.«

»Es gibt so vieles, was ich nicht weiß«, sagt Hans Olofson.

»In Afrika vermehrt man sein Wissen nicht«, erwidert Werner Masterton. »Es nimmt ab, je mehr man zu verstehen glaubt.«

Werner Masterton verstummt und bremst wutentbrannt.

Ein Stück Zaun ist umgefallen, und als ein Afrikaner herbeiläuft, sieht Hans Olofson verblüfft, daß Werner Masterton ihn am Ohr zieht. Der Afrikaner ist vielleicht fünfzig Jahre alt, aber sein Ohr klemmt in Mastertons wuchtiger Hand.

»Warum ist das nicht repariert worden?« brüllt er. »Wie lange ist der Zaun schon kaputt? Wer hat ihn kaputtgemacht? War es Nkuba? Ist er wieder betrunken? Wer trägt hier eigentlich die Verantwortung? In einer Stunde ist das repariert. In einer Stunde soll Nkuba hier sein.«

Werner Masterton schleudert den Mann zur Seite und kehrt zum Jeep zurück. »Zwei Wochen kann ich fort sein«, sagt er. »Mehr als zwei Wochen, und die ganze Farm bricht zusammen, nicht nur ein Zaun.«

Sie halten an einem kleinen Hügel mitten in einer weitläufigen Weide, über die Kühe mit kleinen Höckern in Grüppchen ziehen. Auf der Hügelkuppe liegt ein Grab.

*John McGregor, killed by bandits 1967*, liest Hans Olofson auf einem liegenden Grabstein.

Werner Masterton geht in die Hocke und zieht an seiner Pfeife.

»Wenn man sich auf einer Farm niederläßt, sucht man sich als erstes eine Stelle, an der man begraben werden möchte«, meint er. »Wenn man mich nicht vorher außer Landes jagt, werde ich eines Tages auch hier liegen, genau wie Ruth. John McGregor war ein junger Ire, der für mich gearbeitet hat. Er wurde vierundzwanzig Jahre alt. In der Nähe von Kitwe hatten sie eine falsche Straßensperre errichtet. Als er begriff, daß er nicht von der Polizei, sondern von Banditen gestoppt worden war, versuchte er zu fliehen. Sie erschossen ihn mit einem Maschinengewehr. Wäre er stehengeblieben, hätten sie bloß das Auto und seine Kleider genommen. Anscheinend hatte er vergessen, daß man in Afrika sein Auto nicht verteidigt.«

»Banditen?« fragt Hans Olofson.

Werner Masterton zuckt mit den Schultern. »Die Polizei kam vorbei und behauptete, sie hätten einige Verdächtige bei einem Fluchtversuch erschossen. Woher soll man schon wissen, ob es wirklich die Täter waren? Für die Polizei kam es nur darauf an, irgendwelche Schuldigen vorweisen zu können.«

Eine Eidechse liegt regungslos auf dem Grabstein. In der Ferne

entdeckt Hans Olofson eine schwarze Frau, die unglaublich langsam einen Feldweg hinabgeht. Es sieht aus, als würde sie direkt in die Sonne laufen.

»Der Tod ist in Afrika immer gegenwärtig«, sagt Werner Masterton. »Ich weiß nicht, woran es liegt. An der Hitze, an allem, was hier verwest, an den Afrikanern, bei denen die Wut gleich unter der dünnen Haut verborgen liegt. Es braucht hierzulande nicht viel, um eine Menschenmenge aufzuwiegeln, und dann erschlagen sie jeden, der ihnen in die Quere kommt, mit einer Keule oder einem Stein.«

»Dennoch leben Sie beide hier«, sagt Hans Olofson.

»Vielleicht gehen wir nach Rhodesien«, antwortet Werner Masterton. »Aber ich bin schon vierundsechzig. Ich bin müde, habe Probleme beim Pinkeln und schlafe schlecht. Vielleicht hauen wir trotzdem ab.«

»Wer würde die Farm kaufen?«

»Vielleicht sollte ich sie in Brand stecken.«

Sie kehren zu dem weißen Haus zurück. Wie aus dem Nichts taucht ein Papagei auf und setzt sich auf Hans Olofsons Schulter.

Anstatt Bescheid zu sagen, daß seine Weiterreise nach Mutshatsha sich erübrigt hat, betrachtet er den Papagei, der nach der Naht seines Hemds hackt.

Manchmal ist Feigheit meine auffallendste Charaktereigenschaft, denkt er resigniert. Ich traue mich nicht einmal, Menschen die Wahrheit zu sagen, die mich überhaupt nicht kennen.

Die tropische Nacht senkt sich wie ein schwarzes Tuch herab. Die Dämmerung ist nicht mehr als ein flüchtiger, eilig entschwindender Schatten. Er hat das Gefühl, daß die

Dunkelheit ihn in die Vergangenheit zurückversetzt.

Auf der großen Terrasse, die sich über die gesamte Vorderseite des Hauses erstreckt, trinkt er Whisky mit Ruth und Werner Masterton. Sie haben sich gerade erst mit ihren Gläsern niedergelassen, als das Licht von Autoscheinwerfern über den Weiden flackert, und er hört das Ehepaar Vermutungen darüber anstellen, wer das sein könnte.

Ein Wagen hält unterhalb der Terrasse, und ein Mann unbestimmten Alters kommt zu ihnen hinauf. Im gedämpften Licht der Petroleumlampen sieht Hans Olofson, daß der Mann rote Brandwunden im Gesicht hat. Sein Schädel ist völlig kahl, und er trägt einen schlechtsitzenden Anzug. Er stellt sich als Elvin Richardson vor, Farmer wie die Mastertons.

Wer bin ich, denkt Hans Olofson. Eine zufällige Reisebekanntschaft aus dem Nachtzug von Lusaka nach Kitwe?

»Viehdiebe«, sagt Elvin Richardson und läßt sich mit einem Glas in der Hand schwer auf einen Stuhl fallen.

Hans Olofson hört zu, als wäre er ein Kind, das gebannt einem Märchen lauscht.

»Gestern nacht haben sie unten bei Ndongo den Zaun durchschnitten«, fährt Elvin Richardson fort. »Ruben White haben sie drei Kälber gestohlen. Die Tiere wurden an Ort und Stelle geschlachtet. Die Wachposten haben wie üblich nichts bemerkt. Wenn das so weitergeht, müssen wir Patrouillen organisieren und ein paar Diebe erschießen, damit sie sehen, daß wir es ernst meinen.«

Die Konturen schwarzer Diener sind in den Schatten auf der Terrasse zu erkennen.

Worüber reden die Schwarzen, fragt sich Hans Olofson. Wie beschreibt Louis mich, wenn er mit seinen Freunden am Feuer

zusammensitzt? Hat er meine Unsicherheit bemerkt? Wetzt er ein Messer, das ganz allein für mich bestimmt ist?

Schwarze und Weiße scheinen sich in diesem Land nicht miteinander zu unterhalten. Ihre Welt ist gespalten, es fehlt an gegenseitigem Vertrauen. Über den Abgrund hinweg werden Befehle erteilt, das ist alles.

Er verfolgt das Gespräch und stellt fest, daß Ruth Masterton aggressiver ist als ihr Mann. Während Werner meint, daß sie noch abwarten sollten, ist sie dafür, gleich zu den Waffen zu greifen.

Er zuckt zusammen, als einer der schwarzen Diener sich über ihn beugt, um sein Glas aufzufüllen. Schlagartig wird ihm bewußt, daß er Angst hat. Die Terrasse, die blitzschnell einbrechende Dunkelheit, das sorgenvolle Gespräch; all das verunsichert ihn. Er empfindet die gleiche Hilflosigkeit wie als Kind, wenn die Balken im Haus am Fluß sich bei Kälte bogen.

Man rüstet sich hier für einen Krieg, denkt er. Aber was mir wirklich Angst macht ist die Tatsache, daß die Mastertons und der fremde Mann dies überhaupt nicht zu merken scheinen.

Beim Abendessen wendet sich das Gespräch anderen Themen zu. Hans Olofson fühlt sich wohler, seit sie in einem Zimmer sitzen, in dem elektrisches Licht die Schatten vertreibt, Licht, in dem sich die schwarzen Bediensteten nicht verbergen können.

Das Gespräch bei Tisch kreist um alte Zeiten und um Menschen, die längst nicht mehr leben.

»Wir sind nun einmal, wie wir sind«, meint Elvin Richardson. »Es ist sicher verrückt von uns, auf unseren Farmen zu bleiben. Nach uns kommt nichts mehr. Wir sind die Letzten.«

»Nein«, widerspricht Ruth Masterton. »Da irrst du dich. Eines Tages werden die Schwarzen an unseren Türen betteln und uns

anflehen zu bleiben. Die junge Generation sieht doch, wohin die Entwicklung geht. Die Unabhängigkeit war ein bunter Stoffetzen, der an eine Stange gehängt wurde, eine feierliche Proklamation leerer Versprechungen. Heute sehen die jungen Menschen, daß in diesem Land nur noch das funktioniert, was nach wie vor in unseren Händen ist.«

Hans Olofson fühlt sich auf einmal betrunken und glaubt, etwas sagen zu müssen. »Sind hier eigentlich alle so gastfreundlich?« fragt er. »Ich könnte doch auch ein steckbrieflich gesuchter Verbrecher sein. Gott weiß wer mit einer rabenschwarzen Vergangenheit.«

»Sie sind ein Weißer«, erwidert Werner Masterton. »In diesem Land reicht das als Garantie.«

Elvin Richardson verabschiedet sich nach dem Abendessen, und Hans Olofson versteht, daß die Mastertons zeitig zu Bett gehen. Vergitterte Türen werden sorgfältig abgeschlossen, Schäferhunde bellen draußen in der Dunkelheit, und Hans Olofson erhält Instruktionen, damit er keinen Alarm auslöst, falls er nachts in die Küche gehen sollte. Gegen zehn liegt er in seinem Bett.

Ich bin von Zäunen umgeben, denkt er. Das Haus ist ein weißes Gefängnis in einem schwarzen Land. Was denken die Schwarzen, wenn sie unsere Schuhe und ihre eigenen Latschen sehen? Was halten sie von der Freiheit, die sie erlangt haben?

Er sinkt in einen unruhigen Schlaf.

Plötzlich wird er von einem Geräusch geweckt, und in der Dunkelheit weiß er für einen Moment nicht, wo er ist.

Afrika, denkt er. Noch weiß ich nichts von dir. Vielleicht hat Afrika in Janines Träumen so ausgesehen? Auf einmal kann ich mich nicht mehr erinnern, worüber wir an ihrem Küchentisch

gesprachen haben. Aber ich ahne, daß meine Wertmaßstäbe und Denkmuster hier weder ausreichen noch gelten. Hier ist ein anderes Sehen erforderlich ...

Er lauscht in die Dunkelheit und fragt sich, ob er sich nun die Stille oder aber die Geräusche einbildet, und bekommt wieder Angst.

Ruth und Werner Mastertons Freundlichkeit ist umgeben von einer Katastrophe, denkt er. Diese Farm, das weiße Haus ist umzingelt von Angst und Wut, die sich schon viel zu lange aufgestaut haben.

Er liegt wach und stellt sich vor, Afrika wäre ein verletztes Raubtier, das noch zu Kräften kommen muß, um sich zu erheben. Der Atem der Erde und des Tieres sind eins, das Gestrüpp, in dem es sich verbirgt, ist undurchdringlich. War das nicht Janines Vorstellung von diesem verletzten und versehrten Kontinent? War er nicht wie ein Büffel, den man zwar in die Knie gezwungen hat, in dem aber noch so viel Kraft steckte, daß die Jäger auf Distanz blieben?

Vielleicht konnte sie dank ihres Einfühlungsvermögens tiefer in die Wirklichkeit eindringen als ich, der ich mich auf afrikanischem Boden bewege? Vielleicht machte sie in ihren Träumen eine Reise, die ebenso wirklich war wie meine sinnlose Flucht zur Missionsstation in Mutshatsha.

Vielleicht gibt es auch noch eine andere Wahrheit. Könnte man nicht sagen, daß ich hoffe, eine andere Janine auf dieser Missionsstation zu treffen? Einen lebendigen Menschen, der sie, die Tote, ersetzen kann?

Er liegt wach, bis die Dunkelheit rasch dem nahenden Morgen weicht. Durch das Fenster sieht er die Sonne wie einen roten Feuerball am Horizont aufgehen.

Auf einmal entdeckt er Louis, der neben einem Baum steht und ihn beobachtet. Obwohl es bereits sehr heiß ist, läuft ihm ein Schauer über den Rücken. Wovor habe ich Angst, denkt er. Vor mir selbst oder vor Afrika? Was hat Afrika mir zu sagen, das ich nicht hören will?

Um Viertel nach sieben verabschiedet er sich von Ruth Masterton und klettert neben ihren Mann auf den Beifahrersitz des Jeeps.

»Kommen Sie wieder«, sagt Ruth Masterton. »Sie sind uns immer herzlich willkommen.«

Als sie durch das große Tor der Farm fahren, an dem die beiden Afrikaner linkisch salutieren, bemerkt Hans Olofson einen alten Mann; er steht am Straßenrand im hohen Elefantengras und lacht. Halb verborgen huscht er vorbei. Viele Jahre später wird ihm dieses Bild wieder in den Sinn kommen.

Ein Mann, halb versteckt, der am frühen Morgen lautlos lacht  
...

HÄTTE DER GROSSE LEONARDO seine Zeit damit vergeudet, Blumen zu pflücken?

Sie sitzen in der Dachmansarde des Gerichtsgebäudes und schweigen sich plötzlich an. Es ist Frühsommer 1957, und der letzte Schultag ist in greifbarer Nähe.

Für Sture ist die Volksschule nun fast vorbei, die Realschule wartet.

Hans Olofson geht noch ein Jahr in die Volksschule, ehe er sich entscheiden muß. Gelegentlich spielt er mit dem Gedanken, weiter zur Schule zu gehen. Aber warum? Kein Kind will Kind sein, jedes will so schnell wie möglich erwachsen werden.

Doch was hat ihm die Zukunft zu bieten?

Stures Weg dagegen scheint bereits vorgezeichnet zu sein. Der große Leonardo hängt mahnend an der Wand.

Hans Olofson brütet weiter verschämt über seinem hoffnungslosen Traum, das Holzhaus die Taue zerreißen und den Fluß hinabtreiben zu sehen. Wenn Sture ihm mit Fragen zusetzt, weiß er keine Antwort.

Soll er in den Wald ziehen und den Horizont freischlagen wie sein Vater? Seine ewignassen Wollsocken zum Trocknen über den Herd hängen?

Er weiß es nicht, und wenn er mit Sture in der Dachmansarde sitzt und die frühlommerliche Luft zum offenen Fenster hereinweht, ist er neiderfüllt und unsted. Hans Olofson hat vorgeschlagen, Blumen für den letzten Schultag zu pflücken.

Sture beugt sich über eine Sternenkarte und macht sich

Notizen. Hans Olofson weiß, daß er sich vorgenommen hat, einen noch unbekanntem Stern zu entdecken.

Als Hans Olofson Blumen vorschlägt, herrscht Schweigen im Raum. Leonardo vergeudet seine Zeit nicht damit, die Umgebung auf der Suche nach Tischschmuck zu durchstreifen. Mit mühsam unterdrückter Wut fragt sich Hans Olofson, wie Sture da so sicher sein kann; er sagt aber nichts und wartet. In diesem Frühjahr muß er immer häufiger warten, bis Sture mit einer der wichtigen Aufgaben fertig ist, die er sich vorgenommen hat.

Hans Olofson spürt, daß der Abstand zwischen ihnen größer wird. Von ihrer früheren engen Verbundenheit sind nur noch die Besuche bei Janine geblieben. Er hat das Gefühl, daß Sture sich entfernt, zwar nicht aus der Stadt, aber aus ihrer alten Gemeinschaft. Das beunruhigt ihn vor allem deshalb, weil er den Grund nicht versteht, nicht begreifen kann, was eigentlich passiert ist.

Einmal spricht er die Frage ohne Umschweife an.

»Was soll denn passiert sein?« lautet die Antwort.

Danach fragt er nicht mehr.

Aber Sture kann auch unberechenbar sein. Wie jetzt, als er plötzlich ungeduldig die Sternenkarte in die Ecke knallt und aufsteht. »Gehen wir?« sagt er.

Sie rutschen die Uferböschung herab und setzen sich unter das breite Brückendach aus Stahlträgern und steinernen Pfeilern. Das Frühjahrshochwasser braust zu ihren Füßen, das sonst so leise Murmeln des Flusses ist dem Donnern der Stromschnellen gewichen. Sture wirft einen verrotteten Baumstumpf in den Fluß, der wie ein halb ertrunkener Troll davontreibt.

Ohne zu wissen, wieso, wird Hans Olofson plötzlich schwindlig. Das Blut pocht in seinen Schläfen, und er spürt, daß er etwas tun muß, um in den Augen der Welt sichtbar zu werden.

Schon oft hat er von der Mutprobe phantasiert, auf einem der Brückenbögen, die nur wenige Dezimeter dick sind, über den Fluß zu klettern. In schwindelnde Höhe zu klettern, wohlwissend, daß ein Sturz den sicheren Tod bedeutet.

Unentdeckte Sterne, denkt er wütend. Ich werde näher an die Sterne heranklettern, als Sture es je tun wird.

»Ich habe mir überlegt, über den Brückenbogen zu klettern«, sagt er.

Sture schaut zu den gewaltigen stählernen Bögen hinauf.

»Unmöglich«, sagt er.

»Natürlich ist das möglich«, antwortet Hans Olofson.

»Man muß sich nur trauen.«

Sture blickt erneut hoch. »Auf so einen Schwachsinn kommen doch nur kleine Kinder«, sagt er.

Hans Olofsons Herz macht einen Sprung. Meint Sture damit etwa ihn?

»Du traust dich nur nicht«, sagt er. »Verdammt, du traust dich nicht.«

Sture sieht ihn erstaunt an. Normalerweise ist Hans Olofsons Stimme fast sanft, aber nun spricht er laut, abgehackt und schneidend, als wäre seine Zunge durch ein Stück Kiefernrinde ersetzt worden. Und noch dazu die Behauptung, er würde sich nicht trauen ...

Nein, er würde sich tatsächlich nicht trauen. Einen der Brückenbögen hochzuklettern hieße, grundlos sein Leben aufs

Spiel zu setzen. An Höhenangst leidet er nicht, und wenn es sein muß, klettert er wie ein Affe in einen Baum. Aber die Brücke ist zu hoch, und falls er abrutscht, fängt ihn kein Sicherheitsnetz auf.

Aber das alles sagt er Hans Olofson natürlich nicht. Statt dessen lacht er auf und spuckt verächtlich in den Fluß.

Als Hans Olofson die Spucke sieht, trifft er seine Entscheidung. Den höhnisch vorgebrachten Vorwurf, kindisch zu sein, kann er nur auf den Stahlstreben entkräften. »Ich werde jetzt da hochklettern«, sagt er mit zitternder Stimme. »Und du kannst mir glauben, ich werde mich ganz oben hinstellen und dir auf den Kopf pissen.«

Die Worte klappern in seinem Mund, als wäre er bereits in größter Not.

Sture sieht ihn ungläubig an. Meint er das ernst?

Auch wenn der zähneklappernde, fast weinende Hans Olofson nun wirklich nicht wie ein entschlossener und erfahrener Bergsteiger aussieht, der sich bereit macht, eine scheinbar unüberwindliche Felswand zu bezwingen, liegt in seiner zitternden Besessenheit doch etwas, was in Sture Zweifel aufkommen läßt.

»Dann tu's doch«, sagt er. »Wenn du es tust, dann tue ich es auch.«

Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Würde er jetzt noch einen Rückzieher machen, käme dies einer unerträglichen Demütigung gleich.

Als wäre er auf dem Weg zu seiner eigenen Hinrichtung, klettert Hans Olofson die Böschung hinauf, bis er den Brückenkopf erreicht hat. Dann zieht er die Jacke aus und stemmt sich auf einen der Brückenbögen. Als er aufblickt, sieht

er, wie sich das gewaltige Stahlband in der Ferne verliert, mit der grauen Wolkendecke zu verschmelzen scheint. Die Strecke kommt ihm endlos lang vor, als müßte er in den Himmel klettern. Er versucht, sich zu beruhigen, aber davon wird er nur noch nervöser.

Verzweifelt beginnt er, höher zu rutschen, und wenn er ehrlich ist, weiß er, daß er natürlich keine Ahnung hat, warum er unbedingt über den verdammten Brückenbogen klettern muß. Aber dafür ist es jetzt zu spät, und er schiebt sich wie ein hilfloser Frosch das stählerne Band hinauf.

Sture, dem nun klargeworden ist, daß Hans Olofson es ernst meint, will ihm eigentlich zurufen, er solle herunterkommen, aber gleichzeitig regt sich in ihm die verbotene Lust, einfach abzuwarten und zu beobachten, was geschehen wird. Vielleicht wird er ja Zeuge, wie jemand daran scheitert, das Unmögliche vollbringen zu wollen.

Hans Olofson schließt die Augen und kriecht weiter. Der Wind singt in seinen Ohren, das Blut pocht in den Schläfen, und er ist vollkommen allein. Der stählerne Bogen kühlt seinen Körper, die Köpfe der Stahlnägel schaben über Knie und Arme, und seine Finger sind schon ganz steif. Er verdrängt jeden Gedanken und zieht sich nur immer weiter, als befände er sich in einem seiner üblichen Träume. Aber gleichzeitig hat er das Gefühl, sich über die Erdachse zu schieben.

Plötzlich spürt er, daß der Bogen unter ihm allmählich flacher wird, was ihn jedoch keineswegs beruhigt, sondern seine Angst noch steigert, denn nun sieht er vor seinem inneren Auge, wie hoch er jetzt ist, wie weit entfernt in seiner großen Einsamkeit. Wenn er jetzt fällt, kann ihn nichts mehr retten.

Verzweifelt kriecht er weiter, klammert sich an den stählernen Bogen und rutscht Meter für Meter zur Erde zurück. Seine

Finger umklammern den Stahl wie gelähmte Klauen, und für einen schwindelerregenden Moment ist er fest davon überzeugt, sich in eine Katze verwandelt zu haben. Unter sich spürt er nun etwas, das ihn wärmt, weiß aber nicht, was es ist.

Als er den Brückenkopf am anderen Flußufer erreicht und vorsichtig die Augen öffnet, wird ihm klar, daß er tatsächlich überlebt hat, und er klammert sich an den stählernen Bogen, als hätte dieser ihn gerettet. Lange bleibt er so liegen, ehe er auf die Erde hinunterspringt.

Er betrachtet die Brücke und denkt, daß er sie besiegt hat. Nicht wie einen äußeren Feind, sondern wie einen Feind in seinem Innern. Er wischt sich das Gesicht ab, bewegt die Finger, um wieder Gefühl hineinzubekommen, und sieht Sture mit seiner Jacke in der Hand über die Brücke schlendern.

»Du hast vergessen zu pissen«, meint Sture.

Hat er das vergessen? Nein, hat er nicht! Jetzt weiß er, woher die plötzliche Wärme auf dem kalten Stahl kam. Sie kam von seinem Körper, der nachgab. Er zeigt auf den dunklen Fleck auf seiner Hose. »Von wegen, ich habe es nicht vergessen«, sagt er. »Schau her! Oder möchtest du lieber daran riechen?«

Dann ist der Augenblick der Rache gekommen. »Jetzt bist du an der Reihe«, sagt er und setzt sich auf seine Jacke.

Aber Sture hat sich schon eine Ausrede zurechtgelegt. Als ihm klargeworden ist, daß Hans Olofson nicht in den Fluß stürzen wird, sucht er fieberhaft nach einem Weg, um sich aus der Affäre zu ziehen. »Ich mach's schon noch«, antwortet er deshalb. »Aber nicht jetzt. Ich habe nicht gesagt, wann.«

»Und wann machst du es?« fragt Hans Olofson.

»Ich sage dir Bescheid.«

Es ist Abend geworden, als sie sich auf den Heimweg machen.

Die Blumen hat Hans Olofson vergessen. Blumen gibt es viele, aber Brückenbogen ...

Sie schweigen. Hans Olofson würde gerne etwas sagen, aber Sture ist abwesend und unnahbar. Schnell trennen sich ihre Wege am Tor vor dem Gerichtsgebäude.

Der letzte Schultag beginnt mit schwebendem Nebel, der sich schnell auflöst und im Sonnenaufgang verschwindet. In den Klassenzimmern riecht es nach Bohnerwachs, und Rektor Gottfried sitzt seit fünf Uhr in seinem Büro, um seine Abschiedsworte an jene Schüler zu formulieren, die er nun ins Leben entlassen wird.

An diesem Morgen hält er sich mit dem Wermut zurück, ist wehmütig und nachdenklich. Der letzte Schultag erinnert ihn, inmitten der überschäumenden Erwartungen seiner Schüler, an die eigene Vergänglichkeit ...

Um halb acht tritt er auf die Treppe hinaus. Inständig hofft er, keinen Schüler zu sehen, der ohne einen Angehörigen kommt. Nichts regt ihn so auf wie ein Kind, das am letzten Schultag allein zur Schule kommen muß.

Um acht klingelt die Schulglocke, und in den Klassenzimmern herrscht erwartungsvolle Stille. Rektor Gottfried macht seine Runde durch die Schulflure, besucht die einzelnen Klassen.

Doch auf einmal steht Magister Törnkvist vor ihm, um ihm mitzuteilen, daß in der Abschlußklasse ein Schüler fehlt, Sture von Croona, der Sohn des Richters. Rektor Gottfried sieht auf die Uhr und beschließt, den Richter anzurufen.

Aber erst als es schon Zeit wird, zur Kirche zu marschieren, eilt er ins Sekretariat und ruft in der Kanzlei des Gerichts an. Seine Hände sind verschwitzt, und so sehr er sich auch einzureden versucht, daß es für alles eine natürliche Erklärung

gibt, macht er sich doch große Sorgen ...

Sture ist am Morgen schon früh aus dem Haus gegangen. Seine Mutter konnte ihn leider nicht begleiten, weil sie an einem schweren Migräneanfall litt. Natürlich ist Sture zur Schule gegangen, sagt der Richter am Telefon.

Rektor Gottfried geht zur Kirche. Schon sind die letzten Kinder mit ihren Eltern auf dem Weg in die Kirchenvorhalle, und er stolpert und beschleunigt seine Schritte, während er zu verstehen sucht, was mit seinem Schüler Sture von Croona geschehen sein könnte.

Aber erst als er das Buchgeschenk in der Hand hält, das für Sture vorgesehen ist, befürchtet er allen Ernstes, daß etwas passiert ist.

Im gleichen Moment sieht er, daß die Türen der Kirche vorsichtig geöffnet werden. Sture, denkt er, ehe er erkennt, daß es Stures Vater ist, Richter von Croona.

Rektor Gottfried spricht über die wohlverdiente Erholung, das Schöpfen neuer Kräfte, die Vorbereitung auf das kommende Schuljahr, mahnt zur Besinnung in den verschiedenen Lebensbereichen, und dann ist die Feier vorbei. Wenige Minuten später ist die Kirche menschenleer.

Der Richter sieht ihn an, aber Rektor Gottfried kann nur den Kopf schütteln. Sture ist zur Abschlußfeier nicht erschienen.

»Sture verschwindet nicht einfach so«, sagt der Richter.

»Ich werde die Polizei einschalten.«

Rektor Gottfried nickt zögernd, und seine Qualen steigern sich.

»Vielleicht ist er ja doch ...«

Weiter kommt er nicht. Der Richter verläßt bereits mit

zielstrebigen Schritten die Kirche.

Aber es muß keine Suchaktion organisiert werden. Nur eine Stunde nach Schluß findet Hans Olofson seinen verschwundenen Freund.

Sein Vater, der ihn zur Abschlußfeier begleitet hat, trägt bereits wieder seine Arbeitskleidung und ist zur Arbeit gegangen. Hans Olofson genießt die große Freiheit, die nun vor ihm liegt, und es zieht ihn wie immer zum Fluß.

Er überlegt, daß er Sture gar nicht gesehen hat. Vielleicht ist er an diesem letzten Schultag zu Hause geblieben und hat seine Zeit lieber damit verbracht, dem Himmel einen unbekanntem Stern zu entlocken?

Hans Olofson setzt sich auf seinen Stein am Flußufer und denkt, daß es ihm im Grunde ganz recht ist, ein bißchen allein sein zu können. Der Sommer, der nun vor ihm liegt, erfordert einen Moment der Besinnung. Seit er den gewaltigen Bogen der stählernen Brücke bezwungen hat, fällt es ihm leichter, allein zu sein.

Ihm fällt etwas auf, das unter der Brücke rot leuchtet. Er verengt die Augen zu Schlitzen und denkt, daß es ein Papierfetzen sein muß, der sich in den Zweigen am Flußufer verfangen hat.

Als er nachschauen will, was dort so rot leuchtet, findet er Sture. Das Rote ist Stures Sommerjacke, und Sture selbst liegt am Ufer. Er ist von der Brücke gefallen und hat sich das Rückgrat gebrochen.

Hilflos liegt er seit dem frühen Morgen dort. Er ist zeitig aufgewacht und hat beschlossen, heimlich den Brückenbogen zu besiegen. Alleine will er auskundschaften, welche Schwierigkeiten sich dort verbergen, um dann Hans Olofson zur

Brücke zu begleiten und ihm zu beweisen, daß auch er die stählernen Streben bezwingen kann.

In der feuchten Morgenluft eilt er zur Brücke und betrachtet lange die gewaltigen Bögen, ehe er losklettert.

Irgendwann wird er übermütig und hebt allzu leichtsinnig den Oberkörper. Ein Windstoß taucht aus dem Nichts auf, Sture gerät ins Wanken, verliert den Halt und stürzt von der Brücke. Mit Wucht schlägt er auf dem Wasser auf, und einer der Steine im Flußbett bricht ihm das Rückgrat. Bewußtlos wird er von einem Strudel ans Ufer geworfen, und sein Kopf schaukelt über der Wasseroberfläche. Das kalte Flußwasser kühlt ihn aus, und als Hans Olofson ihn findet, ist er fast tot.

Hans Olofson zieht ihn aus dem Wasser, spricht ihn an, ohne Antwort zu bekommen, und läuft schreiend in die Straßen des Städtchens.

Während er am Flußufer entlangläuft, stirbt um ihn herum der Sommer. Das große Abenteuer verschwindet in einem mächtigen Schatten.

Lauthals schreiend erreicht er die Straßen der Stadt. Erschreckte Menschen weichen ihm aus, als wäre er ein tollwütiger Hund.

Aber Schrotthändler Rönning, der als Freiwilliger den finnischen Winterkrieg mitgemacht und wesentlich schlimmere Situationen überstanden hat als einen wüst brüllenden Jungen, hält ihn fest und fordert ihn energisch auf, ihm zu sagen, was passiert ist. Dann eilen die Menschen zum Fluß hinab.

Das örtliche Taxi, das auch als Krankenwagen dient, schlingert auf dem Schotter heran und verschwindet Richtung Brücke. Der Richter und seine Frau werden benachrichtigt, und im Krankenhaus beginnt der einsame und ewig übermüdete Arzt,

Sture zu untersuchen.

Er lebt, er atmet. Die Gehirnerschütterung wird abklingen.

Aber das Rückgrat ist gebrochen, der Junge ist bis zum Hals gelähmt.

Der Arzt steht eine Weile am Fenster und blickt auf die waldige Hügellandschaft hinaus, ehe er zu den wartenden Eltern geht.

Zur gleichen Zeit übergibt sich Hans Olofson auf der Toilette des Polizeipräsidiums. Ein Polizist hält ihn an den Schultern und als er fertig ist, beginnt ein behutsames Verhör.

»Die rote Jacke«, wiederholt er immer wieder. »Ich habe gesehen, daß die Jacke im Fluß lag.«

Schließlich eilt sein Vater aus dem Wald herbei, Schrotthändler Rönning fährt die beiden nach Hause, und Hans Olofson geht ins Bett. Erik Olofson sitzt noch weit nach Mitternacht auf der Bettkante, bis sein Sohn endlich schläft.

Die ganze Nacht brennt Licht im geräumigen Obergeschoß des Gerichtsgebäudes.

Nur wenige Tage nach dem Unglück verschwindet Sture aus der Stadt. Am frühen Morgen wird er auf einer Bahre zu einem wartenden Krankenwagen getragen, der schnell Richtung Süden fährt. Der Wagen wirbelt Staub auf, als er durch Ulvkälla fährt. Aber es ist noch früh am Tag, Janine schläft noch, und das Auto verschwindet in den endlosen Wäldern der Orsa Finnmark.

Hans Olofson hat keine Gelegenheit, seinen gestürzten Gefährten zu besuchen. Bei Einbruch der Dämmerung am Tag vor Stures Abtransport streicht er unruhig um das Krankenhaus herum und versucht sich vorzustellen, hinter welchem Fenster Sture liegt. Aber alles ist geheimnisvoll und bleibt verborgen, so als wäre das gebrochene Rückgrat ansteckend.

Vom Krankenhaus treibt es ihn zum Fluß. Unerbittlich zieht es ihn zur Brücke, und er macht sich große Vorwürfe.

Das Unglück ist seine Schöpfung ...

Als er erfährt, daß Sture am frühen Morgen aus der Stadt in ein weit entferntes Krankenhaus gebracht wurde, schreibt er einen Brief, steckt ihn in eine Flasche und wirft ihn anschließend als Flaschenpost in den Fluß. Er sieht sie zur Landzunge am Volkspark treiben und läuft dann über die Brücke zu Janines Haus.

Sie wollte an diesem Abend eigentlich *Eine herrliche Frühlingsandacht* in der Kirche besuchen, aber als Hans Olofson wie ein weißer Schatten in ihrer Tür steht, bleibt sie zu Hause. Er läßt sich auf seinen angestammten Platz in ihrer Küche fallen. Janine setzt sich ihm gegenüber und beobachtet ihn.

»Setz dich bitte nicht auf diesen Stuhl«, sagt er. »Das ist Stures.«

Ein Gott, der die Erde mit sinnlosem Schmerz füllt, denkt sie, einem jungen Burschen das Rückgrat bricht, als es gerade Sommer geworden ist.

»Spiel etwas«, sagt er plötzlich, ohne den Kopf zu heben.

Sie packt ihre Posaune aus und spielt »Creole Love Call«, so schön sie nur kann.

Als sie fertig ist und den Speichel aus dem Instrument bläst, steht er auf, zieht seine Jacke an und geht.

Ein viel zu kleiner Mensch in einer viel zu großen und unergründlichen Welt, denkt sie. Erfüllt von jäher Wut, setzt sie das Mundstück an die Lippen und spielt ihr Klagelied »Siam Blues«. Die Töne brüllen wie gepeinigte Tiere, und sie bemerkt nicht, daß Hurra-Pelle eintritt und sie bestürzt ansieht, während sie sich auf nackten Füßen im Takt ihrer Musik wiegt. Als sie

ihn schließlich sieht, hört sie auf zu spielen und stürzt sich mit wütenden Fragen auf ihn. Er muß sich ihre Zweifel an einem versöhnenden Gott anhören, und auf einmal ist ihm, als drohe das Loch unter ihren Augen ihn zu verschlingen.

Er bleibt stumm und läßt sie reden. Sorgfältig wägt er seine Worte ab und schiebt Janine auf den rechten Pfad zurück. Aber obwohl sie ihm nicht widerspricht, bezweifelt er, daß es ihm gelungen ist, ihr die Kraft des Glaubens wieder einzuflößen. Er beschließt, sie in der nächsten Zeit im Auge zu behalten, und fragt sie, ob sie nicht an der *Herrlichen Abendandacht* teilnehmen möchte. Aber sie schüttelt nur den Kopf und öffnet die Tür, um ihn aus dem Haus zu lassen. Er nickt und geht in den Sommer hinaus.

Janine ist in ihren Gedanken weit weg, und es wird lange dauern, bis sie zurückkehrt.

Hans Olofson stapft durch Löwenzahn und feuchtes Gras nach Hause. Als er unter den Stahlstreben auf der Brücke über den Fluß steht, ballt er die Hände zu Fäusten.

»Warum hast du nicht gewartet?« ruft er.

Die Flaschenpost schaukelt zum Meer.

NACH ZWEI STUNDEN FAHRT auf dem Weg zur Missionsstation in Mutshatsha ist der Zündverteiler des Wagens völlig verdreht.

Sie haben in einer menschenleeren und verdorrten Landschaft gehalten. Hans Olofson steigt aus dem Auto, wischt sich über das staubbedeckte, verschwitzte Gesicht und läßt den Blick über den weiten Horizont schweifen.

Er bekommt einen Vorgeschmack auf die große Einsamkeit, mit der einen der schwarze Kontinent bisweilen konfrontiert. Harry Johanson muß das gleiche gesehen haben, denkt er. Er kam zwar aus der anderen Richtung, von Westen, aber es muß die gleiche Landschaft gewesen sein. Vier Jahre dauerte seine Reise, und als er endlich sein Ziel erreichte, war seine ganze Familie umgekommen. Der Tod gab die Entfernung in Zeit und Raum an. Vier Jahre, vier Tote ...

Diese Art von Reisen gibt es heute nicht mehr, denkt er. Wie mit Pässen ausgestattete Steine in riesigen Katapulten werden wir durch die Welt geschleudert. Unsere Lebensspanne ist kaum länger als die unserer Vorväter, aber mit Hilfe unserer Technik haben wir sie verbreitert. Wir leben in einer Epoche, in der einem angesichts von Entfernungen und Zeit nur noch selten schwindlig wird.

Und doch ist das nicht die ganze Wahrheit, besinnt er sich. Es ist zehn Jahre her, seit ich Janine zum erstenmal von Harry Johanson, seiner Frau Emma und ihrer Reise zur Missionsstation in Mutshatsha erzählen hörte.

Jetzt bin ich fast am Ziel, und Janine ist tot. Es war ihr Traum,

nicht meiner. Ich bin nur ein verkleideter Pilger, der den Spuren anderer folgt. Freundliche Menschen bieten mir eine Unterkunft an und verschaffen mir eine Mitfahrgelegenheit, so als wäre mein Auftrag wichtig.

Menschen wie dieser David Fischer, der sich jetzt über den Zündverteiler seines Auto beugt. Am frühen Morgen ist Werner Masterton auf David Fischers Hof gebogen. Wenige Stunden später sind sie bereits unterwegs nach Mutshatsha. David Fischer ist ungefähr in seinem Alter, von schwächlicher Statur und mit schütterem Haar. Er erinnert Hans Olofson an einen ängstlichen Vogel. Ständig schaut er sich um, als würde er befürchten, verfolgt zu werden. Aber er ist auf der Stelle bereit, Hans Olofson dabei zu helfen, nach Mutshatsha zu kommen.

»Die Missionare am Mujimbeji«, sagt er. »Ich bin noch nie dort gewesen, aber ich kenne den Weg.«

Warum stellt mir eigentlich niemand Fragen, denkt Hans Olofson. Warum will niemand wissen, was ich in Mutshatsha vorhabe?

Sie fahren in David Fischers rostigem Militärjeep durch den Busch. Das Verdeck ist festgespannt, aber der Straßenstaub dringt dennoch durch die Ritzen. Der Wagen mit Allradantrieb gerät im tiefen Sand immer wieder ins Schlingern.

»Der Verteiler wird bestimmt wieder verdrecken«, ruft David Fischer ihm durch den Motorenlärm zu.

Hans Olofson ist vom Busch umgeben. Ab und zu tauchen im hohen Gras Menschen auf. Vielleicht sind es auch nur Schatten, denkt er. Vielleicht bilde ich mir nur ein, sie zu sehen.

Dann ist der Zündverteiler wieder verdreckt, und Hans Olofson horcht in der drückenden Hitze in die afrikanische Stille hinein.

Wie in einer Winternacht in unserer Stadt, denkt er. Genauso still und verlassen. Dort war es die Kälte, hier ist es die Hitze. Trotzdem erinnert das eine an das andere. Ich konnte dort leben, ausharren. Also müßte ich auch hier leben können. Im Innern Nordschwedens aufgewachsen zu sein ist womöglich eine hervorragende Ausgangsbasis für ein Leben in Afrika ...

David Fischer läßt die Motorhaube zufallen, wirft einen Blick über die Schulter und pinkelt. »Was weiß ein Schwede über Afrika?« fragt er unvermittelt.

»Nichts«, antwortet Hans Olofson.

»Wir, die wir hier wohnen, verstehen dieses neuerwachte Interesse an Afrika nicht ganz«, sagt David Fischer. »Ihr Europäer habt uns schon einmal im Stich gelassen. Jetzt kehrt ihr mit schlechtem Gewissen und als Heilsbringer der neuen Zeit zurück.«

Hans Olofson fühlt sich plötzlich persönlich verantwortlich. »Mein Besuch ist völlig nutzlos«, erwidert er. »Ich bin bestimmt nicht gekommen, um hier jemanden zu erlösen.«

»Welches afrikanische Land bekommt die höchste Entwicklungshilfe aus Europa?« fragt David Fischer. »Es ist ein Rätsel. Wenn Sie die richtige Antwort wissen, sind Sie der erste, der es gelöst hat.«

»Tansania«, rät Hans Olofson.

»Falsch«, erwidert David Fischer. »Die Schweiz. Namenlose Nummernkonten, die mit Geldern aus der Entwicklungshilfe gefüllt werden, die Afrika nur auf der Durchreise erreichen. Und die Schweiz ist kein afrikanisches Land ...«

Die Straße führt jetzt steil zu einem Fluß und einer klapprigen Holzbrücke hinab. Kinder baden in kleinen Gruppen im grünen Wasser, Frauen liegen auf den Knien und waschen Kleider.

»Neunzig Prozent dieser Kinder werden an Bilharziose sterben«, ruft David Fischer.

»Was kann man dagegen tun?« fragt Hans Olofson.

»Wer will schon zusehen, wie ein Kind stirbt, das nicht sterben müßte?« ruft David Fischer. »Sie müssen verstehen, daß wir genau deshalb so verbittert sind. Hätten wir weitermachen können wie bisher, wären wir auch noch mit diesen Darmparasiten fertiggeworden. Aber jetzt ist es zu spät. Als die Europäer uns im Stich ließen, haben sie auch die Chancen dieses Kontinents verraten, einer erträglichen Zukunft entgegenzugehen.«

David Fischer wird zu einer Vollbremsung genötigt, weil ein Afrikaner auf die Straße springt und mit den Armen fuchtelte, um mitfahren zu dürfen. Wütend hupt David Fischer und ruft dem Mann etwas zu, als sie an ihm vorbeifahren.

»Noch drei Stunden, dann sind wir da«, ruft er. »Ich hoffe, daß Sie wenigstens ein bißchen darüber nachdenken, was ich gesagt habe. Natürlich bin ich Rassist, aber ich bin kein dummer Rassist. Ich will nur das Beste für dieses Land. Ich bin hier geboren und hoffe, hier auch sterben zu dürfen.«

Hans Olofson versucht seine Anweisung zu befolgen, aber seine Gedanken schweifen ab, verlieren den Halt. Ich habe das Gefühl, in meinem Gedächtnis zu reisen, denkt er. Schon jetzt betrachte ich diese Reise aus der Distanz, als wäre sie eine ferne Erinnerung.

Es wird Nachmittag. Die Sonne scheint direkt in den Wagen. David Fischer hält an und schaltet den Motor aus.

»Ist es etwa wieder der Zündverteiler?« fragt Hans Olofson.

»Wir sind da«, erwidert David Fischer. »Das muß Mutshatsha sein. Der Fluß, den wir eben überquert haben, war der

Mujimbeji.«

Als sich der Staub gelegt hat, taucht eine Ansammlung flacher grauer Gebäude um einen offenen Platz mit einem Brunnen in der Mitte auf. Das also war Harry Johansons Ziel, denkt er. Zu diesem Ort brach Janine in ihren einsamen Träumen auf ... In einiger Entfernung sieht er einen alten weißen Mann, der sich ihnen langsam nähert. Um das Auto scharen sich nackte oder mit Lumpen behängte Kinder.

Der Mann, der auf sie zukommt, hat ein blasses, eingefallenes Gesicht. Hans Olofson beschleicht augenblicklich das Gefühl, hier alles andere als willkommen zu sein. Ich breche in eine in sich abgeschlossene Welt ein, mische mich in die Angelegenheiten der Schwarzen und der Missionare ein ...

Hastig beschließt er, zumindest einen Teil der Wahrheit zu sagen. »Ich folge den Spuren Harry Johansons«, sagt er. »Ich stamme aus seinem Heimatland und suche Stätten, die an ihn erinnern.«

Der blasse Mann sieht ihn lange an. Dann bedeutet er Hans Olofson mit einem Kopfnicken, ihn zu begleiten.

»Ich warte, bis Sie mir Bescheid geben, daß ich fahren kann«, meint David Fischer. »Vor Einbruch der Dunkelheit schaffe ich es so und so nicht mehr zurück.«

Hans Olofson wird in einen Raum geführt, in dem sich ein Bett, ein gesprungenes Waschbecken und ein Kruzifix an der Wand befinden. Eine Eidechse verschwindet durch ein Loch in der Wand. Ihm sticht ein beißender Geruch in die Nase, den er nicht identifizieren kann.

»Bruder LeMarque ist auf Reisen«, sagt der blasse Mann mit gedämpfter Stimme. »Wir erwarten ihn morgen zurück. Ich werde jemanden mit Bettzeug zu ihnen schicken, der Ihnen

zeigt, wo Sie etwas zu essen bekommen können.«

»Ich heiße Hans Olofson«, sagt er.

Der Mann nickt, ohne sich vorzustellen. »Herzlich willkommen in Mutshatsha«, erwidert er mit düsterer Stimme, ehe er geht.

In der Türöffnung stehen Kinder und beobachten ihn schweigend, aufmerksam.

Draußen läutet eine Kirchenglocke. Hans Olofson lauscht und wird von schleichender Angst erfaßt. Der undefinierbare Geruch sticht ihm noch immer in die Nase.

Ich verschwinde wieder, denkt er erregt. Wenn ich jetzt aufbreche, bin ich niemals hier gewesen.

Im gleichen Moment kommt David Fischer mit seinem Koffer. »Wenn ich recht verstanden habe, wollen Sie bleiben«, sagt er. »Viel Glück. Wenn Sie umkehren wollen, haben die Missionare Autos. Sie wissen ja, wo ich wohne.«

»Wie kann ich Ihnen danken?« fragt Hans Olofson.

»Warum muß man sich eigentlich immer bedanken«, erwidert David Fischer und geht.

Hans Olofson sieht dem Auto nach. Regungslos stehen die Kinder vor ihm und sehen ihn an.

Plötzlich wird ihm schwindlig von der unerträglichen Hitze. Er geht in die Klosterzelle, die man ihm zugeteilt hat, streckt sich auf dem harten Bett aus und schließt die Augen.

Die Kirchenglocken verstummen und alles ist still. Als er die Augen wieder aufschlägt, stehen die Kinder immer noch in der Türöffnung und sehen ihn an. Er streckt die Hand aus und winkt ihnen zu. Sie sind sofort verschwunden.

Er muß auf Toilette und tritt aus dem Haus. Die Hitze schlägt

ihm wie eine Wand entgegen. Der große Sandplatz ist verwaist, sogar die Kinder sind verschwunden. Seine Suche nach einer Toilette führt ihn auf die Rückseite des Hauses, wo er eine Tür entdeckt. Als er die Klinke herunterdrückt, öffnet sich die Tür. Er tritt ein und kann in der Dunkelheit zunächst nichts erkennen. Von dem beißenden Gestank im Raum wird ihm schlecht. Als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, erkennt er, daß er sich in einer Leichenhalle befindet. Auf Holzbänken liegen zwei tote Afrikaner, deren nackte Körper nur notdürftig mit schmutzigen Laken bedeckt sind.

Er schreckt zurück und schlägt die Tür hinter sich zu. Ihm wird wieder schwindlig.

Auf der Eingangstreppe vor seiner Tür sitzt ein Afrikaner und sieht ihn an. »Ich bin Joseph, *bwana*«, sagt er.

»Ich werde vor Ihrer Tür wachen.«

»Wer hat gesagt, daß du hier sitzen sollst?«

»Die Missionare, *bwana*.«

»Und warum?«

»Für den Fall, daß etwas passiert, *bwana*.«

»Was soll denn passieren?«

»In der Dunkelheit kann viel passieren, *bwana*.«

»Und was?«

»Das weiß man, wenn es passiert, *bwana*.«

»Ist schon einmal etwas passiert?«

»Es passiert immer viel, *bwana*.«

»Wie lange wirst du hier sitzen bleiben?«

»So lange *bwana* bleibt, *bwana*.«

»Und wann schläfst du?«

»Wenn Zeit dafür ist, *bwana*.«

»Es gibt nur Tag und Nacht.«

»Manchmal tauchen auch noch andere Zeiten auf, *bwana*.«

»Was tust du, wenn du hier sitzt?«

»Ich warte darauf, daß etwas passiert, *bwana*.«

»Was?«

»Das weiß man, wenn es passiert, *bwana*.«

Joseph zeigt ihm, wo die Toilette ist und wo er unter einem Benzinfäß mit einem tropfenden Wasserschlauch duschen kann. Nachdem er sich umgezogen hat, begleitet Joseph ihn zum Speisesaal der Missionsstation. Ein hinkender Mann wischt die Tische mit einem schmutzigen Lappen ab.

»Bin ich hier der einzige?« fragt er Joseph.

»Die Missionare sind unterwegs, *bwana*. Aber morgen sind sie vielleicht wieder da.«

Joseph bleibt vor der Tür stehen. Hans Olofson setzt sich an einen Tisch. Der hinkende Afrikaner bringt ihm einen Teller mit Suppe. Er ißt und wedelt Fliegen weg, die seinen Mund umschwirren. Plötzlich sticht ihn ein Insekt in den Nacken, und als er zusammenzuckt, kleckert er Suppe auf den Tisch. Sofort nähert sich der hinkende Mann mit seinem Lappen.

Auf diesem Kontinent ist alles ins Gegenteil verkehrt, denkt er. Wenn jemand saubermacht, greift der Schmutz nur noch mehr um sich.

Die kurze Dämmerung ist schon fast wieder vorbei, als er den Speisesaal verläßt. Vor der Tür erwartet ihn Joseph. In der Ferne glimmen Lagerfeuer.

Er bemerkt, daß Joseph schwankt und sich kaum auf den Beinen halten kann. »Du bist betrunken, Joseph«, sagt er.

»Ich bin nicht betrunken, *bwana*.«

»Ich sehe doch, daß du betrunken bist!«

»Ich bin nicht betrunken, *bwana*. Jedenfalls nicht sehr. Ich trinke nur Wasser, *bwana*.«

»Von Wasser wird man nicht betrunken. Was hast du getrunken?«

»Afrikanischen Whisky, *bwana*. Aber das ist nicht erlaubt. Ich darf nicht hierbleiben, wenn einer der *wazungu* etwas davon erfährt.«

»Was passiert, wenn jemand merkt, daß du betrunken bist?«

»Manchmal müssen wir uns morgens in einer Reihe aufstellen und die *wakakwitau* anhauchen, *bwana*. Wenn jemand nach etwas anderem als Wasser riecht, wird er bestraft.«

»Wie?«

»Schlimmstenfalls muß er mit seiner Familie Mutshatsha verlassen, *bwana*.«

»Ich werde nichts sagen, Joseph. Ich bin kein Missionar. Ich bin hier nur zu Besuch. Ich möchte etwas von deinem afrikanischen Whisky kaufen.«

Er sieht, daß Joseph versucht, die Situation zu überdenken und eine Entscheidung zu treffen.

»Ich werde dich für den Whisky gut bezahlen«, ergänzt Hans Olofson.

Er folgt Josephs taumelnder Gestalt, die im Schatten der Häuserwände bleibt, zu einer Ansammlung von Schilfhütten. Verborgene Gesichter lachen in der Dunkelheit. Eine Frau schimpft mit einem Mann, Kinderaugen glänzen an einem Feuer.

Joseph bleibt vor einer der Schilfhütten stehen und ruft etwas

mit leiser Stimme. Aus der Hütte treten zwei Männer und drei Frauen, alle betrunken. Hans Olofson hat Mühe, sie in der Dunkelheit zu erkennen. Joseph bedeutet ihm, ihn in die Hütte zu begleiten. In der düsteren Hütte schlägt ihm der Geruch von Schweiß und Urin entgegen.

Ich müßte Angst bekommen, denkt er. Statt dessen fühle ich mich in Josephs Nähe vollkommen sicher.

Im gleichen Moment stolpert er über etwas auf dem Boden, und als seine Hand danach tastet, fühlt er, daß es ein schlafendes Kind ist. Schatten tanzen an den Wänden, und Joseph zeigt ihm, wohin er sich setzen soll. Er läßt sich auf einen Bastteppich fallen, und eine Frau reicht ihm eine Tasse. Was er daraus trinkt, schmeckt wie angebranntes Brot und ist sehr stark.

»Was trinke ich hier?« fragt er Joseph.

»Afrikanischen Whisky, *bwana*.«

»Er schmeckt grauenhaft.«

»Wir sind daran gewöhnt, *bwana*. Wir brennen *lituku* aus Maisabfällen, Wurzeln und Zuckerwasser. Dann trinken wir ihn. Wenn wir keinen mehr haben, brennen wir neuen. Manchmal trinken wir auch Honigbier.«

Hans Olofson merkt, daß er bereits leicht betrunken ist.

»Warum sind die anderen rausgegangen?« fragt er.

»Sie sind es nicht gewohnt, daß ein *mzungu* hierher kommt, *bwana*. In dieser Hütte ist vorher noch nie ein *mzungu* gewesen.«

»Sag ihnen, daß sie zurückkommen sollen. Ich bin kein Missionar.«

»Aber Sie sind ein Weißer, *bwana*. Ein *mzungu*.«

»Sag es ihnen trotzdem.«

Joseph ruft in die Dunkelheit hinaus, und die drei Frauen und die beiden Männer kehren zurück und setzen sich. Sie sind jung.

»Meine Schwestern und meine Brüder, *bwana*. Magdalena, Sara und Salomo, Abraham und Kennedy.«

»Salomo ist ein Männername.«

»Meine Schwester heißt Salomo, *bwana*. Also ist es auch ein Frauename.«

»Ich möchte nicht stören, bitte sag ihnen das. Sag ihnen, daß ich nicht stören möchte.«

Joseph übersetzt, und die Frau namens Sara sagt etwas, während sie Hans Olofson Blicke zuwirft.

»Was will sie?« fragt er.

»Sie fragt sich, warum ein *wakakwitau* eine afrikanische Hütte besucht, *bwana*. Sie fragt sich, warum du trinkst, wo doch alle Weißen hier sagen, es sei verboten.«

»Nicht für mich. Erklär ihr, daß ich kein Missionar bin.«

Joseph übersetzt, und es entspinnt sich eine heftige Diskussion. Hans Olofson betrachtet die Frauen, ihre dunklen Körper, die sich unter dem *chitenge* abzeichnen. Vielleicht kehrt Janine in schwarzer Gestalt zu mir zurück, denkt er.

Er betrinkt sich mit dem Zeug, das nach angebranntem Brot schmeckt, und lauscht einer Diskussion, die er nicht versteht.

»Warum seid ihr so aufgeregt?« fragt er Joseph.

»Warum trinken nicht alle *wazungu*, *bwana*? Vor allem nicht die, die über euren Gott predigen? Warum begreifen sie nicht, daß die Erleuchtung mit afrikanischem Whisky viel stärker ist? Das haben wir Afrikaner schon verstanden, als unsere Urahnen noch lebten.«

»Sag ihnen, daß ich ganz ihrer Meinung bin. Frag sie, was sie von den Missionaren halten.«

Als Joseph seine Worte übersetzt hat, herrscht verlegenes Schweigen.

»Sie wissen nicht, was sie antworten sollen, *bwana*. Sie sind es nicht gewohnt, daß ein *mzungu* solche Fragen stellt. Sie haben Angst, die falsche Antwort zu geben.«

»Was soll schon passieren?«

»Die Missionare könnten unzufrieden sein, *bwana*. Vielleicht würden wir alle fortgejagt.«

»Kommt so etwas vor? Daß jemand, der nicht gehorcht, fortgejagt wird?«

»Die Missionare sind genauso wie andere Weiße auch, *bwana*. Sie verlangen den gleichen Gehorsam.«

»Kannst du mir nicht einmal eine klare Antwort geben! Was geschieht dann?«

»*Wazungu* finden immer, daß wir Schwarzen uns undeutlich ausdrücken, *bwana*.

»Du sprichst in Rätseln, Joseph.«

»Das Leben ist rätselhaft, *bwana*.«

»Ich glaube kein Wort von dem, was du sagst, Joseph. Ihr werdet doch von den Missionaren nicht verjagt!«

»Natürlich glauben Sie mir nicht, *bwana*. Aber ich sage nur, wie es ist.«

»Du sagst gar nichts.«

Hans Olofson trinkt. »Die Frauen«, sagt er. »Sind das deine Schwestern?«

»Das ist richtig, *bwana*.«

- »Sind sie verheiratet?«
- »Meine Schwestern würden Sie gerne heiraten, *bwana*.«
- »Warum denn das?«
- »Ein weißer Mann ist leider nicht schwarz, *bwana*. Aber ein *bwana* hat Geld.«
- »Aber sie haben mich doch noch nie gesehen?«
- »Meine Schwestern haben Sie gesehen, als Sie ankamen, *bwana*.«
- »Aber sie kennen mich doch gar nicht.«
- »Wenn sie mit Ihnen verheiratet wären, würden meine Schwestern sie schon noch kennenlernen, *bwana*.«
- »Warum heiraten sie dann keinen der Missionare?«
- »Missionare heiraten keine Schwarzen, *bwana*. Die Missionare mögen die Schwarzen nicht.«
- »Was zum Teufel redest du denn da?«
- »Ich sage nur die Wahrheit, *bwana*.«
- »Hör auf, mich *bwana* zu nennen.«
- »Ja, *bwana*.«
- »Natürlich mögen euch die Missionare! Euretwegen sind sie doch hier, oder etwa nicht?«
- »Wir Schwarzen glauben, daß die Missionare zur Strafe hier sind, *bwana*. Wegen des Mannes, den sie an ein Kreuz genagelt haben.«
- »Warum bleibt ihr dann hier?«
- »Es ist ein gutes Leben, *bwana*. Wir glauben gerne an einen fremden Gott, wenn wir dafür Essen und Kleider bekommen.«
- »Nur deshalb?«
- »Natürlich, *bwana*. Wir haben doch unsere richtigen Götter.

Denen macht es nichts aus, wenn wir ein paarmal am Tag die Hände falten. Wenn wir zu ihnen sprechen, schlagen wir unsere Trommeln und tanzen.«

»Das könnt ihr hier aber doch nicht tun, oder?«

»Manchmal gehen wir weit in den Busch hinein, *bwana*. Dort warten unsere Götter auf uns.«

»Und die Missionare wissen nichts davon?«

»Natürlich nicht, *bwana*. Sonst würden sie sich fürchterlich aufregen, und das wäre nicht gut. Besonders im Moment, denn ich soll vielleicht ein Fahrrad bekommen.«

Hans Olofson kommt mit Mühe auf die Beine. Ich bin betrunken, denkt er. Morgen kommen die Missionare zurück. Ich muß schlafen. »Begleite mich zu meinem Zimmer, Joseph.«

»Ja, *bwana*.«

»Hör auf, mich *bwana* zu nennen!«

»Ja, *bwana*. Sobald Sie abgereist sind, werde ich Sie nicht mehr *bwana* nennen.«

Hans Olofson gibt Joseph ein paar Geldscheine.

»Deine Schwestern sind schön.«

»Meine Schwestern möchten Sie gerne heiraten, *bwana*.«

Hans Olofson kriecht in das harte Bett. Vor dem Einschlafen hört er noch, daß Joseph vor der Tür bereits schnarcht.

Er wird mit einem Ruck davon wach, daß der blasse Mann an seinem Bett steht und ihn ansieht. »Bruder LeMarque ist zurückgekehrt«, sagt er mit tonloser Stimme.

»Er möchte Sie gerne treffen.«

Hans Olofson zieht sich hastig an. Ihm ist schlecht, und er hat mörderische Kopfschmerzen von dem afrikanischen Whisky. Im ersten Tageslicht folgt er dem blassen Mann.

Reisen diese Missionare etwa nachts, denkt er. Welchen Grund soll ich eigentlich für meine Anwesenheit angeben?

Er betritt eines der grauen Häuser.

An einem einfachen Holztisch sitzt ein junger Mann mit einem dichten Bart. Er trägt ein löchriges Unterhemd und eine schmutzige kurze Hose. »Unser Gast«, sagt er und lächelt. »Ich darf Sie willkommen heißen.«

Patrice LeMarque erzählt Hans Olofson, daß er aus Kanada stammt. Der hinkende Mann hat zwei Kaffeetassen gebracht, und sie setzen sich auf der Rückseite des Hauses in den Schatten eines Baums. In der Missionsstation Mutshatsha leben Missionare und Pflegepersonal aus verschiedenen Ländern.

»Aber niemand aus Schweden?« fragt Hans Olofson.

»Im Moment nicht«, antwortet Patrice LeMarque. »Vor zehn Jahren war zuletzt eine schwedische Krankenschwester bei uns, die aus einer Stadt kam, die, wenn ich mich recht erinnere, Kalmar hieß.«

»Der erste Schwede hier stammte aus Röstånga. Harry Johanson.«

»Haben Sie die weite Reise wirklich nur auf sich genommen, um sein Grab zu sehen?«

»Ich bin auf sein Schicksal gestoßen, als ich noch sehr jung war. Ohne sein Grab gesehen zu haben, werde ich nicht fertig mit ihm.«

»Im Schatten dieses Baums hat Harry Johanson früher oft gesessen«, sagt Patrice LeMarque. »Wenn er allein sein und meditieren wollte, zog er sich hierher zurück. Dann durfte ihn niemand stören. Ich habe einmal eine Fotografie von ihm gesehen, auf der er hier sitzt. Er war zwar nicht besonders groß, besaß jedoch enorme körperliche Kräfte.«

Außerdem hatte er ein hitziges Temperament. Es gibt hier ein paar alte Afrikaner, die sich noch an ihn erinnern. Wenn er wütend wurde, konnte er ein Elefantenbaby stemmen. Das stimmt natürlich nicht, aber als Bild für seine Kraft ist es treffend.«

Patrice LeMarque stellt seine Kaffeetasse ab. »Ich werde Ihnen sein Grab zeigen«, sagt er. »Anschließend muß ich dann leider wieder an die Arbeit. Unsere Pumpstation ist defekt.«

Sie folgen einem gewundenen Pfad, der einen Hügel hinaufführt. Hinter dichtem Gestrüpp sieht man hier und da den Fluß.

»Gehen Sie nicht ohne Joseph an den Fluß«, sagt Patrice LeMarque. »Es gibt hier viele Krokodile.«

Das Terrain flacht zu einer Plattform auf der Hügelkuppe ab. Dann steht Hans Olofson vor einem schlichten Holzkreuz.

»Harry Johansons Grab«, erklärt Patrice LeMarque.

»Alle vier Jahre müssen wir das Kreuz auswechseln, weil die Termiten es zerfressen. Aber er wollte ein Holzkreuz auf seinem Grab haben. Wir erfüllen ihm seinen letzten Wunsch.«

»Wovon hat er eigentlich geträumt?« sagt Hans Olofson.

»Ich glaube nicht, daß ihm viel Zeit zum Träumen blieb. Eine Missionsstation in Afrika bedeutet vor allem viel praktische Arbeit. Man muß Mechaniker, Handwerker, Bauer, Geschäftsmann sein. Auf all diesen Gebieten war Harry Johanson erfolgreich.«

»Und was ist mit der Religion?«

»Wir säen unsere frohe Botschaft auf dem Maisfeld aus. Das Evangelium kann man nicht verstehen, wenn es nicht in das alltägliche Leben eingebettet wird. Die Bekehrung ist eine Frage des Brotes und der Gesundheit.«

»Aber trotz allem ist die Bekehrung doch das Entscheidende, nicht wahr? Wovon sollen die Menschen sich denn eigentlich abkehren?«

»Von Aberglauben, Armut und Zauberei.«

»Aberglaube leuchtet mir ein, aber nicht, daß sich jemand von seiner Armut abkehren kann.«

»Die frohe Botschaft spendet Trost. Wissen bedeutet Lebensmut.«

Hans Olofson denkt an Janine. »War Harry Johanson glücklich?« fragt er.

»Wer weiß schon, was im Innern eines anderen Menschen vorgeht?« erwidert Patrice LeMarque.

Sie nehmen den gleichen Weg zurück.

»Ich bin Harry Johanson nie begegnet«, fährt Patrice LeMarque fort. »Aber er muß wirklich eine schillernde und eigenwillige Persönlichkeit gewesen sein. Je älter er wurde, desto weniger glaubte er zu verstehen. Er akzeptierte, daß Afrika eine fremde Welt für ihn blieb.«

»Kann man beliebig lange in einer fremden Welt leben, ohne den Versuch zu machen, sie so umzugestalten, daß sie an die Welt erinnert, die man verlassen hat?«

»Wir hatten hier einmal einen jungen Priester aus Holland. Mutig, stark und aufopferungsvoll. Aber eines Tages, aus heiterem Himmel, stand er beim Abendessen vom Tisch auf und ging geradewegs in den Busch hinein. Zielstrebig, so als wüßte er haargenau, wohin er unterwegs war.

»Was ist dann passiert?«

»Man hat ihn nie mehr gefunden. Es muß sein Ziel gewesen sein, spurlos zu verschwinden, niemals zurückzukehren. In

seinem Innern ist etwas zerbrochen.«

Hans Olofson denkt an Joseph und seine Schwestern und Brüder. »Was denken eigentlich die Schwarzen?« fragt er.

»Sie lernen uns durch den Gott kennen, den wir ihnen nahebringen.«

»Aber die Afrikaner haben doch eigene Götter. Was geschieht mit denen?«

»Die verschwinden ganz von selbst.«

Falsch, denkt Hans Olofson. Aber vielleicht muß ein Missionar ja die Augen vor gewissen Dingen verschließen, wenn er nicht den Mut verlieren will.

»Ich werde Ihnen jemand zur Verfügung stellen, der Sie herumführen kann«, sagt Patrice LeMarque. »Leider sind fast alle, die hier draußen arbeiten, im Moment im Busch. Sie besuchen abgelegene Dörfer. Ich werde Amanda bitten, Ihnen alles zu zeigen.«

Aber das Krankenhaus besichtigt Hans Olofson erst am Abend. Der blasse Mann, der im übrigen Dieter heißt, teilt ihm mit, daß Amanda Reinhardt, die Patrice LeMarque beauftragt hat, Hans Olofson herumzuführen, beschäftigt ist und sich entschuldigen läßt.

Als er von Harry Johansons Grab zurückkehrt, sitzt Joseph vor seiner Tür. Es ist ihm anzusehen, daß er Angst hat.

»Ich werde nichts verraten«, sagt er.

»*Bwana* ist ein guter *bwana*«, erwidert Joseph.

»Hör auf, mich *bwana* zu nennen!«

»Ja, *bwana*.«

Sie gehen zum Fluß hinab und halten Ausschau nach Krokodilen, ohne welche entdecken zu können. Joseph zeigt

ihm Mutshatshas große Maisfelder. Überall auf den Feldern arbeiten Frauen mit Hacken in gebückter Haltung.

»Wo sind denn die Männer?« fragt er.

»Die Männer treffen wichtige Entscheidungen, *bwana*. Vielleicht sind sie auch dabei, afrikanischen Whisky zu brennen.«

»Wichtige Entscheidungen?«

»Wichtige Entscheidungen, *bwana*.«

Nachdem er gegessen hat, was ihm von dem hinkenden Mann vorgesetzt wurde, begibt er sich in den Schatten von Harry Johansons Baum.

Er versteht die Leere nicht, von der die Missionsstation geprägt ist und versucht sich einzureden, Janine hätte ihre lange Reise jetzt gemacht.

Die Untätigkeit macht ihn rastlos. Ich muß heimkehren, denkt er. Heimkehren zu dem, was ich tun muß, was immer das sein mag ...

Als es schon dämmt, steht Amanda Reinhardt plötzlich in seiner Tür. Er hatte sich auf das Bett gelegt und war eingeschlafen. Sie ist klein und rundlich und hält eine Petroleumlampe in der Hand. Ihrem gebrochenen Englisch hört man an, daß sie aus Deutschland stammt. »Es tut mir leid, daß Sie allein bleiben mußten«, sagt sie. »Aber im Moment sind wir nur so wenige, und es gibt so viel zu tun.«

»Ich habe an Harry Johanson gedacht«, sagt Hans Olofson.

»An wen?« fragt sie.

Im gleichen Moment taucht ein aufgeregter Afrikaner aus der Dunkelheit auf und wechselt ein paar Sätze in einer Sprache mit Amanda Reinhardt, die Hans Olofson nicht versteht.

»Ein Kind liegt im Sterben«, sagt sie. »Ich muß gehen.«

Im Weggehen bleibt sie plötzlich stehen und dreht sich noch einmal zu ihm um. »Kommen Sie doch mit«, sagt sie.

»Kommen Sie mit nach Afrika.«

Er steht auf, und sie laufen zum Krankenhaus, das zu Füßen von Harry Johansons Hügel liegt. Hans Olofson schreckt zurück, als er einen Raum voller Eisenbetten betritt. Einige wenige Petroleumlampen tauchen den Raum in ein diffuses Licht. Er sieht, daß überall kranke Menschen liegen. Auf den Betten, zwischen den Betten, unter den Betten. In mehreren Betten liegen Mütter und halten ihre kranken Kinder eng umschlungen. Kochtöpfe und Kleiderbündel versperren den Weg, und der durchdringende Geruch von Schweiß, Urin und Kot ist betäubend. In einem Bett aus gebogenen Eisenrohren, die mit Stahldraht zusammengehalten werden, liegt ein drei oder vier Jahre altes Kind. Um das Bett herum sitzen Frauen.

Hans Olofson entdeckt, daß auch ein schwarzes Gesicht bleich aussehen kann.

Amanda Reinhardt beugt sich über das Kind, legt eine Hand auf seine Stirn und spricht dabei mit den Frauen.

Das Wartezimmer des Todes, denkt er.

Die Petroleumlampen sind die Lichter des Lebens ...

Auf einmal stoßen die Frauen, die um das Bett herum hocken, gemeinsam einen Schrei aus. Eine von ihnen, kaum älter als achtzehn Jahre alt, wirft sich über das Kind im Bett, und ihr Wehklagen ist so markerschütternd und herzerreißend, daß Hans Olofson am liebsten die Flucht ergriffen hätte. Das Jammern und die klagenden Schreie, die nun den Raum erfüllen, lähmen ihn. Mit einem einzigen riesigen Satz will er Afrika hinter sich lassen.

»So sieht der Tod aus«, flüstert Amanda Reinhardt ihm ins Ohr. »Das Kind ist gestorben.«

»Woran?« fragt Hans Olofson.

»An den Masern«, antwortet Amanda Reinhardt.

Die Schreie der Frauen werden lauter und dann wieder leiser. Nie zuvor hat er solche Stimmen der Trauer erlebt wie in diesem schmutzigen Raum mit seinem unwirklichen Licht. Sein Trommelfell wird von Hämmern bearbeitet.

»Sie werden die ganze Nacht klagen«, erklärt Amanda Reinhardt. »Bei der Hitze muß das Kind schon morgen begraben werden. Danach klagen die Frauen noch tagelang.

Möglich, daß sie zwischendurch vor Erschöpfung ohnmächtig werden, aber sie machen immer weiter.«

»Ich hätte ein solches Wehklagen nicht für möglich gehalten«, sagt Hans Olofson. »Das muß der Urlaut des Schmerzes sein.«

»Die Masern«, meint Amanda Reinhardt. »Sie haben die Masern als Kind bestimmt auch gehabt, aber hier sterben die Kinder daran. Diese Leute kommen aus einem abgelegenen Dorf. Die Mutter hat ihr Kind fünf Tage lang durch den Busch getragen. Wäre sie früher gekommen, hätten wir es vielleicht retten können. Aber sie hat sich zunächst an den Medizinmann des Dorfes gewandt. Erst als es schon zu spät war, kam sie zu uns. Im Grunde sind es gar nicht die Masern, an denen die Kinder sterben. Sie sind vor allem unterernährt, ihre Widerstandskraft ist untergraben. Der Tod dieses Kindes steht am Ende einer langen Kette von Ursachen.«

Hans Olofson verläßt das Krankenhaus allein. Er hat sich Amanda Reinhardts Petroleumlampe geliehen und beteuert, daß er den Weg auch allein findet. Die Schreie der wehklagenden Frauen folgen ihm. Vor seiner Tür sitzt Joseph an

einem Feuer.

Ich werde mich an ihn erinnern, denkt Hans Olofson. An ihn und seine schönen Schwestern.

Am nächsten Tag trinkt er erneut Kaffee mit Patrice LeMarque.

»Was denken Sie jetzt über Harry Johanson?« fragt der Missionar.

»Ach, ich weiß nicht«, antwortet Hans Olofson. »Ich glaube, ich denke vor allem an das Kind, das gestern gestorben ist.«

»Ich habe es bereits beerdigt«, antwortet Patrice LeMarque. »Und die Pumpstation funktioniert auch wieder.«

»Wie komme ich von hier weg?« sagt Hans Olofson.

»Moses fährt morgen mit einem unserer Autos nach Kitwe. Er kann Sie mitnehmen.«

»Wie lange werden Sie hier bleiben?« fragt Hans Olofson.

»Solange ich lebe«, antwortet Patrice LeMarque. »Aber ich werde vermutlich nicht so alt wie Harry Johanson. Er muß etwas Besonderes gewesen sein.«

Im Morgengrauen wird er von Joseph geweckt.

»Jetzt fahre ich wieder nach Hause«, sagt Hans Olofson. »In einen anderen Teil der Welt.«

»Ich bleibe vor den Türen der Weißen, *bwana*«, antwortet Joseph.

»Grüß deine Schwestern von mir!«

»Das habe ich bereits getan, *bwana*. Sie sind traurig, daß Sie abreisen.«

»Warum verabschieden sie sich dann nicht von mir?«

»Das tun sie, *bwana*. Sie sagen auf Wiedersehen, aber Sie

sehen sie nicht.«

»Eine letzte Frage, Joseph. Wann werdet ihr die Weißen aus dem Land jagen?«

»Wenn die Zeit reif dafür ist, *bwana*.«

»Und wann wird das sein?«

»Sobald wir beschließen, daß sie reif ist, *bwana*. Aber wir werden nicht alle *wazungu* aus dem Land jagen. Wer mit uns zusammen leben möchte, kann bleiben. Wir sind keine Rassisten wie die Weißen.«

Ein Jeep hält vor dem Haus, und Hans Olofson stellt seinen Koffer hinein. Moses, der Fahrer, nickt ihm zu.

»Moses ist ein guter Fahrer, *bwana*«, meint Joseph. »Er kommt nur manchmal von der Straße ab.«

Hans Olofson setzt sich auf den Beifahrersitz, und sie biegen auf die Straße.

Jetzt ist es vorbei, denkt er. Janines Traum und Harry Johansons Grab.

Einige Stunden später machen sie eine Pause, und Hans Olofson entdeckt, daß die beiden Leichen, auf die er in der Leichenhalle gestoßen war, auf der Ladefläche des Jeeps liegen. Ihm wird sofort schlecht.

»Ich soll sie zur Polizei in Kitwe bringen«, erläutert Moses, dem Hans Olofsons Entsetzen nicht entgangen ist.

»Jedes Mordopfer muß von der Polizei untersucht werden.«

»Was ist passiert?«

»Sie waren Brüder. Sie wurden vergiftet. Ihre Maisfelder waren anscheinend ein bißchen zu groß geworden. Die Nachbarn wurden neidisch. Dann sind sie gestorben.«

»Woran?«

»Sie haben etwas gegessen. Daraufhin schwellen sie an, und ihre Mägen platzten. Es stank grauenvoll. Die bösen Geister haben sie getötet.«

»Glaubst du wirklich an böse Geister?«

»Natürlich«, antwortet Moses und lacht. »Wir Afrikaner glauben an Zauberei und böse Geister.«

Sie setzen ihre Fahrt fort.

Hans Olofson versucht sich einzureden, daß es sinnvoll ist, wenn er sein abgebrochenes Jurastudium wieder aufnimmt. Noch einmal klammert er sich an den Wunsch, Verteidiger der mildernden Umstände zu werden.

Aber im Grunde habe ich mir niemals wirklich klargemacht, was es bedeutet, sein Leben in Gerichtssälen zu verbringen, in denen ich zwischen Lüge und Wahrheit unterscheiden muß, denkt er.

Vielleicht würde es mir ergehen wie meinem Vater. Vielleicht würde ich Horizonte in einen Wald aus Paragraphen schlagen. Ich suche immer noch nach einem Ausweg aus der Verwirrung, von der meine Herkunft geprägt ist.

Die lange Reise neigt sich dem Ende zu. Bevor ich in Stockholm lande, muß ich eine Entscheidung getroffen haben, denkt er. Mehr Zeit bleibt mir nicht.

Er zeigt Moses den Weg zur Farm der Mastertons.

»Erst fahre ich Sie, dann fahre ich die Leichen«, sagt Moses.

Hans Olofson ist froh, daß Moses ihn nicht *bwana* nennt.

»Grüß Joseph von mir, wenn du zurück bist.«

»Joseph ist mein Bruder. Ich werde ihn grüßen.«

Am frühen Nachmittag sind sie da ...

## DAS MEER.

Eine blaugrüne Welle, die Richtung Ewigkeit rollt. Vom Meer weht ein eisiger Wind landeinwärts. Ein Segelboot mit einem unsicheren Steuermann steht mit killenden Segeln auf den Wellenkämmen. Tang und Lehm senden ihre schwülen Gerüche herauf, und obwohl das Meer nicht so ist, wie er es sich vorgestellt hat, ist er von der Wirklichkeit doch überwältigt.

Hans Olofson und sein Vater spazieren im harten Gegenwind über eine Landzunge in der Nähe von Gävle. Um seinen Sohn von seinen qualvollen Grübeleien über Sture abzulenken, hat sich Erik Olofson eine Woche Urlaub genommen und zeigt ihm das Meer. Mitte Juni nehmen sie den Überlandbus, steigen in Ljusdal um und erreichen am späten Abend Gävle.

Hans Olofson findet ein abgeschabtes Borkenboot, das jemand liegengelassen hat, und steckt es in die Jackentasche. Erik Olofson träumt von den Bananenfrachtern, auf denen er früher gefahren ist. Aus dem Holzfäller lugt das Gesicht des Seemanns hervor, und ihm wird wieder einmal klar, daß seine Welt die See ist.

Das Meer verändert sich unentwegt, denkt Hans Olofson. Es ist nie möglich, die ganze Wasserfläche im Blick zu behalten. Immer kommt es an irgendeiner Stelle zu einer unerwarteten Bewegung. Das Wechselspiel aus Sonne und Wolken läßt das Meer glitzern und verwandelt es unaufhörlich, unermüdlich. Er kann sich nicht satt sehen am Meer, das rollt und donnert, Wellenkämme hin und her wirft und sich beruhigt, um dann wieder hochzuspritzen, zu singen und zu stöhnen.

Sture ist zwar nicht aus seinen Gedanken verschwunden, aber es ist, als würde das Meer den schlimmsten Schmerz und die nagendste Trauer verschlucken und langsam unter sich begraben. Seine vagen Schuldgefühle und der Gedanke, daß es seine unsichtbaren Hände waren, die Sture vom Brückenbogen in die Tiefe gestoßen haben, versinken, und zurück bleibt nur eine mahlende Unruhe, die einem Schmerz ähnelt, der sich nicht recht entscheiden kann, ob er zuschlagen soll oder nicht.

Sture verwandelt sich mehr und mehr von einem lebendigen Menschen in eine Erinnerung. Mit jedem neuen Tag verschwimmen seine Gesichtszüge mehr, und ohne es in Worte fassen zu können, begreift Hans Olofson, daß das Leben, das weitergeht, wichtiger ist als die Vergangenheit. Er spürt, daß er zu etwas Unbekanntem unterwegs ist, daß neue und beunruhigende Kräfte freigesetzt werden.

Ich warte auf etwas, denkt er. Und während er wartet, sucht er am Ufer beharrlich nach Strandgut.

Erik Olofson geht ein wenig beiseite, so als wollte er nicht stören. Es quält ihn, daß sein eigenes Warten kein Ende zu nehmen scheint. Das Meer erinnert ihn an seinen eigenen Untergang.

Sie wohnen in einem einfachen Hotel in Bahnhofsnähe. Als sein Vater eingeschlafen ist, gleitet Hans Olofson vorsichtig aus dem Bett und setzt sich in die breite Fensternische. Von hier aus kann er den kleinen Platz vor dem Bahnhofsgebäude überblicken.

Er malt sich das Zimmer in dem fernen Krankenhaus aus, in dem Sture nun liegt. Eine Lungenmaschine, hat er gehört. Ein dicker schwarzer Schlauch, der im Hals verschwindet, eine künstliche Kehle, die für Sture atmet. Das Rückgrat ist gebrochen, geknackt wie bei einem Barsch.

Er versucht sich vorzustellen, was es heißt, sich nicht bewegen zu können, was ihm natürlich nicht gelingt, und plötzlich hat er genug von den düsteren Gedanken und wischt sie beiseite.

Es ist mir egal, denkt er. Ich bin über den Brückenbogen geklettert, ich bin nicht heruntergefallen. Verdammt, was hatte er da auch allein zu suchen, am Morgen, im Nebel? Er hätte auf mich warten sollen.

Die Tage am Meer gehen schnell vorüber. Nach einer Woche müssen sie heimkehren.

In dem schaukelnden Bus schreit er unvermittelt seinen Vater an: »Mama. Warum weißt du nicht, wo sie ist?«

»Es gibt vieles, was man nicht wissen kann«, wehrt sich Erik Olofson, überrumpelt von der unerwarteten Frage.

»Väter verschwinden«, ruft Hans Olofson. »Mütter nicht.«

»Jetzt hast du das Meer gesehen«, erwidert Erik Olofson. »Und hier kann man nicht reden. Der Bus ist so verdammt laut.«

Am nächsten Tag widmet sich Erik Olofson wieder der Aufgabe, den Horizont freizulegen. Ungeduldig schlägt er mit der Axt nach einem widerspenstigen Ast, der sich nicht vom Stamm lösen will. Er legt sein ganzes Körpergewicht in den Hieb, schlägt wütend auf den Ast ein.

Ich schlage mich selbst, denkt er. Schlage die verdammten Wurzeln ab, die mich hier festhalten. Der Junge ist jetzt fast vierzehn. In ein paar Jahren kommt er allein zurecht. Dann kann ich ans Meer zurückkehren, zu den Schiffen, zu den Ladungen.

Er schlägt mit der Axt, und bei jedem Hieb hat er das Gefühl, sich mit der Faust gegen die Stirn zu schlagen und sich zu sagen: Ich muß ...

Hans Olofson läuft durch den hellen nordschwedischen

Sommerabend. Gehen würde zu lange dauern, er hat es eilig. Die weiche, morastige Erde brennt ...

In einem Wäldchen hinter der stillgelegten Ziegelei errichtet er einen Altar für Sture. Hans Olofson kann sich seinen Freund weder tot noch lebendig vorstellen, er ist einfach fort, aber dennoch baut er einen Altar aus Brettern und Moos. Was er damit anfangen soll, weiß er nicht. Er denkt, daß er Janine fragen, sie in sein Geheimnis einweihen könnte, verwirft den Gedanken jedoch sofort wieder. Es reicht ihm, den Altar einmal am Tag zu besuchen und zu sehen, daß ihn niemand angerührt hat. Auch wenn Sture nichts davon weiß, teilen sie nun doch ein weiteres Geheimnis.

Er träumt davon, daß das Haus, in dem er wohnt, sich losreißt und flußabwärts treibt, um nie mehr zurückzukehren.

Wie ein durchgegangenes Pferd läuft er durch diesen Sommer, läuft am Fluß entlang, bis er außer Atem und durchgeschwitzt ist. Wenn alle Möglichkeiten erschöpft sind, gibt es immer noch Janine.

Als er eines Abends zu ihr läuft, ist sie nicht zu Hause, und einen Moment lang hat er Angst, auch sie könnte nun fort sein. Wie soll er es ertragen, noch einen Menschen zu verlieren, der seine Welt zusammenhält? Aber er weiß natürlich, daß sie bei einer ihrer *Herrlichen Andachten* in der Kirche ist, setzt sich auf die Eingangstreppe und wartet.

Als sie kommt, trägt sie einen weißen Sommermantel über einem hellblauen Kleid. Ein Windstoß fährt durch seinen Körper, eine plötzliche Unruhe.

»Warum wirst du rot?« sagt sie.

»Werd ich doch gar nicht«, antwortet er. »Ich werde nie rot.«

Er fühlt sich ertappt. Schneuz dir doch die Nase, denkt er

wütend. Schneuz dir doch dein Loch.

An diesem Abend spricht Janine plötzlich davon, fortzugehen.

»Wohin kann jemand wie ich denn schon gehen«, meint Hans Olofson. »Ich bin in Gävle gewesen. Weiter werde ich wohl nicht kommen. Obwohl – ich könnte natürlich versuchen, mit dem Schienenbus schwarz nach Orsa zu fahren. Oder zum Schneider gehen und ihn bitten, mir ein Paar Flügel anzunähen.«

»Ich meine es ernst«, sagt Janine.

»Ich auch«, sagt Hans Olofson.

»Ich würde nach Afrika reisen«, sagt Janine.

»Nach Afrika?«

Für Hans Olofson ist das ein unbegreiflicher Traum.

»Afrika«, wiederholt sie. »Ich würde in die Länder an den großen Flüssen reisen.«

Dann erzählt sie. Die Vorhänge am Küchenfenster bauschen sich leicht, in der Ferne bellt ein Hund, und sie erzählt von den dunklen Augenblicken. Von der Seelenqual, die in ihr die Sehnsucht nach Afrika weckt. Dort würde sie mit ihrer verschwundenen Nase nicht so auffallen. Dort wäre sie nicht pausenlos mit Abscheu und abgewandten Blicken konfrontiert.

»Lepra«, sagt sie. »Körper, die verrotten, Seelen, die verzweifelt verkümmern. Ich könnte dort etwas bewirken.«

Hans Olofson versucht, sich das Reich der Nasenlosen vorzustellen, Janine zwischen deformierten Menschen zu sehen.

»Willst du etwa Missionarin werden?« fragt er.

»Nein, keine Missionarin. Man würde mich vielleicht so nennen, aber meine Arbeit bestünde darin, Schmerzen zu lindern. Man kann auch reisen, ohne zu reisen«, fährt sie fort.

»Ein Aufbruch beginnt immer in deinem Innern. So war es bestimmt auch bei Harry Johanson und seiner Frau Emma. Fünfzehn Jahre haben sie eine Reise vorbereitet, obwohl sie wahrscheinlich glaubten, daß sie doch nie Wirklichkeit werden würde.«

»Wer ist Harry Johanson?« fragt Hans Olofson.

»Er wurde auf einem armen Pachthof in der Nähe von Röstånga geboren«, antwortet Janine. »Er war das zweitjüngste von neun Kindern. Als er zehn war, beschloß er, Missionar zu werden. Das war Ende der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Aber erst zwanzig Jahre später, 1898, als er schon verheiratet war und mit Emma vier Kinder bekommen hatte, konnten sie aufbrechen. Harry war damals dreißig, Emma ein paar Jahre jünger, und ihre Reise begann in Göteborg. Auch in Schweden gab es zu jener Zeit Anhänger des schottischen Missionars Fred Arnot. Dessen Ziel war es, ein Netz von Missionsstationen entlang der Routen aufzubauen, die Livingstone bei seinen Reisen durch Afrika benutzt hatte. Von Glasgow aus segelten sie also mit einem englischen Schiff und erreichten im Januar 1899 Benguela. Eines der Kinder starb während der Überfahrt an Cholera, und auch Emma war so krank, daß sie an Land getragen werden mußte, als sie die afrikanische Küste erreichten. Zusammen mit drei weiteren Missionaren und über hundert schwarzen Trägern brachen sie einen Monat später zu einer zweitausend Kilometer langen Wanderung durch unwegsames Gelände auf. Sie brauchten vier Jahre, um Mutshatsha zu erreichen, wo nach Fred Arnots Willen die neue Missionsstation liegen sollte. Ein Jahr mußten sie am Lunga warten, bis der dort herrschende Häuptling ihnen die Erlaubnis erteilte, sein Land zu durchqueren. Die ganze Zeit über litten sie an Krankheiten und Unterernährung; überall war

das Wasser verseucht. Als Harry nach vier Jahren endlich Mutshatsha erreichte, war er allein. Emma war an Malaria gestorben, die drei Kinder waren von verschiedenen Darmkrankheiten dahingerafft worden. Die drei anderen Missionare waren ebenfalls gestorben. Harry selbst litt an Malaria, als er mit den wenigen Trägern ankam, die nicht schon Jahre zuvor davongelaufen waren. Er muß unvorstellbar einsam gewesen sein. Wie gelang es ihm nur, an seinem Glauben festzuhalten, nachdem seine ganze Familie auf dem Weg zur Verkündung des Glaubens ausgelöscht wurde? Harry lebte noch fast fünfzig Jahre in Mutshatsha. Als er starb, war rund um die Hütte, aus der seine Missionsstation anfangs bestand, ein richtiges Dorf entstanden. Es gab ein Krankenhaus, ein Kinderheim, ein Haus für ältere Frauen, die in ihren Dörfern der Zauberei angeklagt und verjagt worden waren. Als Harry Johanson starb, nannte man ihn *Ndotolu*, den weisen Mann. Er wurde auf einem Hügel begraben, auf den er sich in seinen letzten Lebensjahren zurückgezogen und wo er eine bescheidene Hütte errichtet hatte. Als Harry Johanson starb, hielten sich englische Ärzte und eine schwedische Missionarsfamilie in Mutshatsha auf. Er starb 1947.

»Woher weißt du das alles?« fragt Hans Olofson.

»Eine alte Frau, die Harry in Mutshatsha begegnet ist, hat mir davon erzählt«, antwortet Janine. »Sie kam als junge Frau in die Missionsstation, um dort zu arbeiten, wurde aber krank, so daß Harry sie zur Heimkehr zwang. Letztes Jahr hat sie unsere Gemeinde besucht, und ich habe mich mit ihr lange über Harry Johanson unterhalten.«

»Sag ihn noch einmal«, bittet Hans Olofson. »Den Namen.«

»Mutshatsha.«

»Was hat er dort eigentlich gemacht?«

»Er kam als Missionar, aber er wurde der weise Mann. Arzt, Handwerker, Richter.«

»Sag es noch einmal.«

»Mutshatsha.«

»Warum fährst du nicht hin?«

»Mir fehlt etwas, was Harry Johanson hatte. Und seine Emma, obwohl sie niemals ankam.«

Was war es, was Harry Johanson hatte, denkt er auf dem Heimweg.

Er schlüpf in Harry Johansons Kleider, eine lange Reihe von Trägern folgt ihm. Ehe die Karawane den Fluß überquert, sendet er Späher aus, um sicherzugehen, daß auf den Sandbänken keine Krokodile lauern. Als die Karawane das Haus erreicht, in dem er wohnt, sind vier Jahre vergangen, und sie haben Mutshatsha erreicht. Mittlerweile ist er allein, die Träger sind fort, alle haben ihn verlassen. Als er die Treppe hinaufsteigt, denkt er, daß der Altar, den er für Sture im Wäldchen hinter der Ziegelei errichtet hat, den Namen Mutshatsha tragen soll ...

Er öffnet die Tür, und der Traum von Harry Johanson zerplatzt, denn in der Küche sitzt Erik Olofson und trinkt zusammen mit den vier notorischen Trunkenbolden der Stadt. Sie haben Céléstine aus ihrer Vitrine geholt, und einer der Säufer fummelt an der minutiös ausgeführten Takelage herum. Ein Mann, der sich nicht einmal die Mühe gemacht hat, seine schmutzigen Gummistiefel auszuziehen, schläft auf Hans Olofsons Bett.

Die Säufer glotzen ihn neugierig an, und Erik Olofson erhebt sich schwankend und sagt etwas, das im Klirren einer zu Boden fallenden Flasche untergeht. Normalerweise empfindet Hans

Olofson Trauer und Scham, wenn sein Vater wieder einmal trinkt, aber jetzt ist er einfach nur wütend. Der Anblick des Vollmasters auf dem Tisch, gestrandet zwischen Gläsern, Flaschen und Aschenbechern, erfüllt ihn mit derart trauriger Wut, daß er ganz ruhig wird. Er geht zum Tisch, hebt das Schiff hoch und starrt dem fummelnden Trinker direkt in die glasigen Augen.

»Du rührst sie nicht an«, sagt er.

Ohne seine Antwort abzuwarten, stellt er das Schiff in die Vitrine zurück. Anschließend geht er in sein Zimmer und versetzt dem Mann, der auf seinem Bett liegt, einen Tritt. »Hoch mit dir. Hoch, zum Teufel«, sagt er und macht weiter, bis der Mann schließlich aufwacht.

Sein Vater hält sich mit halb heruntergerutschter Hose am Türpfosten fest, und als Hans Olofson seine flackernden Augen sieht, fängt er an ihn zu hassen. Er jagt den schlaftrunkenen Säufer in die Küche hinaus und schlägt seinem Vater die Tür vor der Nase zu. Dann reißt er den Bettüberzug herunter, setzt sich und lauscht seinem pochenden Herzen.

Mutshatsha, denkt er.

In der Küche wird mit den Stühlen gescharrt, die Wohnungstür öffnet sich, Stimmen murmeln, und dann ist alles still.

Erst glaubt er, sein Vater wäre mit den Saufkumpanen in die Stadt gezogen, aber dann hört er ein Schlurfen und ein Plumpsen aus der Küche. Als er die Tür öffnet, sieht er seinen Vater mit einem Putzlappen in der Hand herumkriechen, um den Dreck vom Fußboden aufzuwischen.

In diesem Moment erinnert ihn sein Vater an ein Tier. Seine Hose ist heruntergerutscht, so daß sein Hinterteil entblößt ist.

Er ist ein blindes Tier, das immer im Kreis kriecht.

»Zieh deine Hose hoch«, sagt Hans Olofson. »Und kriech nicht so auf der Erde herum. Ich werde den verdammten Fußboden putzen.«

Er hilft seinem Vater hoch, und als Erik Olofson das Gleichgewicht verliert, landen sie in einer unfreiwilligen Umarmung auf der Küchenbank. Als er sich losmachen will, hält sein Vater ihn fest.

Für einen Moment glaubt er, sein Vater wolle ihn schlagen, aber dann hört er ihn in einem heftigen Weinkampf schluchzen und jammern. Das hat er noch nie erlebt.

Wehmut und glasige Augen, eine zittrige, belegte Stimme, das alles kennt er, aber nicht diese unverhohlenen Tränen.

Was soll ich nur tun, denkt er, des Vaters verschwitztes und unrasiertes Gesicht an seinem Hals.

Die Elchhunde unter dem Küchentisch lassen besorgt die Ohren hängen. Sie sind getreten worden und haben den ganzen Tag noch kein Futter bekommen. In der Küche stinkt es nach ranzigem Fett, qualmenden Pfeifen und verschüttetem Bier.

»Wir müssen hier aufräumen«, sagt Hans Olofson und macht sich frei. »Leg dich hin, ich werde den Mist wegwischen.«

Erik Olofson sackt auf der Küchenbank in sich zusammen, und sein Sohn putzt den Küchenfußboden.

»Schaff die Hunde raus«, murmelt sein Vater.

»Schaff sie doch selber raus«, erwidert Hans Olofson.

Es paßt ihm nicht, daß die verachteten und berüchtigten Säufer der Stadt sich in ihrer Küche ausbreiten durften. Die sollen gefälligst in ihren Bruchbuden bleiben, denkt er, bei ihren Weibern, Blagen und Bierflaschen ...

Sein Vater schläft auf der Bank ein. Hans Olofson deckt ihn zu, bringt die Hunde hinaus und kettet sie am Holzschuppen an. Dann geht er zu dem Altar im Wald.

Inzwischen ist es Nacht geworden, eine helle nordschwedische Sommernacht. Vor dem Gewerkschaftshaus grölen ein paar Jugendliche, die einen glänzenden Chevrolet umringen. Hans Olofson kehrt zu seiner Karawane zurück, zählt seine Träger und gibt den Befehl zum Aufbruch.

Missionar oder nicht, ein gewisses autoritäres Auftreten muß sein, damit die Träger nicht faul werden oder vielleicht sogar von den Vorräten stehlen. Man muß sie regelmäßig mit Glasperlen und ähnlichem Krimskrams aufmuntern, sie aber auch gegebenenfalls zwingen, bei Versäumnissen Zeuge von Bestrafungen zu werden. Er weiß, daß er in den vielen Monaten, vielleicht Jahren, die seine Karawane unterwegs sein wird, selbst im Schlaf immer ein Auge offenhalten muß.

Hinter dem Krankenhaus hört er die ersten Zurufe der Träger, sie bitten um eine Pause, doch er treibt sie weiter an. Erst als sie den Altar im Wald erreicht haben, erlaubt er ihnen, die schweren Lasten abzusetzen.

»Mutshatsha«, sagt er, dem Altar zugewandt. »Gemeinsam werden wir eines Tages nach Mutshatsha reisen, wenn dein Rücken verheilt ist und du wieder aufgestanden bist ...«

Er schickt die Träger voraus, um in Ruhe nachdenken zu können.

Reisen heißt vielleicht etwas besiegen wollen, denkt er vage. Die Spötter zu besiegen, die niemals geglaubt hätten, daß man sich wirklich auf den Weg macht, und wenn man auch nur bis in die Wälder von Orsa kommt. Oder all jene zu besiegen, die vor einem aufgebrochen sind, indem man noch weiter reist und

tiefer in die Wildnis vordringt. Die eigene Trägheit, Feigheit, Angst besiegen.

Ich habe die Brücke über den Fluß besiegt, denkt er. Ich war stärker als meine Angst.

Er schlendert durch die Sommernacht nach Hause.

Es gibt viel mehr Fragen als Antworten. Da ist zum Beispiel Erik Olofson, sein rätselhafter Vater. Warum fängt er ausgerechnet jetzt wieder an zu trinken? Nachdem sie gemeinsam am Meer waren und gesehen haben, daß es noch da ist? Mitten im Sommer, wenn Schnee und Kälte weit weg sind? Warum läßt er diese Säufer in die Küche und an Céléstine herumfummeln?

Und warum ist meine Mutter fortgegangen? Er bleibt vor dem Gewerkschaftshaus stehen und betrachtet die Überreste des Filmplakats zur letzten Vorführung vor dem Sommer.

»Lauf um dein Leben«, liest er. Ja genau, um sein Leben laufen. Und er läuft auf leisen Sohlen durch die laue Sommernacht.

Mutshatsha, denkt er.

Mutshatsha ist mein Losungswort.

HANS OLOFSON verabschiedet sich von Moses, und der Wagen mit den beiden Leichen verschwindet in einer Staubwolke.

»Sie können bei uns bleiben, solange Sie wollen«, sagt Ruth, die auf die Terrasse hinausgetreten ist. »Ich werde Sie nicht fragen, warum Sie schon wieder zurück sind. Ich sage nur, daß Sie bleiben können.«

Als er sein altes Zimmer betritt, ist Louis bereits dabei, ihm ein Bad einzulassen.

Morgen, denkt er, morgen werde ich mich noch einmal neu bewerten und entscheiden, wohin ich zurückkehre.

Werner Masterton sei nach Lubumbashi gefahren, um Stiere zu kaufen, erklärt Ruth Masterton, als sie am Abend mit Whiskygläsern auf der Veranda sitzen.

»Diese Gastfreundschaft«, sagt Hans Olofson.

»Sie ist unabdingbar«, antwortet Ruth. »Ohne die anderen könnten wir nicht überleben. Einen Weißen im Stich zu lassen ist die einzige Todsünde, die wir kennen, aber niemand wird sie begehen. Es ist wichtig, daß die Schwarzen das begreifen.«

»Vielleicht irre ich mich«, sagt Hans Olofson. »Aber ich habe das Gefühl, Zeuge eines Kriegszustands zu sein. Es wird zwar nicht offen gekämpft, aber dennoch herrscht Krieg.«

»Es ist kein Krieg«, antwortet Ruth. »Aber eine Differenz, die um jeden Preis, und wenn nötig mit aller Macht, verteidigt werden muß. Im Grunde garantieren die Weißen, die hiergeblieben sind, die Macht der neuen schwarzen Herrscher,

die ihre neugewonnene Macht benutzen, um ihr Leben zu gestalten wie wir. Der Gouverneur dieses Distrikts hat sich von Werner die Baupläne unseres Hauses geliehen. Jetzt baut er eine Kopie, nur daß sein Haus größer sein wird.

»In der Missionsstation von Mutshatsha hat ein Afrikaner von einer Jagd gesprochen, die bald anbrechen werde, die Jagd auf die Weißen.«

»Es gibt immer welche, die lauter schreien als andere«, entgegnet Ruth Masterton. »Aber die Schwarzen sind feige, ihre Methode ist der Meuchelmord, nicht der offene Kampf. Und Hunde, die bellen, beißen bekanntlich nicht. Es sind die Stillen im Lande, die man im Auge behalten muß.«

»Sie sagen, die Schwarzen seien feige«, erwidert Hans Olofson und merkt, daß er allmählich betrunken wird.

»Das klingt ein wenig, als wäre das ein Defekt, der mit ihrer Rasse zusammenhängt, aber das kann ich einfach nicht glauben.«

»Vielleicht habe ich auch ein wenig übertrieben«, sagt Ruth Masterton. »Aber sehen Sie doch selbst, leben Sie in Afrika, kehren Sie anschließend in ihr Land zurück, und erzählen Sie dort, was Sie hier erlebt haben.«

Beim Abendessen sind sie allein an dem großen Tisch. Stumme Diener tauschen die Teller aus. Ruth Masterton dirigiert sie mit Augenaufschlägen und energischen Handbewegungen. Einer der Diener kleckert Sauce auf das Tischtuch. Ruth Masterton befiehlt ihm zu gehen.

»Was geschieht jetzt mit ihm?« fragt Hans Olofson.

»Werner braucht Arbeiter in den Schweineställen«, antwortet Ruth Masterton.

Eigentlich müßte ich aufstehen und gehen, denkt Hans

Olofson. Aber ich tue nichts dergleichen und spreche mich frei, indem ich mir einrede, daß ich nicht dazugehöre und nur ein Gast bin, der zufällig vorbeischaute.

Er will noch ein paar Tage bei den Mastertons bleiben. Den Rückflug kann er frühestens in einer Woche antreten.

Aber ohne daß er es bemerkt, gruppieren sich Menschen um ihn herum und nehmen ihre Positionen in dem Drama ein, das ihn fast zwanzig Jahre in Afrika festhalten wird.

Immer wieder wird er sich später fragen, was eigentlich geschehen ist, welche Kräfte ihn anlockten, in Abhängigkeiten verstrickten und es ihm schließlich unmöglich machten, einfach aufzustehen und zu gehen.

Der Vorhang hebt sich, drei Tage bevor Werner Masterton ihn nach Lusaka fahren soll. Mittlerweile hat er beschlossen, sein Jurastudium wiederaufzunehmen, einen weiteren Versuch zu wagen.

Eines Abends zeigt sich zum erstenmal in Hans Olofsons Leben ein Leopard. Ein Brahmankalb ist am Morgen tot aufgefunden worden. Ein alter Afrikaner, der als Traktorfahrer auf der Farm arbeitet, wird zu dem zerfleischten Tier geholt und identifiziert die kaum sichtbaren Abdrücke augenblicklich als Spuren von Leopardentaten.

»Ein großer Leopard«, sagt er. »Ein einzelnes Männchen. Wagemutig, vielleicht auch listig.«

»Wo ist er jetzt?« fragt Werner Masterton.

»In der Nähe«, antwortet der alte Mann. »Möglich, daß er uns in diesem Moment beobachtet.«

Hans Olofson, der dabeisteht, spürt die Angst des Mannes. Leoparden sind gefürchtet, ihre Verschlagenheit übersteigt die des Menschen.

Man stellt dem Raubtier eine Falle. Das Kalb, das er gerissen hat, wird an einem Seil hochgezogen und in einem Baum festgebunden. Fünfzig Meter entfernt bauen sie aus Laub einen Unterstand mit einer Schießscharte.

»Gut möglich, daß er zurückkommt«, meint Werner Masterton. »Wenn er kommt, dann jedenfalls kurz vor dem Morgengrauen.«

Als sie zu dem weißen Haus zurückkehren, sitzt Ruth Masterton zusammen mit einer Frau auf der Terrasse.

»Eine gute Freundin von mir«, sagt sie. »Judith Fillington.«

Hans Olofson begrüßt eine hagere Frau mit ängstlichen Augen und blickt in ein blasses, gezeichnetes Gesicht. Das Alter der Frau läßt sich nur schwer schätzen, aber er vermutet, daß sie um die Vierzig ist. Dem Gespräch entnimmt er, daß sie Besitzerin einer Farm ist, auf der ausschließlich Eier produziert werden. Die Farm liegt nördlich von Kalulushi und wird durch den Kafue von den Kupferminen getrennt.

Hans Olofson hält sich im Schatten. Fragmente einer Tragödie nehmen nach und nach Gestalt an.

Judith Fillington ist vorbeigekommen, um den Mastertons mitzuteilen, daß es ihr endlich gelungen ist, ihren Mann für tot erklären zu lassen. Ein bürokratisches Bollwerk ist damit bezwungen worden.

Hans Olofson begreift, daß ihr Mann an seiner Melancholie zugrunde gegangen ist. Ein Mann, der plötzlich im Busch verschwunden ist. Geistige Verwirrung, ein überraschender Selbstmord, vielleicht auch ein Raubtier. Ein Körper, der nie gefunden wurde. Jetzt gibt es ein Dokument, das seinen Tod bestätigt.

Ohne amtlichen Stempel hat er wie ein Geist gespuht, denkt

Hans Olofson. Zum zweitenmal höre ich von einem Mann, der einfach im Busch verschwindet.

»Ich bin müde«, sagt Judith Fillington zu Ruth Masterton. »Duncan Jones säuft sich zu Tode, er kann die Arbeit auf der Farm nicht mehr leiten. Sobald ich länger als einen Tag fort bin, bricht alles zusammen. Die Eier werden nicht ausgeliefert, der Lastwagen bleibt liegen, das Hühnerfutter geht aus.«

»Du findest keinen neuen Duncan Jones in diesem Land«, meint Werner Masterton. »Du mußt die Stelle in Salisbury oder Johannesburg ausschreiben. Oder in Gaborone.«

»Wen kann ich denn schon bekommen«, erwidert Judith Fillington. »Wer zieht schon hierher? Noch ein Alkoholiker?«

Sie leert ihr Whiskyglas mit einem Zug und streckt es aus, um es sich wieder füllen zu lassen. Aber als ein Diener sich mit der Flasche nähert, zieht sie das leere Glas zurück.

Hans Olofson sitzt im Schatten und hört zu. Immer entscheide ich mich für den Platz in der dunkelsten Ecke, denkt er. In der Gesellschaft anderer Menschen suche ich stets nach einem Versteck.

Beim Abendessen sprechen sie über den Leoparden.

»Es gibt eine Legende über Leoparden, die unsere alten Arbeiter oft erzählen«, ergreift Werner Masterton das Wort. »Wenn das Ende der Welt naht und es schon keine Menschen mehr gibt, wird es zu einer letzten Kraftprobe zwischen einem Leoparden und einem Krokodil kommen, zwei Tiere, die dank ihrer Verschlagenheit bis zuletzt überlebt haben. Die Legende hat kein Ende. Sie bricht in dem Moment ab, in dem die beiden Tiere einander angreifen. Die Afrikaner stellen sich vor, daß Leopard und Krokodil ihren Zweikampf bis in alle Ewigkeit weiterführen, bis in die endgültige Dunkelheit oder eine

Wiedergeburt hinein.«

»Bei dem Gedanken schwindelt es einen«, sagt Judith Fillington. »Der absolute Endkampf auf Erden, ohne Zuschauer. Nur ein leerer Planet und zwei Tiere, die sich ineinander verbeißen.«

»Komm heute nacht doch mit«, schlägt Werner Masterton vor. »Vielleicht kehrt der Leopard ja zurück.«

»Ich kann sowieso nicht schlafen«, erwidert Judith Fillington. »Warum also nicht? Obwohl ich in diesem Land geboren bin, habe ich in meinem ganzen Leben noch keinen Leoparden gesehen.«

»Nur wenige Afrikaner haben jemals einen Leoparden gesehen«, meint Werner Masterton. »Die Abdrücke seiner Tatzen sind im Morgengrauen zu erkennen, ganz in der Nähe von Hütten und Menschen. Dennoch hat niemand etwas gesehen.«

»Ist noch Platz für eine weitere Person?« erkundigt sich Hans Olofson. »Ich bin ein Meister darin, mich unsichtbar zu machen.«

»Die Häuptlinge tragen oft Leopardenfelle als Zeichen ihrer Würde und Unverletzbarkeit«, sagt Werner Masterton. »Das magische Wesen des Leoparden ist allen Stämmen gemeinsam. Ein *kaunde*, ein *bemba*, ein *luvale*, sie alle respektieren die Weisheit des Leoparden.«

»Ist noch Platz?« fragt Hans Olofson, ohne Antwort zu bekommen.

Um kurz nach neun brechen sie auf.

»Wen nimmst du mit?« fragt Ruth Masterton.

»Den alten Musukutwane«, antwortet ihr Mann. »Er ist der einzige auf unserer Farm, der im Laufe seines Lebens mehr als

einen Leoparden gesehen hat.«

Sie lassen den Jeep ein ganzes Stück vor der Leopardenfalle stehen. Musukutwane, ein alter Afrikaner in abgerissenen Kleidern, gebeugt und hager, tritt lautlos aus den Schatten. Schweigend führt er sie durch die Dunkelheit.

»Sucht euch eine bequeme Körperstellung«, flüstert Werner Masterton, als sie in der Laubhütte angekommen sind.

»Wir werden mindestens acht Stunden hierbleiben.«

Hans Olofson sitzt in einer Ecke, und nur ihre Atemzüge und die nächtlichen Geräusche sind zu hören.

»Keine Zigaretten«, flüstert Werner Masterton. »Redet leise, den Mund ans Ohr gelegt. Aber auf Musukutwanens Zeichen hin müssen alle still sein.«

»Wo ist der Leopard jetzt?« fragt Hans Olofson.

»Nur der Leopard weiß, wo der Leopard ist«, antwortet Musukutwane.

Schweiß rinnt Hans Olofson das Gesicht hinab. Plötzlich spürt er, daß jemand seinen Arm berührt.

»Warum macht man das eigentlich«, flüstert Judith Fillington. »Warum wartet man eine ganze Nacht auf einen Leoparden, der vermutlich doch nicht kommen wird.«

»Vielleicht habe ich bis zum Morgengrauen eine Antwort gefunden«, erwidert Hans Olofson.

»Wecken Sie mich bitte, falls ich einschlafen sollte«, sagt sie.

»Was muß ein Verwalter auf Ihrer Farm tun?« fragt er.

»Alles«, antwortet sie. »Fünfzehntausend Eier müssen jeden Tag eingesammelt, verpackt und ausgeliefert werden, auch sonntags. Es muß immer ausreichend Futter da sein, zweihundert Afrikanern müssen die Ohren langgezogen werden.

Man verbringt täglich viel Zeit damit, eine ganze Reihe von Krisen einzudämmen, ehe sie sich zu Katastrophen auswachsen.«

»Warum wollen Sie keinen schwarzen Verwalter einstellen?« fragt er.

»Wenn das so einfach wäre«, antwortet sie. »Aber so einfach ist es leider nicht.«

»Ohne Musukutwane würden wir den Leoparden nicht finden«, sagt er. »Es ist doch unfassbar, daß ein Afrikaner in diesem Land nicht zum Verwalter befördert werden kann. Es gibt einen schwarzen Präsidenten, eine schwarze Regierung.«

»Arbeiten Sie doch für mich«, sagt sie. »In Schweden sind alle Männer Bauern, nicht wahr?«

»Das stimmt so nicht ganz«, antwortet er. »Früher traf das vielleicht zu, aber heute nicht mehr. Außerdem verstehe ich nichts von Hühnern. Ich weiß nicht einmal, was fünfzehntausend Hühner fressen. Tonnenweise Brotkrumen?«

»Abfälle aus den Maismühlen«, erwidert sie.

»Ich glaube nicht, daß es mir liegen würde, einem Arbeiter die Ohren langzuziehen«, sagt er.

»Ich brauche jemand, der mir hilft.«

»In drei Tagen geht mein Flug. Ich kann mir nicht vorstellen, wiederzukommen.«

Hans Olofson wedelt eine Mücke weg, die vor seinem Gesicht schwirrt. Ich könnte das tun, schießt es ihm durch den Kopf. Ich könnte es zumindest versuchen, bis sie geeigneten Ersatz gefunden hat. Die Mastertons haben mich in ihrem Haus aufgenommen und mir damit eine Atempause verschafft. Dasselbe könnte ich vielleicht für sie tun.

Er denkt, daß die Vorstellung ihm so verlockend erscheint, weil er aus seiner Leere herausfinden könnte. Aber natürlich mißtraut er dieser Verlockung, weil sie sich auch nur als ein weiteres Versteck herausstellen könnte.

»Benötigt man nicht eine ganze Reihe von Papieren«, erkundigt er sich. »Aufenthaltsgenehmigung, Arbeitserlaubnis?«

»Man braucht unglaublich viele Papiere«, sagt sie. »Aber ich kenne einen Oberst im Immigration Department in Lusaka. Eine Lieferung von fünfhundert Eiern frei Haus verschafft einem die notwendigen Stempel.«

»Aber ich verstehe überhaupt nichts von Hühnern«, wiederholt er.

»Sie wissen immerhin schon, was sie fressen«, antwortet sie.

Laubhütte und Arbeitsamt in einem, denkt er und macht sich klar, daß er etwas sehr Ungewöhnliches erlebt.

Vorsichtig ändert er die Körperhaltung. Seine Beine schmerzen, ein Stein bohrt sich in seinen Rücken.

Plötzlich schreit klagend ein Nachtvogel in der Dunkelheit. Die Frösche verstummen, und er lauscht den Atemzügen, die ihn umgeben. Nur Musukutwanen kann er nicht hören.

Werner Masterton macht eine Handbewegung, und das Gewehr gibt einen schwachen metallischen Laut von sich. Wie in einem Schützengraben, denkt er. In Erwartung des unsichtbaren Feinds.

Kurz vor dem Morgengrauen gibt Musukutwane einen kaum hörbaren Kehllaut von sich.

»Von jetzt an kein Laut, keine Bewegung«, flüstert Werner Masterton.

Hans Olofson dreht vorsichtig den Kopf und puhlt mit dem

Finger ein kleines Loch in die Laubwand. Judith Fillington atmet dicht an seinem Ohr. Ein fast nicht wahrnehmbarer Laut verrät ihm, daß Werner Masterton sein Gewehr entsichert hat. Langsam, wie der schwache Widerschein eines weit entfernten Lagerfeuers, schreitet die Dämmerung voran. Die Zikaden verstummen, der schreiende Nachtvogel ist fort.

Auf einmal ist die Nacht vollkommen still.

Der Leopard, denkt er. Wenn er sich nähert, kündigt die Stille ihn an. Durch das Loch in der Wand versucht er den Baum auszumachen, in dem der Tierkadaver hängt.

Sie warten, aber nichts geschieht. Plötzlich ist es Tag, die Landschaft entschleiert.

Werner Masterton sichert sein Gewehr. »Wir können nach Hause gehen«, sagt er. »Kein Leopard diese Nacht.«

»Er ist dagewesen«, sagt Musukutwane. »Er kam kurz vor dem Morgengrauen. Aber er hat etwas gehaut und ist wieder verschwunden.«

»Hast du ihn gesehen?« fragt Werner Masterton ungläubig.

»Es war dunkel«, antwortet Musukutwane. »Aber ich weiß, daß er hier war. Ich sah ihn in meinem Innern. Er war mißtrauisch und ist nicht in den Baum geklettert.«

»Wenn der Leopard hier war, muß es Spuren geben«, sagt Werner Masterton.

»Es gibt Spuren«, antwortet Musukutwane.

Sie schlängeln sich aus dem Unterstand und gehen zu dem Baum. Fliegen umschwirren das tote Kalb.

Musukutwane zeigt auf die Erde.

Die Spuren des Leoparden.

»Er ist aus dem dichten Unterholz gekommen und um den

Baum herumgeschlichen, um das Kalb aus verschiedenen Richtungen zu betrachten, ehe er sich ihm nähert. Plötzlich hat er kehrt gemacht und ist wieder im dichten Busch verschwunden.« Musukutwane liest die Spur, als hätte er eine Schrift vor sich.

»Was hat ihn erschreckt?« fragt Judith Fillington.

Musukutwane schüttelt den Kopf und streicht vorsichtig mit der flachen Hand über die Spur. »Er kann nichts gehört haben«, antwortet er. »Trotzdem wußte er, daß es gefährlich ist. Es ist ein altes und erfahrenes Männchen. Er lebt schon so lange, weil er schlau ist.«

»Kehrt er in der nächsten Nacht zurück?« fragt Hans Olofson.

»Das weiß nur der Leopard«, antwortet Musukutwane.

Ruth Masterton erwartet sie mit dem Frühstück. »Keine Schüsse in der Nacht«, sagt sie. »Kein Leopard?«

»Kein Leopard«, antwortet Judith Fillington. »Aber statt dessen habe ich vielleicht einen Verwalter gefunden.«

»Tatsächlich?« sagt Ruth Masterton und sieht Hans Olofson an. »Könnten Sie sich vorstellen zu bleiben?«

»Nur für kurze Zeit«, antwortet er. »Während sie nach einem geeigneten Mann sucht.«

Nach dem Frühstück packt er seinen Koffer, und Louis trägt ihn zum wartenden Landrover hinaus.

Erstaunt muß er sich eingestehen, daß er seine Entscheidung nicht bereut. Ich verpflichte mich zu nichts, verteidigt er sich. Ich gönne mir nur ein Abenteuer.

»Vielleicht kommt der Leopard ja diese Nacht«, sagt er zu Werner Masterton, als er sich verabschiedet.

»Musukutwane ist jedenfalls davon überzeugt«, antwortet er.

»Wenn ein Leopard überhaupt eine Schwäche hat, dann besteht sie darin, daß er wie der Mensch ist. Es gefällt ihm nicht, eine bereits erlegte Beute verkommen zu lassen.«

Werner Masterton verspricht, Hans Olofsons Rückflug zu stornieren.

»Schauen Sie bald mal wieder vorbei«, sagt Ruth Masterton.

Judith Fillington zieht eine schmutzige Mütze über ihre braunen Haare und hat Probleme, den ersten Gang einzulegen.

»Mein Mann und ich sind kinderlos geblieben«, sagt sie plötzlich, als sie durch das Gatter der Farm davonfahren.

»Ich konnte gestern nicht umhin, dem Gespräch zu folgen«, erwidert Hans Olofson. »Was ist denn eigentlich passiert?«

»Stewart, mein Mann, kam als Vierzehnjähriger nach Afrika«, beginnt Judith Fillington. »Seine Eltern flohen vor der Depression von 1932 aus England, und ihre Ersparnisse reichten für eine einfache Fahrkarte nach Capetown. Stewarts Vater war Metzger und hatte Erfolg. Doch seine Mutter fing von einem Tag auf den anderen an, nachts Predigten für die schwarzen Arbeiter in ihren shantytowns zu halten. Sie wurde geisteskrank und nahm sich wenige Jahre nach ihrer Ankunft in Capetown das Leben. Stewart hatte Angst, wie seine Mutter zu werden. Jeden Morgen nach dem Aufwachen suchte er nach Anzeichen dafür, daß er anfang den Verstand zu verlieren. Er hat mich oft gefragt, ob ich fände, daß er sich merkwürdig verhalte oder etwas Seltsames sage. Ich glaube eigentlich nicht, daß seine Mutter ihm etwas vererbt hat, ich denke eher, daß seine Angst ihn krank gemacht hat. Nach der Unabhängigkeit und all den Veränderungen, die sie mit sich brachte, und den Schwarzen, die nun das Sagen haben sollten, verlor er jeglichen Lebensmut. Dennoch traf es mich aus heiterem Himmel, als er verschwand.

Er hat keine Nachricht hinterlassen, nichts ...«

Nach einer guten Stunde sind sie da. »Fillington Farm«, liest Hans Olofson auf einem morschen, an einen Baum genagelten Holzschild. Sie fahren durch ein Gatter, das von einem Afrikaner geöffnet wird, passieren Reihen flacher Hühnerställe und halten schließlich vor einem dunkelroten Backsteingebäude. Hans Olofson sieht, daß das Haus niemals fertig geworden ist.

»Stewart hat das Haus laufend verändert«, sagt sie. »Er riß ab und baute an. Er hat es nie gemocht und hätte es am liebsten ganz abgerissen und ein neues gebaut.«

»Ein Schloß mitten im afrikanischen Busch«, sagt Hans Olofson. »Ein seltsames Haus. Ich hätte nicht gedacht, daß es hier solche Häuser gibt.«

»Herzlich willkommen«, erwidert sie. »Du nennst mich Judith, und ich nenne dich Hans.«

Sie führt ihn zu einem großen und hellen Zimmer mit schiefen Winkeln und Dachschrägen. Durch das Fenster hat man Ausblick auf einen halb zugewachsenen Park mit morschen Gartenmöbeln. In einem Hundezwinger laufen unruhig Schäferhunde hin und her.

»*Bwana*«, sagt jemand hinter ihm.

Ein Massai, fährt es ihm durch den Kopf, als er sich umdreht. So habe ich mir immer Kenyattas Männer vorgestellt. So müssen sie ausgesehen haben, die Mau-Mau-Krieger, von denen die Engländer aus Kenia vertrieben wurden.

Der Afrikaner vor ihm ist sehr groß, sein Gesicht strahlt Würde aus. »Mein Name ist Luka, *bwana*.«

Kann man einen Diener haben, der mehr Würde ausstrahlt als man selbst, denkt Hans Olofson. Einen afrikanischen

Stammesführer, der einem das Bad einläßt?

Auf einmal steht Judith in der Tür. »Luka ist immer für uns da. Er erinnert mich an alles, was ich vergesse.«

Später, als sie auf den klapprigen Gartenmöbeln sitzen und Kaffee trinken, erzählt sie ihm mehr von Luka. »Ich traue ihm nicht«, sagt sie. »Er ist verschlagen, auch wenn ich ihm niemals nachweisen konnte, daß er etwas gestohlen oder mich angelogen hätte. Aber er tut natürlich beides.«

»Wie soll ich mich ihm gegenüber verhalten?« fragt Hans Olofson.

»Du mußt bestimmt auftreten«, antwortet Judith. »Afrikaner suchen immer nach deinem schwachen Punkt, lauern auf die Momente, in denen du dich schwach zeigst. Stecke ihm nichts zu, finde einen Grund, dich zu beschweren, wenn er deine Kleider zum erstenmal gewaschen hat. Auch wenn es gar nichts zu mäkeln gibt, weiß er dann, daß du Ansprüche stellst.«

Zwei große Schildkröten schlafen zu Hans Olofsons Füßen. Er hat Kopfschmerzen von der Hitze, und als er seine Kaffeetasse abstellt, sieht er, daß sein Tischchen ein ausgestopfter Elefantenfuß ist.

Hier könnte ich den Rest meines Lebens verbringen, denkt er plötzlich. Es ist ein spontaner Gedanke, der sich in seinem Bewußtsein festsetzt, ohne daß ihm ein Einwand einfiel. Ich könnte fünfundzwanzig Jahre meines Lebens hinter mir lassen und brauchte mich nicht mehr mit meinen Erinnerungen quälen. Aber welche meiner Wurzeln würden bei dem Versuch verdorren, sie hierher umzupflanzen, in die rote Erde?

Wenn ich den nordschwedischen Ackerboden gegen den sandigen roten Boden hier eintauschen würde? Warum sollte ich auf einem Kontinent leben wollen, auf dem ein gnadenloser

Abstoßungsprozeß im Gange ist? Afrika will, daß die Weißen verschwinden, das habe ich schon verstanden. Aber die Weißen harren aus und errichten mit ihrem Rassismus und ihrer Verachtung Verteidigungswälle. Die Gefängnisse der Weißen sind komfortabel, bleiben aber Gefängnisse, Bunker mit buckelnden Dienern.

Seine Gedanken werden von Judith unterbrochen, die ihre Kaffeetasse betrachtet. »Das Geschirr ist ein Erinnerungsstück«, sagt sie. »Als Cecil Rhodes die Konzessionen für das Gebiet erhielt, das wir heute Sambia nennen, schickte er seine Angestellten in die Wildnis, um Abkommen mit den örtlichen Stammesführern zu schließen. Vermutlich wollte er sich nicht zuletzt ihrer Hilfe beim Aufspüren von Eisenerzvorkommen versichern. Doch diese Angestellten, die bisweilen jahrelang im Busch unterwegs waren, sollten darüber hinaus eine Vorhut der Zivilisation bilden. Jede Expedition war ausgerüstet, als würde man einen englischen Herrensitz mit Trägern und Ochsenkarren losschicken. Jeden Abend, wenn das Lager aufgeschlagen wurde, packte man das Porzellanservice aus. Ein Tisch mit einer weißen Tischdecke wurde aufgestellt, während Cecil Rhodes in seinem Zelt badete und die Abendgarderobe anlegte. Das Service hier gehörte einem dieser Männer, die den Weg für Cecil Rhodes' Traum von einem englischen Territorium vom Kap bis Kairo ebnen wollten.

»Jeder von uns hegt gelegentlich unmögliche Träume«, sagt Hans Olofson. »Aber nur die Verrücktesten versuchen, sie zu verwirklichen.«

»Nicht die Verrückten«, widerspricht Judith. »Da irrst du dich. Nicht die Verrückten, sondern die Klugen und Vorausschauenden. Cecil Rhodes' Traum war kein Ding der Unmöglichkeit, sein Problem war nur, daß er alleine kraftlosen

und launischen englischen Politikern ausgeliefert war.«

»Ein Imperium, das auf dem schwankendsten Grund errichtet ist, den man sich nur vorstellen kann«, sagt Hans Olofson. »Unterdrückung, Fremdheit im eigenen Land. Ein solcher Bau muß einstürzen, noch ehe er vollendet ist, denn es gibt etwas, woran man nicht vorbeikommt.«

»Und das wäre?« fragt Judith.

»Die Tatsache, daß die Schwarzen zuerst hier waren«, antwortet Hans Olofson. »Die Welt kennt eine ganze Reihe verschiedener Rechtssysteme, in Europa bildet beispielsweise das römische Recht den Ausgangspunkt. In Asien findet man andere Muster der Rechtsprechung, in Afrika wieder andere, und so weiter. Aber immer werden die Rechte der ursprünglichen Bevölkerung gewahrt, auch wenn die entsprechenden Gesetze politisch ausgelegt werden. Die nordamerikanischen Indianer wurden innerhalb von hundert Jahren fast vollständig ausgerottet. Dennoch waren ihre Rechte gesetzlich festgeschrieben ...

»Mein zweiter Philosoph«, unterbricht Judith ihn lachend. »Duncan Jones verliert sich auch gern in vagen philosophischen Betrachtungen, von denen ich nie ein Wort verstanden habe, auch wenn ich mir anfangs wirklich Mühe gegeben habe. Mittlerweile hat er sein Gehirn durch sein Trinken in ein Chaos verwandelt, sein Körper zittert, und er beißt sich die Lippen blutig. Kann sein, daß er noch ein paar Jahre lebt, ehe ich ihn begraben muß. Früher war er ein Mensch voller Würde und Tatkraft. Heute lebt er in einem kontinuierlichen Dämmerzustand aus Schnaps und Verfall. Die Afrikaner glauben, er wäre auf dem Weg, sich in einen heiligen Mann zu verwandeln. Sie fürchten sich vor ihm. Das macht ihn zum besten Wachhund, den ich mir denken kann. Und jetzt kommst

du, mein nächster Philosoph. Verführt Afrika gewisse Menschen vielleicht zum Grübeln?«

»Wo wohnt Duncan Jones?« fragt Hans Olofson.

»Ich zeige es dir morgen«, antwortet Judith.

Hans Olofson liegt in dem asymmetrischen Zimmer mit den Dachschrägen noch lange wach. In dem Raum hängt ein Geruch, der ihn an Winteräpfel erinnert. Ehe er das Licht löscht, beobachtet er eine große Spinne, die reglos an der Wand sitzt. Ein Balken im Dachgiebel ächzt, und plötzlich glaubt er, wieder im Haus am Fluß zu sein. Er horcht auf die Schäferhunde, die Luka aus dem Zwinger gelassen hat. Unruhig drehen sie eine Runde nach der anderen um das Haus.

Es ist ja nur für kurze Zeit, denkt er. Ich bin ein zufälliger Besucher, der Menschen eine helfende Hand reicht, mit denen er nichts gemeinsam hat, die sich aber während seiner Reise nach Afrika dennoch seiner angenommen haben.

Afrika haben sie aufgegeben, einander aber nicht. Das wird ihr Untergang sein ...

Im Traum zeigt sich der Leopard, auf den er eine Nacht zuvor in einem Unterstand vergeblich gewartet hat.

Nun jagt der Leopard in den Höhlen seines Inneren und sucht eine Beute, die Hans Olofson zurückgelassen hat. Der Leopard durchstreift sein Innerstes, und plötzlich sieht Hans Olofson Sture vor sich. Sie sitzen zusammen auf ihrem Stein am Fluß und beobachten ein Krokodil, das sich neben den mächtigen Fundamenten der Brücke auf eine Sandbank geschoben hat.

Auf einem Stahlträger balanciert Janine mit ihrer Posaune. Er versucht zu hören, was sie spielt, aber der nächtliche Wind verweht die Töne.

Schließlich gibt es nur noch das wachsame Auge des

Leoparden, das ihn aus der Kammer des Traums heraus beobachtet.

Der Traum löst sich auf, und als er im afrikanischen Morgengrauen erwacht, kann er sich nicht mehr daran erinnern.

Es ist ein Tag Ende September 1969.

Hans Olofson wird mehr als achtzehn Jahre in Afrika verbringen.

## II

### Hühnerfarmer in Kalulushi

ALS ER IN DER DUNKELHEIT erneut die Augen öffnet, ist das Fieber abgeklingen. Geblieben ist nur ein klagender, heulender Ton in seinem Schädel.

Noch lebe ich, denkt er. Noch bin ich nicht tot. Bis jetzt hat die Malaria mich nicht besiegt. Vielleicht bleibt mir vor meinem Tod noch Zeit zu verstehen, warum ich gelebt habe.

Der schwere Revolver drückt gegen seine Wange. Er dreht den Kopf und spürt den kalten Lauf an seiner Stirn. Der schwache Pulvergeruch erinnert an Kuhdung, der auf einer Weide gebrannt hat, und sticht ihm in die Nase.

Er ist sehr müde. Wie lange hat er geschlafen? Wenige Minuten oder vierundzwanzig Stunden? Er weiß es nicht. Er lauscht in die Dunkelheit hinein, hört aber nur seine eigenen Atemzüge. Es ist unerträglich heiß, und das Bettuch kann nicht mehr alles aufsaugen, was er ausschwitzt.

Jetzt ist meine Chance gekommen, denkt er, bevor der nächste Fieberanfall einsetzt. Jetzt muß ich Luka finden, der mich verraten und den Banditen ausgeliefert hat, damit sie mir die Kehle durchschneiden. Jetzt kann ich ihn mir schnappen und einschüchtern, damit er auf seinen leisen Sohlen durch die Nacht läuft und Hilfe holt. Sie sind da draußen in der Dunkelheit mit ihren Maschinengewehren und Hacken und Messern und warten darauf, daß ich wieder Fieber bekomme, ehe sie hereinkommen und mich töten ...

Doch letztlich ist es ihm egal, ob er an Malaria stirbt oder von Banditen umgebracht wird.

Er lauscht den Nachtgeräuschen. Frösche quaken, unten am

Fluß grunzt ein Flußpferd.

Sitzt Luka etwa wartend vor meiner Tür, das schwarze Gesicht konzentriert, den Blick nach innen gewandt, den Stimmen der Ahnen lauschend, die in ihm sprechen? Und die Banditen? Wo warten sie? In dem dichten Hibiskusstrauch hinter dem Gartenpavillon, der letztes Jahr bei dem schweren Sturm umstürzte? Damals, als alle schon glaubten, die Regenzeit wäre vorbei?

Letztes Jahr, denkt er. Zehn Jahre hat er am Kafue gelebt. Oder fünfzehn, vielleicht sogar noch länger. Er versucht nachzurechnen, ist aber zu müde. Dabei wollte er vor seiner Heimreise nur ein paar Wochen bleiben. Was war geschehen? Selbst die Zeit verrät mich, denkt er.

Gestochen scharf sieht er sich vor unbegreiflich vielen Jahren auf dem Lusaka International Airport aus dem Flugzeug steigen. Der Beton war vollkommen weiß, die Hitze hing flimmernd über dem Flugfeld, und ein Afrikaner, der einen Gepäckkarren schob, lachte, als Hans Olofson Afrikas glühenden Boden betrat.

Er erinnert sich an seine Furcht, sein sofort erwachtes Mißtrauen Afrika gegenüber. Damals ging das Abenteuer verloren, von dem er seit seiner Kindheit geträumt hatte. Immer war er davon ausgegangen, daß er dem Unbekannten mit freiem und furchtlosem Kopf gegenübertreten würde, aber Afrika zerschlug diese Vorstellung. Als er aus dem Flugzeug stieg und plötzlich von schwarzen Menschen, fremden Gerüchen und einer unverständlichen Sprache umgeben war, sehnte er sich augenblicklich wieder nach Hause zurück.

Die Reise nach Mutshatsha, seine fragwürdige Pilgerfahrt zum Ziel von Janines Traum, führte er unter einem Zwang durch, den er sich selbst auferlegt hatte. Noch heute erinnert er sich daran, wie demütigend er es empfand, daß die Angst sein

einzigster Reisebegleiter war und alles andere in seinem Bewußtsein überschattete. Das Geld, das in seiner Unterhose klebte, das verängstigte Wesen, das sich in seinem Hotelzimmer verkroch.

Afrika bezwang das Abenteuer in ihm, als er zum erstenmal auf dem Boden des fremden Kontinents atmete, und er begann unverzüglich, seine Rückreise zu planen.

Fünfzehn oder zehn oder achtzehn Jahre später ist er immer noch da. Sein Rückflugticket liegt irgendwo in einer Schublade zwischen Schuhen, stehengebliebenen Armbanduhren und rostigen Schrauben. Vor vielen Jahren fiel sein Blick einmal darauf, als er in der Schublade nach etwas suchte: Insekten hatten den Umschlag angenagt und das Ticket unlesbar gemacht.

Was war eigentlich geschehen?

Er lauscht und hat auf einmal das Gefühl, wieder in seinem Bett in dem Holzhaus am Fluß zu liegen. Ob es Winter oder Sommer ist, kann er nicht sagen. Der Vater schnarcht in seinem Zimmer, und er denkt: bald, sehr bald wird das Holzhaus die Vertäunungen kappen und flußabwärts treiben, zum Meer ...

Was war geschehen? Warum ist er in Afrika geblieben, an diesem Fluß, auf dieser Farm, wo er miterleben mußte, daß seine Freunde ermordet wurden und wo es ihm fast so vorkam, als wäre er nur noch von Toten umgeben?

Wie konnte er nur so lange mit einem Revolver unter dem Kopfkissen leben? Für einen Menschen, der an einem nordschwedischen Fluß aufgewachsen ist, an einem Ort und in einer Zeit, in der niemand auch nur auf die Idee gekommen wäre, nachts die Tür abzuschließen, geschweige denn jeden Abend zu kontrollieren, daß der Revolver geladen ist und

niemand die Patronen gegen leere Hülsen ausgetauscht hat, ist das nicht normal. Es ist nicht normal, umzingelt von Haß zu leben.

Wieder versucht er zu verstehen. Bevor die Malaria oder die Banditen ihn besiegt haben, will er wissen ...

Er spürt, daß sich ein neuer Fieberanfall ankündigt. Plötzlich hat das Heulen in seinem Kopf aufgehört. Jetzt sind nur noch die Frösche und das grunzende Flußpferd zu hören. Als das Fieber sich wie eine Sturmwellen auf ihn wirft, krallt er sich am Bettuch fest.

Ich muß durchhalten, denkt er verzweifelt. Solange ich noch meinen Willen habe, wird das Fieber mich nicht besiegen. Wenn ich mir das Kissen auf das Gesicht lege, hört man nicht, wie ich schreie, wenn die Fieberphantasien mich plagen.

Das Fieber läßt das Gitter herab. Er glaubt zu sehen, daß der Leopard, der sich immer nur zeigt, wenn er krank ist, am Fußende des Betts liegt. Die Raubkatze hat ihm ihr Gesicht zugewandt. Ihre kalten Augen blicken starr.

Er ist gar nicht da, denkt Hans Olofson. Er jagt nur in den Höhlen meines Inneren. Mit Hilfe meiner Willenskraft kann ich auch ihn besiegen. Sobald das Fieber abgeklungen ist, gibt es diesen Leoparden nicht mehr. Dann übernehme ich wieder die Kontrolle über meine Gedanken und Träume. Dann gibt es ihn nicht mehr ...

Was ist eigentlich geschehen, denkt er erneut, und die Frage hallt in ihm wider.

Plötzlich weiß er nicht mehr, wer er ist. Das Fieber verjagt ihn aus seinem Bewußtsein. Der Leopard wacht auf seinem Bett, der Revolver ruht an seiner Wange.

Das Fieber treibt ihn in die endlosen Ebenen hinaus.

EIN TAG Ende September 1969.

Er hat versprochen zu bleiben und Judith Fillington bei der Arbeit auf der Farm zu helfen. Als er am ersten Morgen in dem Zimmer mit den schrägen Winkeln erwacht, sieht er auf einem Stuhl einen Overall mit geflickten Knien.

Luka, denkt er. Während ich schlafe, erledigt er, was sie ihm aufträgt.

Leise legt er einen Overall auf den Stuhl, betrachtet mein Gesicht und verschwindet wieder.

Er schaut aus dem Fenster, überblickt das weitläufige Gelände der Farm und ist erstaunlich aufgekratzt. Für den Moment scheint er seine Angst überwunden zu haben. Ein paar Wochen kann er ruhig bleiben und ihr helfen. Die Reise nach Mutshatsha liegt schon weit zurück, ist nur noch eine Erinnerung. Da er nun auf Judiths Farm ist, tritt er nicht länger in Janines Fußstapfen.

Während der heißen Morgenstunden lauscht Hans Olofson dem Evangelium der Hühner. Er und Judith sitzen im Schatten eines Baums, und sie erklärt ihm alles.

»Fünftehtausend Eier pro Tag«, sagt sie. »Zwanzigtausend Legehennen, Auffüllkolonien von mindestens fünftausend Tieren als Ersatz für die Hennen, die keine Eier mehr legen und geschlachtet werden. Jeden Samstag verkaufen wir sie im Morgengrauen. Die Afrikaner warten manchmal die ganze Nacht in stummen Schlangen. Wir verkaufen die Hühner für vier *kwacha* das Stück, sie verkaufen die Hühner dann auf dem Markt für sechs oder sieben *kwacha* ...«

Sie sieht aus wie ein Vogel, denkt er, wie ein unruhiger Vogel, der die ganze Zeit darauf wartet, daß der Schatten eines Falken oder Adlers auf seinen Kopf fällt. Hans Olofson hat den Overall angezogen, der beim Aufwachen auf dem Stuhl lag. Judith trägt eine ausgebleichte und schmutzige Khakihose, ein rotes Hemd, das ihr viel zu groß ist, und einen Hut mit breiter Krempe. Ihre Augen liegen unnahbar im Schatten unter der Krempe.

»Warum verkaufst du nicht selber auf dem Markt?« fragt er.

»Ich schränke mich ein, um zu überleben«, erwidert sie.

»Ich breche auch so schon fast unter der Arbeitsbelastung zusammen.«

Sie ruft Luka herbei und sagt etwas, was Hans Olofson nicht versteht.

Warum klingen alle Weißen nur so ungeduldig, denkt er. Als wäre jeder Schwarze entweder ungehorsam oder einfältig.

Luka kehrt mit einer schmutzigen Landkarte zurück, und Hans Olofson geht neben Judith in die Hocke. Mit dem Finger zeigt sie ihm auf der Karte, wohin die Eier geliefert werden, und er versucht sich die Namen einzuprägen: Ndola, Mufulira, Solwezi, Kansanshi.

Judiths Hemd steht am Hals etwas offen. Wenn sie sich vorbeugt, sieht er ihre mageren Brüste. Die Sonne hat ein rotes Dreieck bis zum Nabel hinab gebrannt. Plötzlich richtet sie sich auf, als wäre ihr bewußt geworden, daß sein Blick nicht länger auf die Karte gerichtet war. Ihre Augen bleiben unter dem Hut verborgen.

»Wir beliefern die Geschäfte der staatlichen Kooperative«, sagt sie. »Außerdem die Minengesellschaften, immer große Partien. Höchstens tausend Eier täglich gehen an örtliche Käufer. Jeder Angestellte bekommt ein Ei pro Tag.

»Wie viele Menschen arbeiten hier?« erkundigt sich Hans Olofson.

»Zweihundert«, antwortet sie. »Ich versuche mir alle Namen einzuprägen, indem ich ihnen den Lohn persönlich auszahle. Wer betrunken ist oder ohne triftigen Grund nicht zur Arbeit erscheint, bekommt etwas von seinem Lohn abgezogen. Ich spreche Verwarnungen aus und verhängte Bußgelder, ich entlasse und stelle ein. Mein Gedächtnis ist die Garantie dafür, daß niemand, den ich einmal entlassen habe, unter anderem Namen zurückkehrt und sich erneut einstellen läßt. Von den zweihundert Menschen, die hier arbeiten, sind zwanzig Nachtwächter. Wir haben zehn Hühnerställe. Jeder wird von einem Vorarbeiter und zehn Arbeitern versorgt, die in mehreren Schichten arbeiten. Außerdem gibt es Schlachter, Schreiner, Fahrer und Hilfsarbeiter auf der Farm. Nur Männer, keine Frauen.«

»Was ist meine Aufgabe?« fragt Hans Olofson. »Jetzt weiß ich zwar, was die Hühner fressen und wohin die Eier geliefert werden. Aber was soll ich tun?«

»Folge mir wie ein Schatten. Hör gut zu, was ich sage, und kontrolliere, daß meine Anweisungen befolgt werden. Alles, was man von ihnen verlangt, muß ständig wiederholt, erneut eingefordert, kontrolliert werden.«

»Dann stimmt etwas nicht«, meint Hans Olofson.

»Etwas, was die Weißen nicht verstanden haben.«

»Du kannst die Schwarzen von mir aus gerne lieben«, entgegnet Judith. »Aber hör auf meinen Rat. Ich habe mein ganzes Leben unter ihnen verbracht. Ich spreche ihre Sprache, ich weiß, wie sie denken. Ich lasse Ärzte für ihre Kinder kommen, wenn ihre Medizinmänner versagt haben, ich bezahle

ihre Beerdigungen, wenn kein Geld dafür da ist. Die begabtesten Kinder lasse ich auf meine Kosten zur Schule gehen. Wenn ihnen das Essen ausgeht, organisiere ich den Transport von Maissäcken zu ihren Behausungen. Ich tue alles für sie. Aber wenn einer von ihnen auch nur ein einziges Ei stiehlt und dabei erwischt wird, übergebe ich ihn der Polizei. Ich entlasse alle, die sich betrinken, und ich setze jeden Nachtwächter auf die Straße, der im Dienst schläft.«

Hans Olofson erkennt allmählich das ganze Ausmaß des Dramas. Das Regiment einer einsamen Frau, Afrikaner, die sich unterwerfen, weil sie keine Alternative haben. Zwei verschiedene Formen der Armut, die sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen. Die Angst der Weißen, ihre beschnittene Existenz als überlebende Kolonialherren in einem ausgebrannten Imperium. Die Asche der Einsamkeit in einer neuen oder wiederauferstandenen schwarzen Kolonie.

Die Armseligkeit der Weißen ist ihre Verletzbarkeit. Das Fehlen von Alternativen ist der Punkt, an dem sie sich mit den Afrikanern treffen, ohne es selber zu erkennen. Auch ein Garten wie dieser, in dessen Vegetation ein fast unkenntlich gewordener Traum von einem viktorianischen Park eingebettet liegt, ist ein befestigter Bunker.

Judith Fillingtons letzte Bastion ist der Hut, der ihre Augen unergründlich macht.

Die Armut und Verletzbarkeit der Schwarzen ist die Armut ihres Kontinents. Aufgebrochene und zerstückelte Lebensmuster, deren Ursprung sich im Nebel der Vorzeit verliert, ersetzt von den wahnsinnigen Architekten des Empires, die sich im Herzen der Regenwälder und auf den mit Elefantengras bewachsenen Ebenen abends einen Frack anzogen.

Diese Kulissenwelt steht immer noch, und die Afrikaner versuchen in ihr die eigene Zukunft zu gestalten. Hat ihre Geduld denn nie ein Ende? Oder ist ihnen nur noch nicht klar, wie die Zukunft aussehen soll? Wie die Kulissen aufgelöst und weggeräumt werden können? Die Weißen, die im Land geblieben sind, haben ihren Untergang nur für kurze Zeit aufgeschoben.

Aber was geschieht, wenn die Dämme brechen?

Auf der Stelle arbeitet Hans Olofson Vorkehrungen für diesen Fall aus, einen Fluchtplan.

Ich bin hier nur kurz zu Besuch, denkt er. Ich tue einer fremden Frau einen kleinen Gefallen, ganz so, als würde ich ihr nach einem Sturz auf der Straße wieder aufhelfen. Trotzdem bleibe ich stets außerhalb des eigentlichen Geschehens. Ich mische mich nicht ein, niemand kann mich verantwortlich machen.

Abrupt steht Judith auf. »An die Arbeit«, sagt sie. »Die meisten deiner Fragen kannst du dir nur selbst beantworten. Afrika gehört jedem allein, man besitzt es nie gemeinsam.«

»Du weißt nichts über mich«, sagt er. »Über meine Herkunft, mein Leben, meine Träume. Dennoch bist du bereit, mir große Verantwortung zu übertragen. Von meiner schwedischen Warte aus ist das völlig unverständlich.«

»Ich bin allein«, antwortet sie. »Verlassen von einem Mann, den ich nicht einmal zu Grabe tragen konnte. In Afrika leben heißt, stets selber die ganze Verantwortung übernehmen zu müssen ...«

Noch lange werden ihm die ersten Tage auf Judith Fillingtons Farm als eine unwirkliche Reise in eine Welt im Gedächtnis bleiben, von der er immer weniger zu verstehen glaubt, je mehr

Einblick er in sie erhält. Umringt von den Gesichtern der schwarzen Arbeiter hat er das Gefühl, sich mitten in einer sich anbahnenden, aber noch nicht ausgelösten Katastrophe zu befinden.

In diesen Tagen entdeckt er, daß Gefühle verschiedene Gerüche verströmen. Den Haß erahnt er in einem bitteren Geruch wie von Mist oder Essig. Überall, ganz gleich, wohin er Judith wie ein Schatten folgt, liegt dieser Geruch in der Luft. Selbst wenn er nachts aufwacht, ist der Geruch noch da und sickert schwach durch das Moskitonetz, das über seinem Bett hängt.

Es muß etwas geschehen, denkt er. Ohnmacht und Armut führen zwangsläufig zu unbändiger Wut.

Wenn man keine Wahl hat, dann hat man gar nichts, denkt er. Wenn jenseits der Armut nichts anderes als noch mehr Armut zu erkennen ist ...

Er denkt, daß er fortgehen und Afrika verlassen muß, ehe es dafür zu spät ist. Aber einen Monat später ist er immer noch da, liegt in seinem Zimmer mit den Dachschrägen und lauscht den Hunden, die unruhig um das Haus streunen. Jeden Abend, bevor er zu Bett geht, sieht er, wie Judith kontrolliert, daß Türen und Fenster verschlossen sind. Er beobachtet, daß sie das Licht im Zimmer löscht, ehe sie hineingeht und die schweren Vorhänge zuzieht. Ständig hält sie horchend mitten in einem Schritt oder einer Bewegung inne. Eine Schrotflinte und ein schweres Elefantengewehr nimmt sie jeden Abend mit in ihr Schlafzimmer. Tagsüber werden die Waffen in einem Stahlschrank eingeschlossen, und die Schlüssel trägt sie immer bei sich.

Nach einem Monat wird ihm bewußt, daß er begonnen hat, ihre Angst zu seiner eigenen zu machen.

In der schnell hereinbrechenden Dämmerung verwandelt sich das eigenartige Haus in einen stillen Bunker. Er fragt, ob sie einen Nachfolger gefunden habe, aber sie schüttelt nur den Kopf.

»In Afrika braucht alles Wichtige viel Zeit«, antwortet sie.

Ihm kommt der Verdacht, daß sie die Stelle niemals ausgeschrieben, nie Kontakt zu den Zeitungen aufgenommen hat, die ihr Werner Masterton vorgeschlagen hat. Aber er verzichtet darauf, seinen Verdacht vorzubringen.

Judith Fillington nötigt ihm staunenden Respekt ab, vielleicht sogar Bewunderung. Er begleitet sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, beobachtet ihre unermüdlichen Anstrengungen, durch die täglich fünfzehntausend Eier die Farm verlassen, und das trotz schrottreifer und mißhandelter Lieferwagen, trotz eines ständigen Mangels an Maisabfällen, aus denen das Futter größtenteils besteht, trotz plötzlich grassierender Viruserkrankungen, denen in einer einzigen Nacht sämtliche Hühner in einem der langgezogenen steinernen Ställe, in denen sie in ihren Käfigen zusammengepfercht sind, zum Opfer fallen können. Eines Nachts weckt sie ihn, reißt die Tür zu seinem Zimmer auf, leuchtet ihm mit einer Taschenlampe ins Gesicht und sagt, er solle sich sofort anziehen.

Vor den verriegelten Türen des Hauses hat ein verängstigter Nachtwächter gerufen, daß Wanderameisen in einen der Hühnerställe eingedrungen sind, und als sie am Ort des Geschehens eintreffen, sieht er verschreckt, wie Afrikaner mit brennenden Zweigen auf die scheinbar endlosen Ameisenkolonnen einschlagen. Ohne zu zögern übernimmt Judith das Kommando bei dem Versuch, die Ameisen zu einem Richtungswechsel zu bewegen, und brüllt ihn an, wenn er nicht auf Antrieb begreift, was er tun soll.

»Wer bin ich?« fragt er sie an einem frühen Morgen.

»Wer bin ich in den Augen der Schwarzen?«

»Ein neuer Duncan Jones«, antwortet sie. »Zweihundert Afrikaner suchen in diesem Moment nach deinem schwachen Punkt.«

Zwei Wochen vergehen, ehe er dem Mann begegnet, den er ersetzen soll. Täglich kommen sie an dem Haus vorbei, in das er sich mit seinen Flaschen eingeschlossen hat und in dem er sich in einen heiligen Mann verwandelt. Das Haus liegt auf einer Anhöhe direkt am Fluß, umgeben von einer hohen Mauer.

Ein verrosteter Wagen, möglicherweise ein Peugeot, parkt manchmal vor der Mauer, als wäre er eiligst zurückgelassen worden. Die Heckklappe steht offen, aus einer Tür lugt der Zipfel einer schmutzigen Decke.

Er stellt sich einen Belagerungszustand vor, eine Art Endkampf, den die schwarzen Arbeiter und der einsame weiße Mann, der in der Dunkelheit seines Hauses hockt, ausfechten werden.

»Die Nachtwächter haben Angst vor ihm«, sagt Judith.

»Sie hören ihn nachts grölen. Sie haben Angst, fühlen sich aber gleichzeitig auch sicher. Sie glauben, daß seine Verwandlung in einen heiligen Mann dazu führen wird, daß Banditen einen weiten Bogen um diese Farm machen.

»Banditen?« fragt Hans Olofson.

»Sie sind überall«, antwortet sie. »In den Slums der Außenbezirke von Kitwe und Chingola gibt es jede Menge Waffen. Banden bilden sich und werden zerschlagen, neue treten an ihre Stelle. Weiße Farmer werden überfallen, Autos mit weißen Fahrern auf den Straßen gestoppt. Viele Polizisten sind mit Sicherheit selbst daran beteiligt, ebenso wie die

Arbeiter auf den Farmen.«

»Und wenn sie kommen?« fragt er.

»Ich verlasse mich auf meine Hunde«, antwortet sie.

»Afrikaner haben Angst vor Hunden. Außerdem habe ich Duncan, der nachts herumgrölt. Ihr Aberglaube kann ganz nützlich sein, solange man weiß, wie man damit umgehen muß. Wer weiß, vielleicht glauben die Nachtwächter, er würde sich in eine Schlange verwandeln?«

Eines Morgens also begegnet er Duncan Jones zum erstenmal.

Hans Olofson überwacht gerade das Beladen eines Lastwagenwracks mit leeren Futtersäcken, als die schwarzen Arbeiter die Arbeit einstellen. Duncan Jones kommt langsam auf ihn zu. Er trägt eine schmutzige Hose und ein abgerissenes Hemd. Hans Olofson sieht einen Mann, dessen Gesicht mit Rasiermesserschnitten übersät ist, ein braungebranntes Gesicht mit einer Haut wie gegerbtes Leder, schwere Lider und graues Haar, schmutzig und verfilzt.

»Gehen Sie niemals pinkeln, ehe nicht alle Säcke aufgeladen und die Hecktür abgeschlossen ist«, sagt Duncan Jones und hustet. »Wenn Sie früher eine Pinkelpause einlegen, müssen Sie damit rechnen, daß mindestens zehn Säcke verschwinden. Sie verkaufen die Säcke für einen *kwacha* pro Stück.«

Er gibt Hans Olofson die Hand.

»Eins verstehe ich nicht«, fährt er fort. »Warum hat Judith so lange gezögert, sich nach einem Nachfolger für mich umzuschauen? Jeder Mensch muß früher oder später ausrangiert werden. Nur wer vorher stirbt, bleibt davon verschont. Aber wer sind Sie?«

»Ich bin Schwede«, erwidert Hans Olofson. »Ich bin nur vorübergehend hier.«

Duncan Jones' Gesicht verzieht sich zu einem Lächeln, und Hans Olofson blickt in einen Mund voller schwarzer Zahnstümpfe.

»Warum muß sich eigentlich jeder, der nach Afrika kommt, entschuldigen?« sagt er. »Sogar die Menschen, die hier geboren wurden, sagen, daß sie nur zu Besuch da sind.«

»In meinem Fall stimmt es wirklich«, entgegnet Hans Olofson.

Duncan Jones zuckt mit den Schultern. »Judith hat jede Hilfe verdient, die sie kriegen kann«, sagt er.

»Sie hat Stellenanzeigen aufgegeben«, sagt Hans Olofson.

»Wen kann sie schon bekommen?« meint Duncan Jones.

»Wer zieht schon hierher? Lassen Sie Judith nicht im Stich. Fragen Sie mich nie um Rat, ich kann Ihnen keinen geben. Vielleicht hatte ich einmal ein paar Ratschläge auf Lager, Ratschläge, die ich mir selber hätte geben sollen, aber sie sind fort. Ich habe noch ein Jahr zu leben. Länger wohl nicht ...«

Plötzlich schnauzt er die Afrikaner an, die sein Gespräch mit Hans Olofson schweigend verfolgen.

»Arbeitet«, schreit er. »Nicht einschlafen, arbeiten.«

Sofort greifen sie wieder nach den Säcken.

»Sie haben Angst vor mir«, sagt Duncan Jones. »Sie glauben, daß ich mich allmählich auflöse, um in der Gestalt eines heiligen Mannes wiedergeboren zu werden. Ich bin dabei, ein *kashinakashi* zu werden. Oder aber eine Schlange. Was weiß ich.«

Dann dreht er sich um und geht davon. Hans Olofson sieht, daß er kurz stehenbleibt und sich mit einer Hand ins Kreuz faßt, als hätte er dort plötzlich Schmerzen. Beim Abendessen erzählt er Judith von seiner Begegnung.

»Vielleicht kann er Klarheit gewinnen«, sagt sie. »Afrika hat ihm alle Träume genommen. Duncan sieht das Leben als eine Verpflichtung, die einem eher zufällig aufgebürdet wurde. Er trinkt sich zielstrebig und bewußt zu Tode. Ich glaube, ohne Angst zu haben. Vielleicht sollte man ihn ja beneiden. Oder sollte man doch eher Mitgefühl empfinden, weil er so gar nichts mehr erwartet?«

»Hat er keine Frau, keine Kinder?« fragt Hans Olofson.

»Er schläft mit schwarzen Frauen«, antwortet sie. »Möglich, daß er auch schwarze Kinder hat. Ich weiß, daß er die Frauen, mit denen er ins Bett gegangen ist, manchmal geschlagen hat. Aber ich weiß nicht, warum er das getan hat.«

»Ich hatte den Eindruck, daß er Schmerzen hat«, sagt Hans Olofson. »Könnten es die Nieren sein?«

»Er würde sicher antworten, daß Afrika ihn innerlich auffrißt«, erwidert sie. »Eine andere Krankheit würde er niemals zugehen.«

Sie bittet Hans Olofson, noch etwas länger zu bleiben. Ihm wird klar, daß er einer Frau zuhört, die ihn anlügt, wenn sie vorgibt, auf die Stellenanzeigen in Südafrika und Botswana habe sich bislang niemand gemeldet.

»Aber nicht lange«, antwortet er, »höchstens noch einen Monat, nicht mehr.«

Eine Woche vor Ablauf der Frist erkrankt Judith nachts. Er wird davon wach, daß sie in der Dunkelheit an seinem Bett steht und seinen Arm berührt. Den Anblick, der sich ihm bietet, nachdem es ihm mit einer verschlafenen Hand geglückt ist, die Nachttischlampe einzuschalten, wird er niemals vergessen.

Er sieht einen sterbenden, vielleicht schon toten Menschen. Judith trägt einen fleckigen alten Morgenrock. Ihr Haar ist

ungekämmt und verfilzt, auf ihrem Gesicht glänzt der Schweiß, die Augen sind weit aufgerissen, so als sähen sie etwas Unerträgliches. In der Hand hält sie ihre Schrotflinte.

»Ich bin krank«, sagt sie. »Ich brauche deine Hilfe.«

Völlig entkräftet sinkt sie auf die Bettkante. Aber die Matratze ist weich, und ohne sich dagegen wehren zu können, rutscht sie auf den Fußboden und bleibt, den Kopf an das Bett gelehnt, sitzen. »Es ist Malaria«, sagt sie. »Ich brauche Medikamente. Nimm den Wagen, fahr zu Duncan, weck ihn, bitte ihn um Medikamente. Falls er keine hat, mußt du zu den Mastertons fahren. Du findest den Weg schon.«

Er hilft ihr ins Bett.

»Nimm das Gewehr mit«, sagt sie. »Schließ gut hinter dir ab. Sollte Duncan nicht aufwachen, feuere das Gewehr ab.«

Als er den Zündschlüssel dreht, schallt laute Rumbamusik aus dem Autoradio durch die Nacht. Das ist doch Wahnsinn, denkt er, während er den widerspenstigen Schaltknüppel in die richtige Position zwingt. Nie zuvor hatte ich solche Angst. Nicht einmal als Kind, als ich über die Brücke kletterte.

Viel zu schnell und unsicher fährt er die holprige Sandpiste hinab, rutscht vom Schaltknüppel ab und spürt den Gewehrlauf an seiner Schulter.

Vor den Hühnerställen tauchen im Lichtkegel der Scheinwerfer die Nachtwächter auf. Ein weißer Mann in der Nacht, denkt er. Es ist nicht meine Nacht, es ist die Nacht der Schwarzen.

Vor Duncan Jones' Haus hupt er wie verrückt, überwindet sich, das Auto zu verlassen, findet auf der Erde einen Stein und hämmert damit gegen die Pforte in der Mauer. Die Haut platzt auf den Fingerknöcheln auf, er horcht auf Geräusche aus dem

Haus, hört aber nur sein eigenes Herz. Dann holt er das Gewehr aus dem Auto, erinnert sich an den Sicherungsmechanismus und feuert einen Schuß in die fernen Sterne ab. Der Gewehrkolben schlägt gegen seine Schulter, der Schuß hallt durch die Nacht.

»Jetzt komm schon«, ruft er. »Wach endlich aus deinem Vollrausch auf und gib mir die verdammten Medikamente!«

Auf einmal ist auf der anderen Seite der Pforte ein scharrendes Geräusch zu hören, und Hans Olofson ruft seinen Namen. Duncan Jones steht nackt vor ihm. In der Hand hält er einen Revolver.

Das ist doch Wahnsinn, denkt Hans Olofson wieder. Das würde mir kein Mensch glauben, ich werde es selber kaum glauben können, wenn ich mich daran erinnere. Ich werde ihr die Medikamente besorgen. Dann reise ich ab. Das ist doch kein Leben, das ist Wahnsinn.

Duncan Jones ist so betrunken, daß Hans Olofson ihm immer wieder erklären muß, warum er gekommen ist. Schließlich drückt er dem Mann die Mündung der Schrotflinte gegen die Brust. »Malariamittel«, brüllt er. »Malariamittel ...«

Endlich versteht Duncan Jones und wankt in sein Haus zurück. Hans Olofson betritt einen Ort unbeschreiblichen Verfalls: schmutzige Wäsche, leere Flaschen, halb geleerte Teller, Zeitungstapel.

Das ist ein Leichenhaus, denkt er. Hier stellt der Tod ein letztes Mal die Möbel um.

In diesem Chaos wird Duncan Jones niemals Medikamente finden, denkt er und stellt sich innerlich bereits darauf ein, den weiten Weg zu Mastertons Farm zu fahren. Aber Duncan Jones kehrt taumelnd aus dem Zimmer zurück, das sein Schlafzimmer

zu sein scheint, und hält eine Papiertüte in der Hand. Hans Olofson reißt sie ihm aus der Hand und verläßt ihn.

Erst als er wieder im Haus ist und hinter sich abgeschlossen hat, merkt er, daß er schweißgebadet ist.

Vorsichtig rüttelt er Judith aus ihrem Fieberschlaf und zwingt drei Tabletten in sie hinein, nachdem er die Anweisungen auf der Packung gelesen hat. Sie sinkt in die Kissen zurück, und er setzt sich auf einen Stuhl und atmet auf. Plötzlich wird ihm bewußt, daß er noch immer das Gewehr in der Hand hält. Das ist einfach nicht normal, denkt er. Ich könnte mich nie an dieses Leben gewöhnen. Ich würde nicht überleben.

Er hält die ganze Nacht Wache und sieht, wie das Fieber fällt und wieder steigt. Im Morgengrauen befühlt er ihre Stirn. Ihre Atemzüge sind regelmäßig und tief.

Er geht in die Küche und schließt die Tür auf. Luka steht davor und wartet.

»Kaffee«, sagt Hans Olofson. »Kein Essen, nur Kaffee. Madam Judith ist krank.«

»Ich weiß, *bwana*«, erwidert Luka.

Plötzlich von Müdigkeit überwältigt, platzt er mit einer wütenden Frage heraus. »Woher willst du das wissen? Immer diese Afrikaner, die alles schon im voraus wissen.«

Luka scheint von seinem Wutanfall unbeeindruckt. »Ein Auto fährt viel zu schnell durch die Nacht, *bwana*«, antwortet er. »Jeder *mzungu* fährt anders. *Bwana* hält vor *bwana* Duncans Haus. Feuert sein Gewehr ab, ruft in der Nacht. Luka wird wach und denkt, daß Madam krank ist. Madam ist niemals krank, außer sie hat Malaria.«

»Koch jetzt den Kaffee«, sagt Hans Olofson. »Es ist noch zu früh, um sich lange Erklärungen anzuhören.«

Um kurz nach sechs setzt er sich in den Jeep und versucht, sich an Judiths Stelle zu versetzen. Er erledigt ihre Arbeit, hakt auf einer Anwesenheitsliste ab, daß die Arbeiter gekommen sind, überwacht das Einsammeln und den Abtransport der Eier. Er überschlägt die Futterbestände und organisiert eine Traktorfahrt zu der Mühle, die sie als nächstes mit dem nötigen Maisabfall beliefern soll.

Um elf hält ein rostiger PKW mit ausgeleierten Stoßdämpfern vor dem Lehmverschlag, in dem Judith ihr Büro eingerichtet hat. Hans Olofson tritt in das gleißende Sonnenlicht hinaus. Ein auffallend gut gekleideter Afrikaner kommt ihm entgegen, und Hans Olofson sieht sich erneut einer komplizierten Begrüßungsprozedur ausgesetzt.

»Ich suche Madam Fillington«, sagt der Mann.

»Sie ist krank«, antwortet Hans Olofson.

Der Afrikaner sieht ihn lächelnd und prüfend an. »Ich bin Mister Pihri«, fährt er schließlich fort.

»Ich bin für eine Übergangszeit Madam Fillingtons Verwalter«, sagt Hans Olofson.

»Ich weiß«, erwidert Mister Pihri. »Aus diesem Grund komme ich heute mit einigen wichtigen Papieren zu Ihnen. Wie gesagt, ich bin Mister Pihri, der Madam von Zeit zu Zeit einen kleinen Gefallen tut, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, die Kummer bereiten könnten.«

Hans Olofson spürt, daß er vorsichtig sein muß. »Papiere?« sagt er.

Mister Pihri macht ein bekümmertes Gesicht. »Madam Fillington pflegt mir stets Tee anzubieten, wenn ich sie besuche«, sagt er.

Hans Olofson hat einen Teekoher in der kleinen Hütte

gesehen und bittet einen der Afrikaner, die über den unleserlichen Anwesenheitslisten hocken, Tee zu kochen. Der traurige Ausdruck in Mister Pihris Gesicht weicht augenblicklich einem breiten Lächeln. Hans Olofson beschließt, ebenfalls zu lächeln.

»Unsere Behörden nehmen es mit den Formalitäten sehr genau«, sagt Mister Pihri. »Das haben wir von den Engländern gelernt. Vielleicht sind unsere Behörden mittlerweile sogar ein wenig übergenu. Aber bei den Menschen, die unser Land besuchen, müssen wir eben vorsichtig sein. Alle Papiere müssen in Ordnung sein.«

Dann geht es also um mich, denkt Hans Olofson. Warum muß dieser lächelnde Mann ausgerechnet heute kommen, wenn Judith krank ist?

Sie trinken Tee im Halbdunkel der Hütte, und Hans Olofson beobachtet, daß Mister Pihri acht Löffel Zucker in seine Tasse gibt.

»Madam bat mich, Sorge dafür zu tragen, daß Ihr Antrag auf eine Aufenthaltsgenehmigung möglichst schnell bearbeitet wird«, sagt Mister Pihri, während er seinen Tee in kleinen Schlucken trinkt. »Es ist ja so wichtig, daß man unnötigen Ärger vermeidet. Madam und ich pflegen uns zu unserem gegenseitigen Vorteil behilflich zu sein. Es stimmt mich sehr traurig, hören zu müssen, daß sie krank ist. Sollte sie von uns gehen, wäre das äußerst unvorteilhaft.«

»Vielleicht kann ich Ihnen ja behilflich sein«, sagt Hans Olofson.

»Da bin ich ganz sicher«, antwortet Mister Pihri.

Aus seiner Jackentasche holt er einige maschinengeschriebene und abgestempelte Blätter. »Ich bin Mister Pihri«, wiederholt er.

»Polizeibeamter und ein sehr guter Freund von Madam Fillington. Ich hoffe, daß sie nicht stirbt.«

»Ich darf mich in ihrem Namen herzlich bei Ihnen bedanken. Da sie verhindert ist, würde ich Ihnen gern einen Gefallen tun.«

Mister Pihri lächelt weiter. »Meine Freunde und Kollegen im Immigration Department sind zur Zeit sehr beschäftigt. Die Arbeitsbelastung ist außergewöhnlich hoch. Außerdem werden viele Anträge auf Erteilung einer vorläufigen Aufenthaltsgenehmigung abgelehnt. Bedauerlicherweise müssen die Behörden zuweilen auch Menschen abweisen, die sich wirklich gern in unserem Land aufhalten würden. Es ist natürlich unangenehm, ein Land binnen vierundzwanzig Stunden verlassen zu müssen. Vor allem, wenn Madam Fillington krank ist. Ich hoffe nur, daß sie nicht stirbt. Aber meine Freunde im Immigration Department haben viel Verständnis. Deshalb freue ich mich, Ihnen diese Papiere überreichen zu können, unterzeichnet und in der vorschriftsmäßigen Reihenfolge gestempelt. Schwierigkeiten soll man tunlichst aus dem Weg gehen. Unsere Behörden nehmen es nicht auf die leichte Schulter, wenn jemand die nötigen Dokumente nicht vorweisen kann. Manchmal sehen sie sich sogar gezwungen, Menschen für unbestimmte Zeit in Gewahrsam zu nehmen.«

Mister Pihris Miene verdüstert sich wieder. »Die Gefängnisse in unserem Land sind leider sehr rückständig, besonders in den Augen von Europäern, die an andere Verhältnisse gewöhnt sind.«

Was will er haben, denkt Hans Olofson.

»Ich bin Ihnen natürlich sehr dankbar für alles«, sagt er. »Deshalb würde ich Ihnen gern in Madam Fillingtons Namen zeigen, wie sehr wir Ihre Hilfe zu schätzen wissen.«

Nun lächelt Mister Pihri wieder. »Der Kofferraum meines Wagens ist zwar nicht besonders groß, aber fünfhundert Eier passen problemlos hinein.«

»Lade fünfhundert Eier in Mister Pihris Auto«, sagt Hans Olofson zu einem der Kontoristen.

Mister Pihri überreicht ihm die abgestempelten Dokumente. »Diese Stempel müssen leider von Zeit zu Zeit erneuert werden. Man muß Schwierigkeiten immer aus dem Weg gehen. Deshalb pflegen Madame Fillington und ich uns auch regelmäßig zu treffen. Auf diese Weise kann man sich mühelos ein Menge Unannehmlichkeiten ersparen.«

Hans Olofson begleitet Mister Pihri zu seinem Wagen, in dessen Kofferraum sich die Eierkartons stapeln.

»Mein Auto kommt allmählich in die Jahre«, sagt Mister Pihri bekümmert. »Vielleicht gibt es eines Tages ganz seinen Geist auf. Dann könnte es für mich schwierig werden, Madam Fillington zu besuchen.«

»Ich werde ihr ausrichten, daß Ihr Auto in einem schlechten Zustand ist«, antwortet Hans Olofson.

»Dafür wäre ich Ihnen dankbar. Sagen Sie ihr doch bitte auch, daß bei einem meiner Freunde in Kitwe im Moment ein ausgezeichnete gebrauchte Peugeot zum Verkauf steht.«

»Ich werde ihr davon erzählen.«

Sie wiederholen die komplizierte Grußprozedur.

»Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen«, sagt Mister Pihri.

»Wir sind Ihnen wirklich dankbar«, erwidert Hans Olofson.

»Schwierigkeiten sollte man immer aus dem Weg gehen«, sagt Mister Pihri abschließend, setzt sich hinter das Steuer seines Wagens und fährt davon.

Das Hohelied der Bestechung, denkt Hans Olofson, während er in seinen schummrigen Verschlag zurückkehrt. Ein höfliches und diskretes Gespräch.

Als er die Dokumente durchsieht, die Mister Pihri ihm übergeben hat, erkennt er zu seinem Erstaunen, daß Judith für ihn eine Aufenthaltsgenehmigung als »resident« für die nächsten zwei Jahre beantragt und auch bewilligt bekommen hat.

Spontan reagiert er mit Empörung. Ich werde nicht hierbleiben, denkt er. Ich werde mich nicht von ihren Zukunftsplänen vereinnahmen lassen.

Als er mittags zum Haus zurückkehrt, ist Judith wach, liegt aber noch in seinem Bett. Sie ist blaß und erschöpft und kann nur mit Mühe ein Lächeln andeuten.

Als er ein Gespräch beginnen will, schüttelt sie abwehrend den Kopf. »Später«, sagt sie. »Nicht jetzt. Ich bin zu müde. Luka bringt mir alles, was ich brauche.«

Als Hans Olofson am Abend zurückkehrt, ist sie wieder in ihrem eigenen Zimmer. In dem breiten Doppelbett wirkt sie verlassen. Die Krankheit hat sie kleiner gemacht, denkt er. Ihre Haut ist geschrumpft. Nur die Augen haben sich nicht verändert, sind noch genauso groß und unsterblich.

»Es geht mir schon wieder besser«, sagt sie. »Aber ich bin sehr müde. Jeder neue Malariaanfall schwächt mich mehr. Ich verabscheue diese Schwäche und daß ich nichts tun kann.«

»Mister Pihri hat uns besucht«, sagt er. »Er hat mir Papiere mit einer Menge Stempel überreicht, und ich habe ihm gegeben, was er haben wollte, fünfhundert Eier.«

»Ewig lächelnd«, meint Judith. »Er ist ein Schurke, einer der schlimmsten, aber zuverlässig. Wenn man mit ihm das

Korruptionsspiel spielt, führt es immer zum gewünschten Ergebnis.«

»Er möchte einen Gebrauchtwagen haben. Er hat ein Auge auf einen Peugeot geworfen.«

»Den soll er bekommen, sobald ich eine Aufgabe für ihn habe, die schwer genug ist.«

»Warum hast du für mich eine Aufenthaltsgenehmigung für zwei Jahre beantragt?«

»Soweit ich weiß, kann man keine kürzere beantragen.«

Sie mag krank sein, denkt er, aber sie lügt. Sobald sie wieder gesund ist, muß ich sie fragen, warum. Er verläßt ihr Zimmer, schließt die Tür hinter sich, lauscht an ihrer Tür und hört ihr leises Schnarchen.

Dann bricht er zu einer Expedition durch das Haus auf, zählt die Zimmer, durchquert leerstehende Gästezimmer und bleibt vor einer Tür stehen, die ihm bisher nicht aufgefallen ist. Er befindet sich am Ende eines unvollendet gebliebenen Korridors, und die Tür ist in der holzgetäfelten braunen Wand kaum zu erkennen.

Als er die Klinke herunterdrückt, öffnet sich die Tür, und abgestandener Kampfergeruch schlägt ihm entgegen. Seine Hand streicht auf der Suche nach einem Lichtschalter über die Wand. Auf einmal leuchtet eine nackte Glühbirne an der Decke auf. Er steht auf der Schwelle zu einem Raum, in dem Tiergebeine gelagert sind. Er erblickt einen Oberschenkelknochen, der vermutlich zu einem Elefanten oder Büffel gehört hat, das Skelett eines Krokodils mit langgezogenen Rippen, verschiedene Schädel und Hörner, zum Teil geborsten und durcheinander.

Er malt sich aus, die Tiere wären lebendig in das Zimmer

gesperrt worden und dort langsam verwest, bis nur noch Knochen und Schädel übrigblieben.

Das Zimmer ihres Mannes, denkt er. Das versponnene Jungenzimmer eines erwachsenen Mannes. In einer staubigen Fensternische liegt ein Notizbuch. Mühsam entziffert er die Bleistiftschrift und erkennt, daß er poetische Entwürfe vor sich hat. Erregte poetische Fragmente, geschrieben mit einer so schwachen Mine, daß vielleicht niemals die Absicht bestanden hat, die Texte aufzubewahren.

Ein Rucksack voller Ameisen war alles, was man fand, denkt er. Auch das ist Poesie, die Grabinschrift des rätselhaften Verschwindens ...

Mißmutig verläßt er den Raum.

Er lauscht noch einmal an Judiths Tür und geht dann in sein Zimmer. Der schwache Geruch ihres Körpers hängt noch in den Laken. Der Abdruck des Fiebers ... Ihr Gewehr stellt er neben das Bett. Ohne es zu wollen, übernehme ich bereits eine ihrer Angewohnheiten, denkt er. Schon steht eines ihrer Gewehre an meinem Bett.

Plötzlich sehnt er sich wie ein verlassenes Kind nach Hause. Jetzt habe ich Afrika gesehen, denkt er. Was ich gesehen habe, verstehe ich zwar nicht, doch gesehen habe ich es. Ich bin kein Reisender; daß Expeditionen ins Unbekannte reizvoll sind, habe ich mir nur eingebildet.

Einst schob ich mich über einen Brückenbogen, als würde ich auf der Erdachse reiten. Oben auf dem kalten Metall blieb etwas zurück. Es war die längste Reise meines Lebens.

Vielleicht bin ich in Wirklichkeit noch heute dort oben, die Finger krampfhaft an das kalte Metall gepreßt. Vielleicht bin ich im Grunde nie mehr heruntergekommen und hocke noch

immer da oben, eingeschlossen in meine Angst ...

Er legt sich ins Bett und löscht das Licht. Aus der Dunkelheit strömen die Geräusche heran, die schleichenden Hunde, das grunzende Flußpferd am Kafue.

Als er fast eingeschlafen ist, wird er für einen Moment wieder hellwach. Jemand lacht in der Dunkelheit. Einer der Hunde kläfft, dann ist wieder alles still.

Seine Gedanken kehren zu der Ziegelei zurück, zu jener Ruine, in der er zum erstenmal bewußt sein Ich in Worte faßte. Das Lachen, das aus der Nacht an sein Ohr drang, kommt ihm wie eine Fortsetzung vor. Die Ruine der Ziegelei führte ihm seine Existenz vor Augen. Das befestigte Schlafzimmer in dem Haus am Kafue, umgeben von großen Hunden, enthüllt eine Bedingung. Das Lachen, das zu ihm dringt, beschreibt die Welt, in der er nun zufällig existiert.

So sieht sie aus, denkt er. Früher wußte ich es, ohne es zu wissen. Heute sehe ich, daß die Welt Schlagseite bekommen hat, sehe die Armut und das Leiden. Sie sind die eigentliche Wahrheit. Auf dem Scheitelpunkt der Brücke gab es nur noch die Sterne und den weiten Horizont der Kiefern, den ich hinter mir lassen wollte, und jetzt bin ich angekommen. Jetzt hier zu sein bedeutet, daß ich mich im Zentrum der Epoche aufhalte, die zufällig die meine ist.

Ich weiß nicht, wer da gelacht hat, und kann auch nicht sagen, ob dieses Lachen bedrohlich oder verheißungsvoll klang.

Er denkt, daß er bald abreisen wird. Das Rückflugticket ist seine große Versicherung. Wo die Welt geteilt ist, wo sich das Schicksal der Welt entscheidet, muß er nicht unbedingt leben.

Er streckt die Hand in der Dunkelheit aus und tastet den kalten Gewehrlauf ab.

Jetzt hat er es eilig, nach Hause zu kommen. Judith wird den Nachfolger von Duncan Jones ohne sein Zutun suchen müssen. Die Aufenthaltsgenehmigung, die Mister Pihri bei seinen Freunden erwirkt und für die er fünfhundert Eier bekommen hat, wird er nicht ausnutzen.

Aber Hans Olofson irrt sich.

Wie so oft drehen sich seine Einschätzungen einmal um sich selbst und kehren als ihr Gegenteil zum Ausgangspunkt zurück.

Das Rückflugticket ist schon fast verrottet.

HANS OLOFSONS Träume wollen ihn fast immer an etwas erinnern.

In den Träumen sorgt sein Bewußtsein dafür, daß er nichts vergißt. Oft beginnen sie mit einem wiederkehrenden Präludium, so als würde sich in den Träumen der verschlissene Vorhang zur immergleichen Musik heben.

Diese Musik ist die sternenklare, eisigkalte Winternacht.

Er ist schon fast erwachsen und steht an der Kirchenmauer unter einer Straßenlaterne. Als einsamer und trauriger Schatten hebt er sich vom Weiß der strengen Winternacht ab.

Das konnte er doch nicht ahnen! Er konnte doch keinen Blick in die verschleierte Welt der Zukunft werfen, als er endlich den letzten Schultag überstanden, die Schulbücher unter das Bett geworfen und sich auf den Weg zu seiner ersten richtigen Arbeitsstelle als Hilfsarbeiter auf dem Lager des Einzelhandelsverbands gemacht hatte. Damals erschien ihm die Welt verständlich und vollendet. Nun würde er Geld verdienen, einer Arbeit nachgehen und lernen, erwachsen zu werden.

Später sollte ihm von seiner Zeit auf dem Lager vor allem in Erinnerung bleiben, daß er ununterbrochen einen Karren den Hang zum Bahndamm hinaufziehen mußte. Der ihm zugeteilte Karren war nicht mehr der neueste und hatte ausgeleierte Räder, und innerlich fluchend zog er ihn in einem ewigen Kreislauf zwischen Güterabfertigung und Lager hinter sich her. Schon bald merkte er, daß seine Flüche den Anstieg auch nicht leichter machten, aber die Flüche waren seine Rache und ein Ausdruck hilfloser Wut und dadurch möglicherweise doch

etwas, woraus er Kraft schöpfen konnte.

Flacher wurde der Hang dadurch allerdings nicht!

Er beschließt, daß die Hölle, als die er das Lager des Einzelhandelsverbands erlebt, nicht die ganze Wahrheit sein kann. Eine ehrenvolle Arbeit und die Gemeinschaft der Arbeitenden müssen anders aussehen.

Und natürlich ist es ein großer Unterschied, wenn man als Befehlsempfänger bei Pferdehändler Under anfängt, der unverhofft Verwendung für eine helfende Hand hat, weil einer seiner Stallburschen von einem wütenden Hengst übel in den Arm gebissen wurde.

Seinen ersten Auftritt im eigenartigen Reich des Pferdehändlers hat Hans Olofson an einem Tag Ende September, an dem schon Schnee in der Luft liegt. Die Vorbereitungen für den Winter laufen auf Hochtouren, Boxen sollen umgebaut und vergrößert, das undichte Dach soll in Angriff genommen, Zaumzeug kontrolliert, der Bestand von Hufeisen und Hufnägeln durchgezählt werden. Im Spätherbst laufen die Vorbereitungen für den Winterschlaf, Pferd und Mensch werden ruhen, und Hans Olofson hält einen Vorschlaghammer in der Hand und schlägt eine der Zwischenwände im Stall heraus. Im Zementstaub stiefelt Under in Galoschen umher und verteilt gute Ratschläge. In einer Ecke sitzt Visselgren und bessert einen ganzen Stapel Zaumzeug aus. Visselgren, der ein Bein etwas nachzieht und aus Schonen stammt, zwinkert Hans Olofson zu. Die bärenstarken Zwillinge Holmström reißen mit vereinten Kräften eine Querwand ein. Pferde hätten es nicht besser machen können, und Under trottet zufrieden auf und ab.

In Pferdehändler Unders Welt wechseln zerstreutes Desinteresse und grundlegende Überzeugungen, die er

leidenschaftlich vertritt, einander ab. Tragende Säule seines Weltbilds ist der Gedanke, daß außer dem Handel mit Pferden letztlich nichts von vornherein gegeben ist. Ohne in falsche Bescheidenheit zu verfallen, sieht er sich als Vertreter einer Schar von Auserwählten, die die Welt auf ihren Schultern tragen. Ohne Pferdehandel bräche das Chaos aus, wilde Pferde würden die Erde erobern und sich zu neuen barbarischen Herrschern aufschwingen.

Hans Olofson holt mit seinem schweren Hammer aus und ist froh, den ausgeleierten Karren nicht mehr ziehen zu müssen. Hier ist wenigstens was los!

Für ein Jahr wird er zu einem Teil der merkwürdigen Pferdehändlergemeinschaft. Seine Arbeitsaufgaben verändern sich laufend, so daß die Tage sich radikal, aber verlockend voneinander unterscheiden.

Eines Abends läuft er über die Brücke zu Janines Haus.

An diesem Tag hat sie ihre rote Nase umgebunden, sitzt am Küchentisch und poliert ihre Posaune, während er auf der Eingangstreppe den Schnee von den Schuhen abtritt.

Er klopft schon lange nicht mehr an. Janines Haus ist ein Zuhause, ein anderes Zuhause als das Holzhaus am Fluß, aber dennoch sein Zuhause. Ein kleiner Lederbeutel, der über dem Küchentisch hängt, riecht nach Kümmel. Janine, die nichts mehr riechen kann, erinnert sich aber an Kümmel aus der Zeit vor der mißglückten Operation.

Janine vertraut er fast alles an. Nicht alles, das ist unmöglich. Gedanken und Gefühle, an die er selbst kaum zu rühren wagt, bleiben sein Geheimnis. Das gilt vor allem für seine immer beunruhigendere und verletzliche Entdeckung der fremden Lust, die in ihm siedet.

Heute trägt sie ihre rote Nase, aber die meiste Zeit wird das Loch unter den Augen von einem weißen Taschentuch verdeckt.

Es steckt so in dem Loch, daß er noch die rote Linie des Schnitts erkennen kann, und der Anblick von nacktem Fleisch unter ihren Augen wird zu etwas Verbotenem, das die Ahnung von etwas ganz anderem weckt.

Er stellt sie sich nackt vor, mit der Posaune am Mund, und wird vor Erregung rot. Ob sie seine Gedanken ahnt, weiß er nicht. Er würde es sich wünschen, aber genausooft wünscht er sich das Gegenteil.

Sie spielt ein neues Stück, »Wolverine Blues«, das sie auf dem Grammophon aufgelegt hat. Hans Olofson wippt den Takt mit den Füßen, gähnt und hört zerstreut zu.

Als sie abbricht, hat er keine Zeit mehr zu bleiben. Er hat nichts vor, ist aber dennoch in Eile. Seit dem Ende der Schulzeit rennt er. Irgend etwas treibt ihn an, beunruhigt und lockt.

Das Haus steht, wo es steht. Eine dünne Schneeschicht bedeckt den Kartoffelacker, den nie jemand umgräbt. In einem der erleuchteten Fenster sieht er den Schatten seines Vaters, der ihm auf einmal leid tut. Er versucht sich seinen Vater auf dem Achterdeck eines Schiffs vorzustellen, das im warmen Passatwind segelt. In der Ferne, vor den letzten Strahlen des Sonnenuntergangs, blinken die schwachen Lichter des nächsten Hafens, in dem es vor Anker gehen wird.

Aber als er in die Küche tritt, krampft sich sein Magen zusammen, denn sein Vater sitzt mit glasigen Augen am Tisch, und vor ihm steht eine halb geleerte Flasche. Hans Olofson muß erkennen, daß sein Vater einmal mehr dabei ist, sich trinkend in ein Wrack zu verwandeln.

Daß es so verdammt schwer sein soll zu leben, denkt er.

Glatteis, wohin man sich auch wendet.

In diesem Winter entpuppt sich auch Under als etwas anderes als ein gütiger Pferdehändler in Galoschen. Hinter seiner jovialen Maske verbirgt sich Grausamkeit.

Hans Olofson muß erfahren, daß Unders Freundlichkeit einen Preis hat. Unter seinem weiten Mantel verbirgt sich ein Reptil, und er muß einsehen, daß er im Kosmos des Pferdehändlers nicht mehr ist als zwei starke Arme und gehorsame Beine. Als Visselgren Mitte Februar an Gliederschmerzen leidet, hat der Spaß für ihn ein Ende. Der Pferdehändler besorgt ihm eine einfache Fahrkarte ins schonische Skänninge und fährt ihn zum Bahnhof. Dort angekommen bequemt er sich nicht einmal, aus dem Wagen zu steigen und sich für die Zeit, die Visselgren bei ihm gearbeitet hat, zu bedanken. Im Stall hält er später lange Monologe über Visselgrens falsches Wesen, als wäre er der Meinung, man müsse Visselgrens Krankheit im Grunde als Charakterschwäche begreifen.

Neue Angestellte kommen und gehen, und am Ende sind von den ursprünglichen Arbeitskollegen nur die Brüder Holmström und Hans Olofson übriggeblieben. Hans Olofson ertappt sich bei ähnlichen Gedanken wie zu der Zeit, als er noch den Karren zwischen Lager und Güterabfertigung hin- und herzog.

Ist er nun am gleichen Punkt angekommen? Wo aber gibt es dann die ehrenvolle Arbeit und die Gemeinschaft bei den alltäglichen Mühen, in denen er den höheren Sinn des Lebens vermutet hat?

Wenige Wochen nach Visselgrens Verschwinden kommt der Pferdehändler eines späten Nachmittags mit einer schwarzen Kiste unter dem Arm in den Stall. Die Holmströms sind in ihrem melancholischen Saab schon gefahren, und Hans Olofson

ist allein und bereitet im Stall alles für die Nacht vor.

Die Schritte des Pferdehändlers führen zu einer vergessenen Box, in der ein abgehalfterter Kaltblüter in der Ecke steht. Under hat ihn vor kurzem für ein paar symbolische Geldscheine gekauft und Hans Olofson hat sich schon gewundert, warum sie das Pferd nicht längst zum Schlachthof gebracht haben.

Aus der schwarzen Kiste holt der Pferdehändler ein Gerät heraus, das dem Trafo einer elektrischen Eisenbahn ähnelt. Dann ruft er Hans Olofson zu sich und beauftragt ihn, eine Verlängerungsschnur zu holen. Der Pferdehändler summt, streift den weiten Mantel ab, und Hans Olofson tut, wie ihm gesagt wird.

Und was wird ihm gesagt?

Mit Ketten soll er das alte Pferd festbinden und Stahlklemmen an den Ohren befestigen. Durch die Kabel fließt anschließend elektrischer Strom, und das Tier zuckt unter den Stromstößen krampfhaft zusammen. Pferdehändler Under dreht zufrieden an dem kleinen Rädchen des Meßapparats, als würde er eine Modelleisenbahn steuern, und Hans Olofson schwört sich ohnmächtig, die gequälten Augen des Pferds niemals zu vergessen.

Die Folter dauert fast eine Stunde, und der Pferdehändler ermahnt Hans Olofson zu überprüfen, daß die Ketten auch fest sitzen, damit sich das Tier nicht losreißt.

Er haßt diesen verfluchten Pferdehändler, der das kraftlose Pferd quält, und begreift, daß Under selbst für dieses abgearbeitete Tier noch einen Käufer in der Hinterhand hat. Mit Strom und Stahlklemmen wird die versiegende Kraft wieder in das Pferd gejagt, eine Kraft, deren Quelle einzig und allein Angst ist.

»Es wird wieder jung«, sagt Under und erhöht die Stromstärke noch einmal.

Das Pferd hat jetzt Schaum vor dem Maul, die Augen treten aus den Höhlen.

Hans Olofson wünscht sich, die Stahlklemmen an der Nase des Pferdehändlers zu befestigen und anschließend den Strom aufdrehen zu können, bis Under um Gnade und Erbarmen winselt. Aber das tut er natürlich nicht. Er tut, was ihm gesagt wird.

Dann ist es vorbei. Das Pferd steht mit abgewandtem Kopf in seiner Box und der Pferdehändler begutachtet sein Werk.

Plötzlich packt er Hans Olofson am Hemd, als wollte er seine Klauen in ihn schlagen. »Das bleibt unter uns«, sagt er. »Nur du und ich und das Pferd werden davon erfahren. Verstanden?«

Er zieht einen verknitterten Fünfkronenschein aus der Tasche und drückt ihn Hans Olofson in die Hand.

Als er den Geldschein an der Kirchenmauer zerreißt, fragt er sich, ob er je den Sinn des Lebens erkennen wird.

Wer braucht Hans Olofson? Wo wird er gebraucht, wenn man vom Ziehen eines Karrens oder der Arbeit in einem Winterquartier absieht, in dem entkräftete Pferde gepeinigt werden?

Ich muß hier weg, denkt er. Weg von diesem verfluchten Pferdehändler.

Aber was soll er sonst machen? Hält das Leben überhaupt Lösungen für ihn bereit? Wer wird ihm das Losungswort ins Ohr flüstern?

In der Winternacht im Februar 1959 geht er nach Hause.

Eine schwindelnde Sekunde ist unser Leben, ein Atemzug im

Mund der Ewigkeit. Nur Verrückte glauben, der Zeit trotzen zu können.

Er bleibt vor dem Holzhaus stehen. Die Kälte läßt den Schnee knistern.

Der Schneeflug, der Anker, das Haus ist vertäut.

Ich zu sein und kein anderer, denkt er. Und wenn schon. Was kommt dann, was noch?

Er steigt die Treppe in dem stillen Haus hinauf und zieht seine Skischuhe aus. Der Vater schnarcht in seinem Zimmer.

Wie rastlose Vogelschwärme surren die Gedanken durch seinen Kopf, nachdem er zu Bett gegangen ist. Er versucht, sie festzuhalten und einen nach dem anderen unter die Lupe zu nehmen.

Aber er sieht immer nur das angsterfüllte Auge des Pferds und den Pferdehändler, der wie ein böser Troll grinst.

Eine schwindelnde Sekunde ist unser Leben, denkt er noch einmal vor dem Einschlafen.

Im Traum wächst Céléstine aus ihrer Vitrine heraus, und vor dem Hintergrund einer Welt, die ihm gänzlich unbekannt vorkommt, kappt er schließlich die Vertäuerung.

## HAT DIE ZEIT Gesichtszüge?

Wie erkennt man, wenn sie einem zuwinkt und Abschied nimmt?

Eines Tages wird ihm bewußt, daß er schon ein Jahr bei Judith Fillington ist. Eine Regenzeit ist vorübergegangen, und wieder herrscht brütende Hitze auf afrikanischem Boden.

Und die Fragen, die er sich stellt? Sie sind geblieben, nur daß eine Frage einer anderen gewichen ist. Nach einem Jahr wundert er sich nicht mehr, daß er ist, wo er ist, sondern eher, wie die Zeit so schnell vergehen konnte.

Nach dem Malariaanfall ist Judith ein halbes Jahr lang nicht richtig zu Kräften gekommen. Ein viel zu spät entdeckter Darmparasit, der sich in ihren Eingeweiden festgesetzt hatte, schwächte sie noch zusätzlich. Hans Olofson sah keine Möglichkeit zur Abreise, denn dann hätte er die erschöpfte Frau in ihrem zu großen Bett im Stich gelassen.

Woher sie den Mut genommen hat, die Leitung der Farm ohne weiteres seinen ungeübten Händen zu überlassen, ist ihm ein Rätsel.

Irgendwann entdeckt er, daß er morgens mit einer völlig neuen, ihm unbekanntem Freude aufwacht. Zum erstenmal in seinem Leben hat er das Gefühl, eine Aufgabe zu haben, auch wenn es nur darum geht, Eiertransporte in einer Staubwolke aus roter Erde verschwinden zu sehen.

Vielleicht gibt es ja nichts Wichtigeres, als Lebensmittel zu produzieren und dabei zu wissen, daß immer jemand darauf wartet.

Nach einem Jahr kommt er zudem auf Gedanken, die ihm leichtfertig erscheinen. Ich bleibe, denkt er. Solange Judith geschwächt ist, solange kein Nachfolger eintrifft. Ich kann hier aus allem etwas lernen. Aus den Eiern und den ständigen Problemen mit dem Futter oder daraus, was es heißt, zweihundert Afrikaner an die Kandare zu nehmen. Irgend etwas davon werde ich auch nach meiner Heimkehr brauchen können.

Nach einem halben Jahr schreibt er einen Brief an seinen Vater, in dem er ihm mitteilt, daß er für unbestimmte Zeit in Afrika bleiben wird. Zu seinem Studium und seiner Rückkehr zu dem Ziel, Verteidiger der mildernden Umstände zu werden, schreibt er nur: Ich bin noch jung. Der Brief ist eine weit ausholende Epistel, eine persönlich gefärbte Räuberpistole, bei der er alle Proportionen verändert.

Dieser Brief ist ein später Dank, überlegt er. Ein Danke für die vielen Erlebnisse über den Seekarten in dem Haus am Fluß.

»Ich lebe mitten in einem Abenteuer«, schreibt er, »einem Abenteuer, das aus der Kraftquelle entsprungen ist, die vielleicht das wahre Wesen aller Abenteuer bezeichnet: Zufälle, die sich miteinander verknüpfen und an denen ich teilhaben darf.«

Als handelte es sich dabei um ein wertvolles Frachtstück, das im Laderaum der Céléstine verstaut werden soll, legt er einen Krokodilzahn dazu.

»Die Zähne des Reptils schützen einen vor Gefahren«, schreibt er. »Ich schicke dir ein Amulett, das dich vor Fehlschlägen mit der Axt und fallenden Bäumen, denen du ansonsten nicht entronnen wärst, schützt.«

Als er eines Nachts nicht schlafen kann und durch das dunkle Haus in die Küche geht, um ein Glas Wasser zu trinken, hört er

Judith in ihrem abgeschlossenen Zimmer weinen. Und vielleicht ahnt er in diesem Moment, während er in der heißen Dunkelheit vor ihrem Zimmer steht, zum erstenmal, daß er in Afrika bleiben wird. In seinem Bewußtsein öffnet sich eine Tür einen Spaltbreit und läßt ihn einen flüchtigen Blick in eine Zukunft erhaschen, die niemals vorgesehen war.

Ein Jahr vergeht.

Das Flußpferd, das er nie zu Gesicht bekommt, grunzt am Fluß. Eine glänzende Kobra schlängelt sich eines Morgens durch das feuchte Gras zu seinen Füßen. Nachts sieht er manchmal Feuer am Horizont, und das Geräusch entfernter Trommeln dringt wie eine schwer zu deutende Sprache an sein Ohr.

Das Elefantengras brennt, die Tiere fliehen. Er stellt sich vor, ein fernes Schlachtfeld zu betrachten, einen Krieg, der seit Urzeiten tobt.

Ich, denkt er. Ich, Hans Olofson, habe zwar noch genauso viel Angst vor dem Unbekannten wie damals, als ich aus dem Flugzeug stieg und die Sonne die Welt bleichte. Mir ist klar, daß sich um mich herum eine Katastrophe anbahnt, eine nur aufgeschobene Zeitenwende. Ich weiß, daß ich ein Weißer bin, eine der Kerzen, die allzu stark ins Auge fallen, einer von denen, die auf diesem Kontinent untergehen werden. Trotzdem bleibe ich hier.

Ich habe versucht, mich zu wappnen und bei dieser Kraftprobe jemand zu sein, der *nicht ist*. Ich bin ein Außenstehender, nur kurz zu Besuch, an nichts beteiligt und frei von Schuld. Doch vielleicht nützt mir das nichts. Ist es die letzte Illusion des weißen Mannes? Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß meine Angst nicht mehr die gleiche ist wie damals, als ich das erstemal in der weißen Sonne stand.

Ich glaube nicht mehr, daß alle Schwarzen ein *panga* wetzen, um mir im Schlaf die Kehle zu durchschneiden. Heute habe ich Angst vor den Mörderbanden, die in diesem Land wüten, vor den Meuchelmördern, die möglicherweise auch auf dieser Farm Unterschlupf suchen. Aber ich rechtfertige nicht, was ich nicht weiß, indem ich in allen Schwarzen, denen ich begegne, Mörder sehe. Die Arbeiter auf der Farm sind für mich keine namenlosen, bedrohlichen Gesichter mehr, die alle gleich aussehen.

Als Judith allmählich wieder zu Kräften kommt, erhalten sie eines Abends Besuch von Ruth und Werner Masterton. Sie essen gemeinsam und sitzen anschließend noch lange hinter den verschlossenen Türen zusammen und leeren ihre Gläser.

Hans Olofson wird betrunken. Er sagt nicht viel, sitzt in einer Ecke und hat plötzlich wieder das Gefühl, nicht dazuzugehören. Am späten Abend beschließen Ruth und Werner, bei ihnen zu übernachten. Einsame Autos sind in der letzten Zeit wieder häufiger überfallen worden, nachts ist der weiße Mann eine gehetzte Beute.

Als er zu Bett gehen will, begegnet er Judith an ihrer Zimmertür. Es kommt ihm vor, als hätte sie, die auch nicht mehr ganz nüchtern ist und deren flackernder Blick ihn an den seines Vaters erinnert, dort auf ihn gewartet.

Auf einmal streckt sie die Hand nach ihm aus, hält ihn auf, zieht ihn in ihr Zimmer, und sie lieben sich ebenso hilflos wie leidenschaftlich auf dem kühlen Steinfußboden. Während er ihren hageren Körper umarmt, denkt er an das Zimmer über ihnen, das Beinhaus der toten Tiere.

Nachher wendet sie sich von ihm ab, als hätte er sie geschlagen. Kein einziges Wort, denkt er. Wie kann man sich nur lieben, ohne ein einziges Wort zu sagen?

Am nächsten Tag, er hat einen Kater und ihm ist übel, erscheint ihm ihr Körper in der Erinnerung rau und abstoßend. Im Morgengrauen verabschieden sie sich von Ruth und Werner. Judith weicht seinem Blick aus und zieht den Hut mit der breiten Krempe tief in die Stirn.

Ein Jahr ist vergangen.

Der nächtliche Klangteppich der Zikaden ist ihm nun so vertraut wie die Gerüche von Holzkohle, getrocknetem Fisch, Schweiß und stinkenden Müllhaufen.

Aber der schwarze Kontinent als Ganzes wird immer ungreifbarer, je mehr er zu verstehen glaubt. Er spürt, daß Afrika im Grunde kein Ganzes ist, jedenfalls nichts, was er mit seinen angestammten Vorstellungen begreifen oder sich zu eigen machen könnte.

Hier gibt es keine einfachen Lösungsworte. Hier sprechen hölzerne Götter und Ahnen ebenso deutlich wie die Lebenden. Die Wahrheit der Europäer verliert in der Weite der Savanne ihre Gültigkeit.

Nach wie vor sieht er sich als einen Reisenden der Angst, nicht als zielstrebigem und wohlgerüsteten Wegbereiter. Dennoch ist er, wo er ist. Jenseits der waldigen Hügellandschaft, jenseits der Wälder der Finnmark, auf der anderen Seite des Flusses und der Brücke ...

An einem Oktobertag, etwa ein Jahr nach seiner Ankunft bei Judith, kommt sie in ihrem verwilderten Garten auf ihn zu. Es ist ein Sonntag, und nur ein alter Mann, der die Blumen gießt, ist in der Nähe. Hans Olofson nutzt den Tag, um eine Verankerung an der Pumpe, die sie mit Wasser aus dem Kafue versorgt, zu reparieren.

Er sieht ihr Gesicht im Gegenlicht und macht sich sofort

Sorgen. Ich will nicht hören, was sie mir zu sagen hat, denkt er.

Sie setzen sich in den Schatten des hohen Baums, und ihm wird klar, daß sie dieses Gespräch geplant hat, denn Luka bringt ihnen Kaffee.

»Jeder Mensch kommt in seinem Leben an einen Wendepunkt«, sagt sie, »er trifft auf etwas, das er nicht will und das er fürchtet, ohne ihm aus dem Weg gehen zu können. Ich habe einsehen müssen, daß ich nicht mehr genug Kraft habe, weder für die Farm noch für Afrika, noch für das Leben, das man hier führt. Deshalb möchte ich dir einen Vorschlag machen, über den du in Ruhe nachdenken sollst, ohne mir jetzt schon eine Antwort geben zu müssen. Ich kann dir drei Monate Bedenkzeit geben. Was ich dir zu sagen habe, verlangt nämlich eine Entscheidung von dir. Ich werde in Kürze fortgehen. Ich bin immer noch krank, meine Kraftlosigkeit erdrückt mich, und ich glaube, daß ich nie mehr so viel Kraft haben werde wie früher. Ich werde nach Europa gehen, vielleicht nach Italien. Weiterreichende Zukunftspläne habe ich nicht. Aber ich möchte dir anbieten, meine Farm zu übernehmen. Sie wirft Gewinn ab, ist nicht mit Hypotheken belastet, und es deutet auch nichts darauf hin, daß sie an Wert verlieren könnte. Zeit meines Lebens gehen vierzig Prozent des Gewinns an mich. Das ist der Preis, den du bezahlen mußt, falls du die Farm übernehmen möchtest. Solltest du die Farm innerhalb der nächsten zehn Jahre verkaufen, gehen fünfundsiebzig Prozent der Verkaufssumme an mich. Nach zehn Jahren reduziert sich dieser Betrag auf fünfzig Prozent, nach zwanzig Jahren bekomme ich nichts. Für mich wäre es natürlich das einfachste, die Farm auf der Stelle zu verkaufen. Aber irgend etwas hindert mich daran, ich glaube, es ist die Verantwortung den Menschen gegenüber, die hier arbeiten. Vielleicht kann ich auch den

Gedanken nicht ertragen, daß man Duncan von dem Ort vertreibt, an dem er einmal beerdigt werden soll. Ein Jahr habe ich dich auf meiner Farm beobachtet, und ich weiß, du könntest sie übernehmen.«

Sie verstummt, und Hans Olofson würde am liebsten sofort eine Übernahmeurkunde unterzeichnen. Er freut sich ohne Wenn und Aber. Die Ziegelestimme meldet sich wieder zu Wort. Gebraucht werden, jemand sein ...

»Das ist eine Überraschung«, ist dennoch alles, was er herausbekommt.

»Ich habe Angst, das einzige zu verlieren, was wirklich unersetzlich ist«, sagt sie. »Meinen Lebenswillen, die simple Kraft, die einen morgens aufstehen läßt. Alles andere läßt sich ersetzen, aber das nicht.«

»Es kommt trotzdem ein wenig überraschend«, erwidert er. »Deine Müdigkeit ist mir nicht entgangen, ich sehe sie jeden Tag. Aber gleichzeitig sehe ich auch, daß du allmählich wieder zu Kräften kommst.«

»Jeder neue Tag kostet mich große Überwindung«, antwortet sie. »Das kannst du nicht sehen, das spüre nur ich. Du mußt wissen, daß ich mich lange auf diesen Moment vorbereitet habe. Schon seit Jahren deponiere ich Geld auf Banken in London und Rom. Mein Anwalt in Kitwe ist unterrichtet. Wenn du ablehnst, verkauft er die Farm. An Kaufinteressenten wird es nicht fehlen.«

»Mister Pihri wird dich vermissen«, sagt er.

»Mister Pihri wirst du übernehmen«, antwortet sie. »Sein ältester Sohn wird auch Polizist. Den jungen Mister Pihri wirst du ebenfalls übernehmen.«

»Das ist eine schwerwiegende Entscheidung«, sagt er.

»Eigentlich hätte ich schon längst die Heimreise antreten müssen.«

»Ich habe dich nicht abreisen sehen«, sagt sie. »Ich habe dich bleiben sehen. Deine drei Monate beginnen in diesem Moment, hier im Schatten dieses Baums.«

»Nach den drei Monaten kommst du zurück?« fragt er.

»Um zu verkaufen oder um zu packen«, antwortet sie.

»Oder beides.«

Sie hat alles minutiös vorbereitet. Vier Tage nach ihrem Gespräch fährt Hans Olofson sie zum Flughafen von Lusaka, begleitet sie bis zum Einchecken, steht anschließend in der lauen Abendluft auf der Dachterrasse des Flughafens und sieht die große Verkehrsmaschine Fahrt aufnehmen und donnernd in Richtung Sterne entschwinden.

Ihr Abschied ist nüchtern gewesen. Ich hätte jetzt an ihrer Stelle sein müssen, denkt er. Weiß Gott, ich hätte derjenige sein müssen, der endlich dieses Land verläßt.

Er übernachtet in dem Hotel, in dem er sich ein Jahr zuvor versteckt hat. Verblüfft entdeckt er, daß er das gleiche Zimmer bekommen hat wie damals, Nummer 212. Zauberei, denkt er. Ich vergesse immer wieder, daß ich in Afrika bin.

Seine Rastlosigkeit treibt ihn in die Bar hinunter, und er hält nach der schwarzen Frau Ausschau, die ihm damals ihre Dienste angeboten hat. Als die Kellner ihm nicht gleich Beachtung schenken, schnauzt er einen, der untätig an der Theke steht, an.

»Was gibt es heute?« fragt er.

»Es gibt keinen Whisky«, antwortet der Kellner.

»Also gibt es Gin? Aber gibt es auch Tonic?«

»Es gibt heute Tonic.«

»Also gibt es Gin und Tonic?«

»Es gibt heute Gin und Tonic.«

Er betrinkt sich und taucht die Farm in Gedanken in *Olofson Farm* um.

Schon nach kurzer Zeit steht eine schwarze Frau an seinem Tisch. In dem schummrigen Licht kann er ihr Gesicht kaum erkennen.

»Ja«, sagt er. »Ich möchte, daß du mir Gesellschaft leistest. Zimmer 212. Aber nicht jetzt, noch nicht.«

Er sieht, daß sie unsicher ist, ob sie an seinem Tisch warten soll oder nicht.

»Nein«, sagt er. »Wenn du mich die Treppe hinaufsteigen siehst, warte noch eine Stunde. Dann komm.«

Als er gegessen hat und die Treppe hinaufgeht, kann er sie nirgendwo entdecken. Aber sie beobachtet mich, denkt er.

Als sie an die Tür klopft, sieht er, daß sie noch sehr jung ist, kaum älter als siebzehn. Aber sie ist nicht unerfahren. Sobald sie das Zimmer betreten hat, besteht sie auf Klärung des Finanziellen.

»Nicht die ganze Nacht«, sagt er. »Ich möchte, daß du nachher wieder gehst.«

»Hundert *kwacha*«, sagt sie. »Oder zehn Dollar.«

Er nickt und fragt, wie sie heißt.

»Welcher Name gefällt dir«, sagt sie.

»Maggie«, schlägt er vor.

»Ich heiße Maggie«, sagt sie. »Heute abend heiße ich Maggie.«

Noch während er mit ihr schläft, empfindet er die Sinnlosigkeit seines Tuns. Jenseits der körperlichen Erregung gibt es nichts außer einem Raum, der allzu lange leergestanden

hat. Er atmete die Düfte ein, die ihr Körper verströmt, die billige Seife, das Parfüm, das ihn an etwas Säuerliches erinnert. Er denkt, daß sie wie ein Apfel riecht. Ihr Körper ist wie eine muffige Wohnung, an die ich mich aus meiner Kindheit erinnere.

Es ist schnell vorbei, er gibt ihr das Geld, und sie zieht sich im Badezimmer an.

»Ich werde ein andermal wieder da sein«, sagt sie.

»Ich mag den Namen Janine«, sagt er.

»Dann werde ich Janine heißen«, antwortet sie.

»Nein«, widerspricht er. »Nie mehr. Geh jetzt.«

Im Badezimmer bemerkt er, daß sie das Toilettenpapier und seine Seife mitgenommen hat. Sie stehlen, denkt er. Wenn sie könnten, würden sie uns das Herz aus dem Leib schneiden.

Am Abend des nächsten Tages ist er zurück auf der Farm.

Er ißt das Abendessen, das Luka für ihn zubereitet hat.

Ich werde diese Farm anders führen, denkt er. Durch mein Beispiel werde ich das gebetsmühlenartig wiederholte Argument von der Unentbehrlichkeit der Weißen aus der Welt schaffen. Ich werde einen Schwarzen zu meinem Stellvertreter ernennen, eine eigene Schule für die Kinder meiner Arbeiter einrichten und ihnen nicht nur dann beistehen, wenn es um ihre Beerdigung geht.

Im Moment sind die unterbezahlten und ausgelaugten Arbeiter die Wahrheit über diese Farm oder die von Ruth und Werner. Judiths Guthaben auf europäischen Banken besteht aus Löhnen, die nie ausbezahlt wurden.

Ich werde diese Farm verändern, und die Schule, die ich aufbaue, werde ich Janine widmen. Wenn ich diese Farm eines

Tages verlasse, wird sie an den Augenblick erinnern, an dem die Vorstellungen der weißen Farmer endgültig widerlegt wurden.

Gleichzeitig ist ihm bewußt, daß er auf einen Schlag ein wohlhabender Mann geworden ist. Die Farm ist ein Vermögen wert. Selbst wenn er die Löhne der Arbeiter verdoppelt, werden die Hühner ihre Eier immer noch direkt in seine Taschen legen ...

Er kann den nächsten Morgen kaum erwarten, geht durch das stille Haus, bleibt vor den Spiegeln stehen und betrachtet prüfend sein Gesicht. Er stößt einen Schrei aus, der durch das leere Haus hallt.

Im Morgengrauen schließt er die Tür auf. Dünne Nebelschwaden treiben über dem Fluß. Luka wartet ebenso im Freien wie die Gartenarbeiter und die Frau, die für ihn wäscht. Als er ihre schweigenden Gesichter erblickt, schaudert es ihn. Ihre Gedanken kann er nicht lesen, aber sie sind trotzdem nur zu deutlich erkennbar.

Achtzehn Jahre später erinnert er sich wieder an jenen Morgen. Als wären das Bild in der Erinnerung und das Jetzt eins, kann er sich den Nebel, der über dem Kafue trieb, Lukas unergründliches Gesicht, den Schauer, der durch seinen Körper fuhr, vergegenwärtigen.

Als es fast vorbei ist, kehrt er zu jenem Augenblick im Oktober 1970 zurück und entsinnt sich seiner Wanderung durch das stille Haus und seiner Pläne für die Zukunft. Im Widerschein jener Nacht betrachtet er die vielen Jahre, ein achtzehn Jahre währendes Leben in Afrika.

Judith Fillington kehrte nie mehr zurück. Im Dezember 1970 sucht ihr Anwalt ihn auf, und zu seinem Erstaunen ist es ein Afrikaner, kein Weißer, der ihm einen Brief aus Neapel

übergibt, in dem sie sich nach seiner Entscheidung erkundigt. Er teilt Mister Dobson seinen Entschluß mit, und der Anwalt verspricht, ihr zu telegrafieren und so schnell wie möglich mit den Papieren wiederzukommen, die unterzeichnet werden müssen.

Um die Jahreswende werden Unterschriften zwischen Neapel und Kalulushi ausgetauscht. Etwa zur gleichen Zeit bekommt er Besuch von Mister Pihri und seinem Sohn.

»Es bleibt alles beim alten«, sagt Hans Olofson.

»Schwierigkeiten sollte man möglichst aus dem Weg gehen«, antwortet Mister Pihri lächelnd. »Mein Sohn, der junge Mister Pihri, hat vor ein paar Tagen ein gebrauchtes Motorrad gesehen, das in Chingola zum Verkauf angeboten wurde.«

»Meine Aufenthaltsgenehmigung muß demnächst erneuert werden«, erwidert Hans Olofson. »Selbstverständlich benötigt der junge Mister Pihri ein Motorrad.«

Mitte Januar erhält er einen langen Brief von Judith, abgestempelt in Rom. »Mir ist etwas klargeworden«, schreibt sie, »was ich früher niemals zu erkennen wagte. Während meines ganzen Lebens in Afrika, von frühester Kindheit an, lebte ich in einer Welt, deren Grundlage der Unterschied zwischen Schwarzen und Weißen war. Meine Eltern bemitleideten die Schwarzen wegen ihrer Armut. Sie sahen die Entwicklung voraus und lehrten mich zu verstehen, daß die Lebensbedingungen der Weißen nur für begrenzte Zeit gelten würden, zwei oder drei Generationen vielleicht. Dann würde es zu tiefgreifenden Veränderungen kommen, und die Schwarzen würden die Aufgaben der Weißen übernehmen. Die Weißen müßten dann mit ansehen, wie man ihre eingebildete Bedeutung beschneidet, und möglicherweise zu einer unterdrückten Minderheit schrumpfen. Ich lernte, daß die

Schwarzen arm sind und ihr Leben beschränkt. Aber ich lernte auch, daß sie etwas haben, woran es uns mangelt. Eine Würde, die eines Tages ausschlaggebend sein wird. Mittlerweile habe ich begriffen, daß ich diese Erkenntnis verleugnet habe, vor allem nach dem spurlosen Verschwinden meines Mannes. Ich habe die Schwarzen für sein Verschwinden verantwortlich gemacht und so für etwas gehaßt, was sie nicht getan haben. Jetzt, da Afrika weit weg ist und ich beschlossen habe, den Rest meines Lebens hier zu verbringen, habe ich wieder den Mut, mich der Erkenntnis anzuschließen, die ich bisher abgelehnt habe. Ich habe im Afrikaner ein Untier gesehen, aber nicht in mir. Es gibt im Leben eines jeden Menschen einen Punkt, an dem er das Wichtigste an einen anderen weiterreichen muß.«

Anschließend bittet sie ihn darum, sie von Duncan Jones' Tod zu unterrichten, und nennt ihm die Adresse einer Bank auf Jersey.

Mister Dobson kommt zusammen mit Männern, die Judiths Habe in großen Holzkisten verpacken. Gewissenhaft hakt er alles auf einer Liste ab. »Was übrigbleibt, gehört Ihnen«, sagt er zu Hans Olofson.

Sie gehen zu dem Zimmer, das voller Knochen ist.

»Davon hat sie nichts gesagt«, meint Mister Dobson.

»Also gehören sie Ihnen.«

»Was soll ich damit anfangen?« fragt Hans Olofson.

»Diese Frage fällt eigentlich nicht in die Zuständigkeit eines Anwalts«, antwortet Mister Dobson freundlich.

»Aber ich denke, daß es zwei Möglichkeiten gibt. Entweder Sie lassen alles, wie es ist, oder Sie schaffen sie fort. Das Krokodil könnte man passenderweise wieder dem Fluß übergeben.«

Luka und er tragen die Knochen zum Fluß hinunter, und er

sieht sie versinken. Der Oberschenkelknochen eines Elefanten schimmert hell im Wasser.

»Wir Afrikaner werden diese Stelle meiden, *bwana*«, sagt Luka. »Wir sehen tote Tiere, die auf dem Grund des Flußes weiterleben. Das Skelett eines Krokodils kann gefährlicher sein als ein lebendiges Krokodil.«

»Was denkst du?« fragt Hans Olofson.

»Ich denke, was ich denke, *bwana*«, antwortet Luka.

Hans Olofson spannt den achtzehnjährigen Zeitbogen, erfüllt von der Vorstellung, die Farm, die ihm nun gehört, in ein politisches Vorbild zu verwandeln.

An einem frühen Samstagmorgen versammelt er alle Arbeiter vor seinem Büro, klettert auf ein Benzinfäß und teilt ihnen mit, daß von nun an er und nicht mehr Judith Fillington Besitzer der Farm ist. Die reservierten Gesichter entgehen ihm nicht, aber er ist dennoch fest entschlossen, seine Pläne zu verwirklichen.

In den kommenden Jahren, Jahren pausenloser Arbeit, versucht er in die Realität umzusetzen, was er zu seiner großen Aufgabe erklärt hat. Er ernennt seine tüchtigsten Arbeiter zu Vorarbeitern und betraut sie mit immer anspruchsvolleren Arbeiten. Er erhöht drastisch die Löhne, baut neue Unterkünfte und erlebt den Aufbau einer Schule für die Kinder der Arbeiter. Von Anfang an wird er mit dem Widerstand der anderen weißen Farmer konfrontiert.

»Du untergräbst deine Position«, ermahnt ihn Werner Masterton bei einem abendlichen Besuch des Ehepaars.

»Du bist naiv«, ergänzt Ruth. »Ich hoffe, daß es noch nicht zu spät ist, wenn du das einsehst.«

»Zu spät wofür?« fragt Hans Olofson.

»Für alles«, antwortet Ruth.

Gelegentlich taucht Duncan Jones wie ein Gespenst auf und beobachtet ihn. Hans Olofson sieht, daß die Schwarzen Angst vor ihm haben.

Eines Nachts, als ihn die Nachtwächter wieder einmal geweckt haben und er wütend gegen einfallende Wanderameisen kämpft, hört er Duncan Jones in seinem verbarrikadierten Haus herumbrüllen.

Zwei Jahre später ist er tot. In der Regenzeit beginnt das Haus zu stinken, und als sie es aufbrechen, liegt der halbverweste Körper auf dem Fußboden zwischen Flaschen und Essensresten. Das Haus ist voller Insekten, und über der Leiche flattern gelbe Schmetterlinge.

In der nächsten Nacht hört er Trommeln schlagen. Der Geist des heiligen Mannes schwebt bereits über der Farm am Fluß. Aus Kitwe kommt ein katholischer Priester. Außer Hans Olofson steht kein Weißer am Sarg, nur die schwarzen Arbeiter.

Er schreibt einen Brief an die Bank in Jersey, in dem er mitteilt, daß Duncan Jones gestorben ist, erhält jedoch nie eine Antwort von Judith.

Das Haus steht lange leer, bis Hans Olofson beschließt, die Mauer abzureißen und in dem Haus eine Ambulanz für die Arbeiter und ihre Familien einzurichten.

Unendlich langsam glaubt er eine Veränderung wahrzunehmen. Meter für Meter versucht er die Grenze zwischen sich und seinen zweihundert Arbeitern auszuradieren.

Der Verdacht, daß etwas gründlich schiefgegangen ist und all seine Vorsätze gescheitert sind, überkommt ihn nach der Rückkehr von einer Reise nach Daressalam. Plötzlich und auf unerklärliche Weise fallen die Produktionszahlen. Es erreichen

ihn Beschwerden über beschädigt oder gar nicht gelieferte Eier. Ersatzteile werden gestohlen, Hühnerfutter und Werkzeug verschwinden. Dann entdeckt er, daß die Vorarbeiter die Anwesenheitslisten manipulieren, und bei einem nächtlichen Kontrollgang findet er die Hälfte der Nachtwächter schlafend vor, einige von ihnen stark betrunken.

Er versammelt die Vorarbeiter und verlangt von ihnen, Verantwortung zu übernehmen, aber alles, was er zu hören bekommt, sind fadenscheinige Ausreden.

Die Reise nach Daressalam hat er unternommen, um Ersatzteile für den Traktor der Farm zu beschaffen. Einen Tag nach der Reparatur ist der Traktor verschwunden. Hans Olofson ruft die Polizei und entläßt sämtliche Nachtwächter, aber der Traktor bleibt verschwunden.

Gleichzeitig unterläuft ihm ein schwerer Fehler. Er bittet Mister Pihri zu sich, und sie trinken in seinem Büro Tee.

»Mein Traktor ist verschwunden«, sagt Hans Olofson.

»Ich habe die lange Reise nach Daressalam auf mich genommen, um Ersatzteile zu kaufen, die hier nicht erhältlich sind. Ich habe die lange Reise gemacht, damit mein Traktor wieder läuft. Jetzt ist er verschwunden.«

»Das ist natürlich sehr bedauerlich«, antwortet Mister Pihri.

»Ich begreife nicht, daß Ihre Kollegen den Traktor nicht auftreiben können. In diesem Land gibt es nicht viele Traktoren, und ein Traktor ist schwer zu verstecken. Es dürfte auch nicht einfach sein, ihn unbemerkt über die Grenze nach Zaire zu schaffen, um ihn in Lubumbashi zu verkaufen. Es will mir einfach nicht in den Kopf, daß Ihre Kollegen ihn nicht finden können.«

Mister Pihris Gesicht wird auf einmal sehr ernst, und Hans

Olofson glaubt, im Halbdunkel ein gefährliches Aufblitzen in seinen Augen zu entdecken. Lange bleibt es still.

»Wenn meine Kollegen den Traktor nicht finden können, liegt es daran, daß er kein Traktor mehr ist«, erwidert Mister Pihri schließlich. »Vielleicht ist er ja bereits in seine Einzelteile zerlegt worden. Wie soll man eine Schraube von der anderen unterscheiden? Ein Schaltknüppel hat kein Gesicht. Meine Kollegen könnten äußerst aufgebracht reagieren, wenn sie erfahren, daß Sie mit ihrer Arbeit nicht zufrieden sind. Sehr, sehr aufgebracht. Das würde zu Schwierigkeiten führen, deren selbst ich nicht mehr Herr werden könnte.«

»Aber ich will meinen Traktor wiederhaben!«

Bevor er antwortet, gießt sich Mister Pihri noch eine Tasse Tee ein. »Es sind nicht alle einverstanden«, sagt er.

»Einverstanden womit?«

»Damit, daß Weiße auch in Zukunft den größten Teil des besten Landes besitzen, ohne überhaupt Bürger unseres Landes zu sein. Ihre Pässe wollen sie nicht austauschen, aber trotzdem unser bestes Land besitzen.«

»Ich verstehe nicht, was das mit meinem Traktor zu tun hat.«

»Schwierigkeiten sollte man immer aus dem Weg gehen. Wenn meine Kollegen Ihren Traktor nicht finden können, gibt es keinen Traktor mehr. Es wäre wirklich unglücklich, wenn Sie meine Kollegen gegen sich aufbrächten. Wir haben viel Geduld, aber unsere Geduld kann auch mal ein Ende haben.«

Er begleitet Mister Pihri ins Freie. Der Polizist verabschiedet sich ungewöhnlich kurz angebunden, und Hans Olofson erkennt, daß er eine unsichtbare Grenze überschritten hat.

Ich muß vorsichtig sein, denkt er. Ich hätte mit ihm niemals über den Traktor sprechen dürfen.

In der folgenden Nacht wacht er plötzlich auf, und während er in der Dunkelheit liegt und dem unruhigen Wachen der Hunde über sein Haus lauscht, ist er bereit, alles aufzugeben, die Farm zu verkaufen, den Gewinn Judith zu überweisen und fortzugehen. Aber es gibt immer etwas, das vorher noch zu Ende gebracht werden muß. Der Produktionsrückgang wird gestoppt, nachdem er für gewisse Zeit wieder sämtliche Entscheidungen selber trifft.

Er schreibt seinem Vater Briefe, in denen er Erik Olofson bittet, ihn zu besuchen. Ein einziges Mal erhält er eine Antwort, und der undeutlich geschriebene Brief verrät ihm zwischen den Zeilen, daß sein Vater immer öfter und immer mehr trinkt.

Vielleicht werde ich es erst im nachhinein verstehen, denkt er. Vielleicht werde ich erst dann verstehen, warum ich hierbleibe.

Er betrachtet sein braungebranntes Gesicht im Spiegel. Er hat sein Aussehen verändert, sich einen Bart stehen lassen.

Eines Morgens wird ihm klar, daß er sich nicht mehr wiedererkennt. Das Gesicht im Spiegel gehört einem anderen. Dann zuckt er zusammen. Luka steht plötzlich hinter ihm, und Hans Olofson hat wie üblich seine nackten Füße auf dem Steinfußboden nicht gehört.

»Ein Mann ist zu Besuch gekommen, *bwana*«, sagt er.

»Wer ist es?«

»Peter Motombwane, *bwana*.«

»Ich kenne niemanden, der so heißt.«

»Er ist trotzdem gekommen, *bwana*.«

»Wer ist er und was will er?«

»Das weiß nur er, *bwana*.«

Er dreht sich um und sieht Luka an. »Bitte ihn, sich zu setzen

und einen Moment zu warten, Luka. Ich komme sofort.«

Luka geht.

Irgend etwas beunruhigt Hans Olofson, aber erst viele Jahre später wird er verstehen.

WER FLÜSTERT IHM das Losungswort ins Ohr? Wer enthüllt ihm den Sinn? Wie findet er eine Richtung im Leben, die nicht nur Himmelsrichtung ist?

Auch 1959 durchbricht der Frühling schließlich die hartnäckigen Barrieren der Kälte, und Hans Olofson hat beschlossen, daß ein weiterer Aufbruch sein muß. Vage und zögernd reift sein Entschluß, doch er spürt, daß er die Ermahnungen nicht ignorieren kann, die in seinem Innern laut werden.

An einem Samstagabend im Mai, als Pferdehändler Under in einer Staubwolke in seinem großen schwarzen Buick vorfährt, nimmt er all seinen Mut zusammen und spricht ihn an. Anfangs versteht der Pferdehändler nicht, was der Junge da murmelt, und versucht ihn abzuschütteln, aber der Bursche ist hartnäckig und gibt sich erst zufrieden, als die Botschaft zu Under durchgedrungen ist. Als dem Pferdehändler endlich klar wird, daß der Junge seine Kündigung stammelt, rast er vor Wut. Er hebt die Hand, um eine Ohrfeige auszuteilen, aber Hans Olofson weicht schnell aus, so daß Under ihn nur noch symbolisch demütigen kann. Also zieht er ein Bündel Geldscheine hervor, schält einen Fünfer ab, und schmeißt ihn auf die Erde.

»Du wirst bezahlt, wie du es verdient hast. Aber es ist eine Schande, daß der Staat keine kleineren Scheine herausgibt. So bekommst du noch zu viel ...«

Hans Olofson hebt den Geldschein auf und geht in den Stall, um sich von den Pferden und den Brüdern Holmström zu

verabschieden.

»Was hast du jetzt vor?« fragen die Brüder, die sich für den bevorstehenden Abend unter kaltem Wasser waschen.

»Keine Ahnung«, antwortet er. »Es wird sich schon etwas ergeben.«

»Vor dem nächsten Winter hauen wir auch ab«, sagen die Brüder, während sie die Arbeitsstiefel gegen schwarze Tanzschuhe eintauschen.

Sie wollen ihm einen Schnaps anbieten. »Dieser verdammte Pferdehändler«, sagen sie und lassen die Flasche rundgehen. »Wenn du einen Saab siehst, dann sind wir das! Vergiß das nicht.«

An diesem Frühlingsabend läuft er über die Brücke, um Janine seinen Entschluß mitzuteilen. Weil sie noch nicht von Hurra-Pelles Frühlingsandacht zurück ist, schlendert er durch ihren Garten und denkt an die Nacht zurück, in der er und Sture ihre Johannisbeersträucher mit erstickendem Lack bepinselt haben. Er schreckt vor der Erinnerung zurück und möchte am liebsten nicht auf den gedankenlosen Streich zurückblicken.

Aber gibt es da überhaupt etwas zu verstehen? Besteht das Leben, das so schwer zu begreifen ist, nicht vor allem aus Rätseln, die hinter den meisten Ecken lauern, um die man biegen muß? Wer kann schon der dunklen Impulse Herr werden, die sich im Innern eines Menschen verbergen?

Geheime Kammern und wilde Pferde, denkt er. Das ist es, was man mit sich herumschleppt.

Er setzt sich auf die Eingangstreppe und denkt an Sture, der irgendwo sein muß. Aber ist er in einem weit entfernten Krankenhaus oder auf einem der entlegensten Sterne des Universums? Schon oft hat er mit dem Gedanken gespielt, zu

Hausmeister Nyman zu gehen und ihn zu fragen. Aber dann ist es doch nie dazu gekommen.

Allzuviel hält ihn davon ab. Eigentlich will er es gar nicht zu genau wissen, hat das Schreckliche auch so deutlich genug vor Augen. Ein Eisenrohr, dick wie die Tülle einer Kaffeekanne, steckt in Stures Hals. Und die eiserne Lunge? Was kann das wohl sein? Er stellt sich einen großen schwarzen Käfer vor, der seinen Körper öffnet und Sture unter glänzenden Flügeln einschließt.

Aber sich nicht bewegen zu können? Tag für Tag? Ein ganzes Leben lang? Er versucht es sich vorzustellen, indem er starr auf Janines Treppe sitzt, aber es geht nicht. Er kann es nicht verstehen. Und deshalb ist es auch besser, nicht so genau Bescheid zu wissen. Auf diese Weise gibt es trotz allem ein kleine Pforte, die aufgeschoben werden kann. Eine Pforte zu der Vorstellung, daß Sture vielleicht wieder gesund geworden ist oder daß die Brücke und der Fluß und die rote Jacke nur ein Traum waren.

Es knirscht auf dem Kiesweg, Janine kommt. Er ist so in Gedanken gewesen, daß er gar nicht gehört hat, wie sie die Gartenpforte öffnete. Jetzt schnellt er in die Höhe, als wäre er bei etwas Verbotenem ertappt worden.

Janine steht in ihrem weißen Mantel und dem hellblauen Kleid vor ihm. Das Licht der Abenddämmerung fällt so, daß ihr weißes Taschentuch unter den Augen die gleiche Farbe annimmt wie ihre Haut.

Etwas zieht vorüber, ein Schauer. Etwas, das wichtiger ist als alle grausamen Pferdehändler der Welt.

Wie lange ist das jetzt her? Zwei Monate schon. Eines Morgens hatte Under ein verschüchtertes Stallmädchen

zwischen die Pferde geworfen, ein Mädchen, das ihm auf einem abgelegenen Gestüt in den Wäldern Hälsinglands über den Weg gelaufen war. Eine, die einfach nur fort wollte, die was von Pferden verstand und die er auf den Rücksitz seines Buicks setzte.

Hans Olofson liebte sie über alles. Während des Monats, den sie in den Stallungen arbeitete, schwirrte er um sie herum wie ein werbender Schmetterling und trödelte jeden Abend, um mit ihr allein zu sein.

Aber eines Tages war sie verschwunden. Under hatte sie zurückgebracht und genuschelt, ihre Eltern hätten ihn andauernd angerufen, um zu hören, wie sie zurechtkomme.

Er hat sie geliebt, und in der Dämmerung, wenn das Taschentuch nicht zu sehen ist, liebt er auch Janine. Aber er fürchtet, sie könnte seine Gedanken lesen. Deshalb steht er nun hastig auf, spuckt in den Kies und fragt, wo zum Teufel sie gewesen sei.

»Wir hatten eine Frühlingsandacht«, erwidert sie.

Er setzt sich wieder, und sie setzt sich neben ihn auf die Treppe, gemeinsam beobachten sie einen Sperling, der in einem Fußabdruck in der Erde herumhüpft.

Ihr Oberschenkel berührt sein Bein.

Das Stallmädchen, denkt er. Marie oder Rimma, wie sie es nannten. Einmal blieb er da, versteckte sich hinter dem Heu und sah zu, als sie sich auszog und am Wasserhahn wusch. Er war kurz davor, zu ihr zu stürzen, einzudringen, sich von dem unfaßbaren Mysterium verschlucken zu lassen.

Der Sperling hockt immer noch in dem Fußabdruck. Janine summt vor sich hin und stößt an sein Bein. Begreift sie denn nicht, was sie da tut? Die wilden Pferde zerren in den

heimlichen Boxen an ihren Ketten. Was geschieht, wenn sie sich losreißen? Was kann er dann tun?

Als hätte sie gespürt, woran er denkt, steht sie plötzlich auf. »Ich friere«, sagt sie. »In der Kirche zieht es, und er hat heute so lange geredet.«

»Hurra-Pelle?«

Sie lacht ihn an. »Ich glaube, er ist der einzige, der seinen Spitznamen nicht kennt«, sagt sie. »Er würde sich bestimmt aufregen, wenn er ihn erführe.«

In der Küche erzählt er ihr von seiner Kündigung beim Pferdehändler. Aber was ist die Wahrheit? Wie hat es sich abgespielt? Er hört, daß er sich als aufgebracht und mit lauter Stimme sprechend beschreibt, den Pferdehändler dagegen klein wie einen bibbernden Zwerg. Aber war er es nicht in Wahrheit, der flüsterte und murmelte, sich kaum verständlich machen konnte? Ist er zu klein oder ist die Welt zu groß?

»Was hast du jetzt vor?« fragt sie.

»Ich denke, ich werde die Realschule besuchen und mir in Ruhe Gedanken machen«, antwortet er.

So hat er sich tatsächlich entschieden. Seine Noten sind gut genug dafür, das weiß er, denn Rektor Gottfried hat es ihm bestätigt. Schwieriger könnte es werden, Erik Olofson davon zu überzeugen, daß es Sinn macht, auf eine abgewetzte Schulbank zurückzukehren.

»Tu das«, meint sie. »Du kommst sicher gut zurecht.«

Aber er wehrt ab. »Wenn es nicht klappt, gehe ich weg«, sagt er. »Es gibt immer noch das Meer. Zum Pferdehändler gehe ich jedenfalls nicht zurück. Pferde quälen können von mir aus andere.«

Auf dem Heimweg geht er zu seinem Stein. Das

Frühjahrshochwasser tost unter ihm, und an der Landzunge am Volkspark staut sich das Treibholz. Das schwierige Leben, denkt er.

Statt die Neuigkeit noch etwas für sich zu behalten, kann er dem Vater seinen Entschluß auch schon an diesem Abend mitteilen. Er bleibt sitzen, bis der Schienenbus über die Brücke rattert und im Wald verschwindet. Der Fluß tanzt.

Erik Olofson poliert gerade seinen kleinen Revolver mit dem Perlmuttergriff, als sein Sohn nach Hause kommt. Es ist der Revolver, den er einmal einem Chinesen in Newport News abgekauft hat, der Revolver, der neun Dollar und ein Jackett kostete.

Hans Olofson setzt sich an das andere Ende des Küchentischs und beobachtet seinen Vater, der den glänzenden Griff gründlich wienert. »Kann man mit dem eigentlich schießen?« fragt er.

»Natürlich kann man mit dem schießen«, antwortet Erik Olofson. »Glaubst du, ich kaufe eine Waffe, die man nicht benutzen kann?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Nein, woher sollst du das wissen.«

»Genau.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nichts. Aber ich habe bei dem verdammten Pferdehändler gekündigt.«

»Du hättest nie bei ihm anfangen sollen. Habe ich es nicht gesagt?«

»Nichts hast du gesagt.«

»Ich habe gesagt, daß du im Lager des Einzelhandelsverbands

bleiben sollst!«

»Was hat das eine denn mit dem anderen zu tun?«

»Du hörst nicht auf mich.«

»Was hat das denn jetzt damit zu tun?«

»Und dann kommst du nach Hause und behauptest, ich hätte nichts gesagt.«

»Ich hätte niemals im Lager anfangen sollen. Und jetzt höre ich bei dem verdammten Pferdehändler auf.«

»Was habe ich gesagt?«

»Du hast nichts gesagt.«

»Habe ich nicht gesagt, daß du auf dem Lager bleiben sollst?«

»Du hättest mir den Rat geben sollen, niemals dort anzufangen!«

»Warum hätte ich das tun sollen?«

»Das habe ich doch schon gesagt! Willst du mich nicht lieber fragen, was ich statt dessen vorhabe?«

»Doch.«

»Na, dann frag!«

»Da gibt es doch nichts zu fragen. Wenn du mir etwas zu sagen hast, dann sag es. Ich bekomme diesen Griff doch nicht richtig sauber ...«

»Aber er glänzt doch.«

»Was weißt denn du über Revolvergriffe aus Perlmutter? Weißt du überhaupt, was Perlmutter ist?«

»Nein.«

»Da siehst du es.«

»Ich werde in die Realschule gehen. Ich habe mich schon beworben. Und meine Noten sind gut genug.«

»Aha.«  
»Ist das alles, was du dazu zu sagen hast?«  
»Was soll ich denn sonst dazu sagen?«  
»Findest du es gut?«  
»Ich will doch da nicht hin.«  
»Verdammt noch mal ...«  
»Fluch nicht.«  
»Warum nicht?«  
»Dafür bist du noch zu jung.«  
»Wie alt muß man denn sein, um fluchen zu dürfen?«  
»Tja, wer weiß ...«  
»Und was denkst du jetzt?«  
»Ich denke, daß du besser auf dem Lager geblieben wärst. Das habe ich immer gesagt ...«

Der Frühling, der Sommer, so kurz, so flüchtig, und schon ist die Zeit der Vogelbeeren gekommen, und Hans Olofson öffnet die Tore der Realschule. Was hat er sich eigentlich vorgenommen? Nicht der Beste, aber auch nicht der Schlechteste zu werden, sondern irgendwo in der Mitte des Stroms, immer weit weg vom Abgrund zu bleiben. Er hat nicht vor, an die Spitze zu gehen und davonzuziehen.

Hans Olofson wird zu einem Schüler, den die Lehrer vergessen. Langsam wirkt er, fast träge. Wenn man ihn fragt, weiß er meistens die richtige Antwort. Aber warum meldet er sich niemals, wenn er die Antwort doch weiß? In Erdkunde kennt er sich jedenfalls mit den exotischsten Orten aus. Über Pamplémousse kann er erzählen, als wäre er dort gewesen, genauso wie über Lourenço Marquez, wo immer das liegen mag.

Hans Olofson ertrinkt nicht in der Wissensflut, in der er vier

lange Jahre schwimmt. Unnahbar und möglichst unsichtbar verharret er im Mittelfeld der Klasse. Dort steckt er sein Revier ab und richtet sich sein Versteck ein, das ihn wie eine Barriere vor Zweifeln schützt.

Was erhofft er sich von diesen vier Jahren? Zukunftspläne hat er nicht, und seine Träume sind so anders.

Mit steter Besessenheit erhofft er sich von jeder Schulstunde, daß sie ihm den Sinn enthüllen möge. Er träumt von dem alles entscheidenden Augenblick, in dem er seine Bücher zuschlagen, aufstehen und gehen kann, um nie mehr zurückzukehren. Aufmerksam beobachtet er die Lehrer, sucht einen Wegweiser.

Aber das Leben ist, wie es ist, und es lodern noch zahlreiche andere Feuer in ihm während dieser letzten Jahre am Fluß. Er kommt in das Alter, in dem jeder Mensch sein eigener Brandstifter ist, ausgerüstet mit einem Stück leicht entzündlichen Feuersteins in einer unergründlichen Welt. Leidenschaften flammen auf und verlöschen, gewinnen wieder an Kraft, verzehren ihn, lassen ihn aber immer wieder lebendig aus der Asche aufsteigen.

Die Leidenschaft entfesselt Kräfte, denen er hilflos gegenübersteht. Er glaubt, in diesen Jahren die letzten Fesseln zu sprengen, die ihn noch an seine Kindheit binden, an jene Zeit, die vielleicht in der Ruine der Ziegelei begann und endete, als er entdeckte, daß er er selbst und kein anderer war, ein Ich und kein anderes Ich.

Und die Leidenschaften entflammen zu den müden Klängen von Kringströms Orchester, bestehend aus Baß und Schlagzeug, Klarinette, Gitarre und Akkordeon. Mit einem Seufzen stimmen sie zu Tode erschöpft nach tausend Jahren ununterbrochenen Spiels in der zugigen Tanzrotunde des Gewerkschaftshauses »Rote Segel im Sonnenuntergang« an. Kringström, der sich

kaum an seinen Vornamen erinnern kann, leidet an chronischer Bronchitis, nachdem er sein ganzes Leben in der Wärme rußender Kamine und im Durchzug von Türen gestanden hat, die in einem ewigen Kreislauf geöffnet und geschlossen werden. Einst, in einer verlorenen Jugend, träumte er davon, Komponist zu werden. Kein schwerer Miesepeter, der Noten für die Nachwelt schrieb, wollte er werden, sondern leicht und populär, ein Meister des Schlaglers. Was aber wurde aus ihm? Was bleibt vom bleichen Lächeln des Lebens? Die Melodien kamen ihm abhanden, fanden sich niemals auf seinem Akkordeon ein, so sehr er auch um Inspiration flehte, so sehr er auch fingerte. Alles war bereits geschrieben worden und, um zu überleben, gründete er sein Tanzorchester. Die Musiker, die nun schweren Schritts die Dielen der Tanzrotunde betreten, werden bis zu dem Moment weiterspielen, in dem die Ewigkeit sie von der letzten Klippe stürzt. Die Musik, die früher ein Traum war, ist zu einer Qual geworden. Kringström hustet und sieht sich einen qualvollen Tod an Lungenkrebs erleiden. Aber er spielt weiter, und wenn der letzte Ton verklungen ist, nimmt er den matten Applaus entgegen. Vor dem Podium treiben sich wie üblich grölende und betrunkene Jünglinge herum, die zu Tanzschritten zwar nicht mehr in der Lage sind, dafür aber um so eher Beschimpfungen ausstoßen, wenn ihnen die Musik nicht paßt. Schon vor langer Zeit hat Kringströms Orchester aufgehört, Perlen vor die Säue zu werfen. Ihre Musik sind Feldsteine, die aus den Instrumenten plumpsen. Mit Ohrstöpseln dämpft Kringström so gut es geht den Lärm und hört nur noch, was nötig ist, um nicht aus dem Rhythmus zu kommen. So oft wie möglich machen sie eine Pause und ziehen sie so sehr in die Länge, wie sie es wagen. In einem trostlosen Hinterzimmer, in dem eine Glühbirne von der Decke baumelt und ein zerrissenes Plakat, das einen Schlangenbeschwörer zeigt, von der Wand

abblättert, trinken sie Kaffee mit Schnaps, sitzend schweigend beisammen und öffnen abwechselnd die Tür einen Spalt breit, um ein Auge auf die Instrumente zu werfen für den Fall, daß einer der betrunkenen Jünglinge auf die Idee kommt, auf die Bühne zu wanken und seine Zähne in eine Klarinette zu schlagen ...

Auf »Rote Segel im Sonnenuntergang« folgt »Diana«, und anschließend muß es schnell weitergehen, damit das Publikum nicht anfängt zu murren. Also intoniert Kringströms Orchester polternd etwas, das entfernt an »Alligator Rock« erinnert, und Kringström denkt, daß hinter seinem Rücken ein boshaftes Wesen steht und ihm mit einem Vorschlaghammer auf den Schädel drischt. Auf der Tanzfläche hüpfen und springen die Jugendlichen wie die Verrückten, und manchmal kommt es Kringström so vor, als würde er in einem Irrenhaus leben. Nach dieser musikalischen Eruption folgen wiederum zwei langsame Nummern, und manchmal rächt sich Kringström an der anspruchsvollen Jugend, indem er zu einem Walzer aufspielt. Dann lichten sich die Reihen auf der Tanzfläche, und der lärmende Haufen drängelt sich an den Schwingtüren, die in das Café führen, wo man den mitgebrachten Schnaps hervorragend mit lauwarmer Limonade mischen kann.

Diese Welt betritt nun auch Hans Olofson, meistens in Begleitung der Brüder Holmström. Noch haben sie ihre Auserwählten nicht gefunden und den Pferdehändler seinem Schicksal überlassen. Das väterliche Erbe, die vom Landvermesser für sie abgesteckte Zukunft, muß noch ein weiteres Jahr warten, und sobald die Herbstabende kühl werden, machen sie sich am Samstagabend auf den Weg zum Tanz im Gewerkschaftshaus. Auf dem Parkplatz sind sie Hans Olofson begegnet, der sich an eine Mauer gelehnt unsicher

fragte, ob er sich nun hineinwagen sollte oder nicht. Sie haben ihn unter ihre Fittiche genommen, hinter die Damengarderobe gezerrt und ihm einen Schnaps angeboten. Daß er sich damals dem Pferdehändler in den Weg gestellt und gekündigt hat, das hat sie tief beeindruckt. Die meisten, die bei Under aufhören, werden hinausgeschmissen. Aber Hans Olofson hat ihm den Weg versperrt, und dafür soll er einen Schnaps und die Obhut ihrer Fittiche bekommen.

Hans Olofson spürt, wie der Schnaps sein Blut in Wallung bringt, und folgt den Brüdern ins Getümmel. Vorsteher Gullberg steht an der Kasse und beobachtet argwöhnisch das heillose Durcheinander. Wenn jemand allzu offensichtlich betrunken ist, verwehrt er ihm den Eintritt, was in den meisten Fällen nur lahme Proteste nach sich zieht. Aber er weiß natürlich, daß literweise Schnaps und Kognak an ihm vorbeigetragen werden, in Handtaschen und weiten Mänteln. Doch den dreien gelingt der Weg durch das Nadelöhr, und sie betreten die verrauchte Wärme, die Welt der kaputten Glühbirnen. Die Brüder Holmström sind zwar keine großen Tänzer, aber mit der richtigen Dosis Schnaps im Leib ist es durchaus vorstellbar, daß sie zu einem anständigen Foxtrott auffordern. Sofort begegnen sie Damen, die sie von einem Scheunentanz her kennen, und plötzlich ist Hans Olofson allein.

Tanzen kann er, das hat Janine ihm beigebracht. Aber sie konnte ihm nicht zeigen, wie man seinen Mut zusammennimmt, um jemanden aufzufordern.

Diese Feuertaufe muß er allein durchstehen, und er beißt sich vor Wut in die Zunge, weil er sich nicht überwinden kann, jemanden aus der weiblichen Menge aufzufordern, die lustvoll bebend an der Seite der Tanzrotunde steht, von allen nur die »Bergwand« genannt.

Auf der Tanzfläche schweben bereits die Beneidenswerten, Schönen und Willigen an ihm vorbei. Die Frauen, die zu jedem Tanz aufgefordert werden, kommen kaum bis zur »Bergwand«, ehe es auch schon wieder losgeht. Sie tanzen mit Männern, die sichere Tänzer sind, ein eigenes Auto und das richtige Aussehen haben. Hans Olofson sieht die Luciakönigin des Vorjahrs in den Armen von Chauffeur Juhlin vorbeischweben, dem Fahrer eines der großen Schrapper des Straßenbauamts. Der Schweiß tropft, die Körper dampfen, und Hans Olofson ist wütend, weil er wie ein Idiot herumsteht.

Beim nächsten, denkt er. Beim nächsten Tanz gehe ich über das Wasser ...

Aber als er sich endlich für die Tochter der Bezirkskrankenschwester entschieden, sie angepeilt und die Fußrichtung justiert hat, ist es schon zu spät. Wie rettende Engel erscheinen polternd die Brüder Holmström mit hochroten Gesichtern und erhitzt nach ihren heftigen Übungen auf der Tanzfläche. Auf der Herrentoilette erfrischen sie sich mit lauwarmem Schnaps und unanständigen Geschichten. Aus einer abgeschlossenen Toilettenkabine erklingt das Hohelied der Übelkeit.

Sie stürzen sich wieder ins Getümmel, und jetzt hat Hans Olofson es eilig. Jetzt heißt es alles oder nichts, jetzt wird er die »Bergwand« bezwingen, wenn er nicht vor lauter Selbstverachtung vergehen will. Auf schwankenden Beinen bahnt er sich einen Weg über die Tanzfläche, während Kringström eine unendlich langsame Version von »All of me« schmettert. Er bleibt vor einer der Lucia-Jungfern des Vorjahrs stehen. Sie begleitet ihn in das Gedränge und sie schieben sich über die überfüllte Tanzfläche ...

Viele Jahre später, in seinem Haus am Ufer des Kafue, mit

einer geladenen Pistole unter dem Kopfkissen, erinnert er sich an »All of me«, an die rußige Kaminwärme und die Lucia-Jungfer, mit der er sich damals über den Tanzboden schob. Als er in der afrikanischen Nacht schweißgebadet aus Angst vor etwas, das er geträumt hat oder in der Dunkelheit zu hören meint, aus dem Schlaf schreckt, kehrt er dorthin zurück und sieht alles genauso vor sich, wie es war.

Jetzt spielt Kringström zu einem neuen Tanz auf. »La Paloma« oder »Twilight Time«, er erinnert sich nicht genau. Er hat mit dem Mädchen getanzt, noch einen Schnaps aus der Flasche der Brüder Holmström abbekommen und will jetzt wieder tanzen. Aber als er auf unsicheren Beinen vor ihr steht, schüttelt sie nur den Kopf und schaut zur Seite. Als er die Hand ausstreckt, um nach ihrem Arm zu greifen, nimmt sie ihn weg. Sie verzieht das Gesicht und sagt etwas, aber das Schlagzeug hämmert, und als er sich vorbeugt, um besser zu verstehen, was sie sagt, verliert er das Gleichgewicht, und er liegt mit dem Gesicht zwischen Füßen und Schuhen. Als er sich aufrappeln will, spürt er, wie eine kräftige Hand in seinem Nacken ihn hochhebt. Es ist Vorsteher Gullberg, dessen wachsamem Blick der betrunkene Jüngling nicht entgangen ist, der dort auf der Erde kriecht, und Gullberg beschließt, den Jungen unverzüglich an die frische Luft zu setzen.

In der afrikanischen Nacht denkt er an diese Demütigung zurück, und sein Unbehagen ist noch groß wie damals, als es geschah.

An jenem Herbstabend entfernt er sich schwankend vom Gewerkschaftshaus und weiß, daß der einzige Mensch, an den er sich in seinem Unglück wenden kann, Janine ist. Sie wacht davon auf, daß er gegen ihre Tür hämmert. Unsanft wird sie aus einem Traum gerissen, in dem sie wieder ein Kind war. Aber als

sie verschlafen die Tür öffnet, steht Hans Olofson mit weit aufgerissenen Augen vor ihr.

Langsam taut sie ihn auf, wie üblich geduldig wartend. Sie merkt, daß er betrunken und unglücklich ist, aber sie wartet und respektiert sein Schweigen. Als er in ihrer Küche sitzt und seine Niederlage immer deutlichere Konturen annimmt, bekommt sein Scheitern groteske Proportionen. Kein Mensch hat jemals eine größere Schmach erlitten als er, selbst Verrückte nicht, die versuchten, sich selber in Brand zu stecken oder die in einer Winternacht beschlossen, die Kirche mit einer Spitzhacke abzureißen. Zwischen Füßen liegend, war er wie eine Katze im Nacken gepackt worden. Und dann hatte man ihn hinausgetragen.

Sie breitet ein Laken und eine Decke in dem Zimmer aus, in dem das Grammophon steht, und sagt ihm, er solle sich hinlegen. Wortlos taumelt er hinein und läßt sich auf die Couch fallen. Sie schließt die Tür und legt sich dann in ihr Bett und kann nicht mehr einschlafen. Unruhig wälzt sie sich hin und her und wartet auf etwas, das nicht geschieht.

Als Hans Olofson am nächsten Morgen mit pochenden Schläfen und ausgedörtem Mund aufwacht, will ihm ein Traum nicht mehr aus dem Kopf. Die Tür hat sich geöffnet, Janine ist in das Zimmer gekommen, hat nackt vor ihm gestanden und ihn angesehen. Wie ein geschliffenes Prisma ist der Traum, scharf wie ein Bild aus der Realität schiebt er sich durch die Schleier der Reue ... Das muß tatsächlich geschehen sein, denkt er. Sie muß diese Nacht zu mir gekommen sein, nackt ...

Er steht von der Couch auf, schleicht in die Küche hinaus und trinkt Wasser. Die Tür zu ihrem Zimmer ist verschlossen, und als er lauscht, hört er ihr leises Schnörkeln.

Auf der Wanduhr ist es Viertel vor fünf, und er legt sich wieder auf die Couch, um zu schlafen und zu träumen oder alles zu vergessen ...

Als er Stunden später wieder wach wird, dämmt es bereits, und Janine sitzt in ihrem Morgenrock am Küchentisch und strickt. Als er sie so sieht, möchte er ihr das Strickzeug aus der Hand nehmen, ihren Morgenrock öffnen und sich in ihrem Körper begraben. Die Tür zu ihrem Haus am Südufer des Flusses soll sich für immer schließen, nie wieder wird er dieses Haus verlassen.

»Woran denkst du?« fragt sie.

Sie weiß es, fährt es ihm durch den Kopf. Es hat keinen Sinn zu lügen. Nichts hat einen Sinn, die Mühen des Lebens türmen sich wie gewaltige Eisberge vor ihm auf. Wie kann er sich nur einbilden, ein Losungswort zu finden, das es ihm ermöglicht, dieses verdammte Leben zu bewältigen?

»Du denkst doch an etwas«, beharrt sie. »Ich sehe es dir an. Deine Lippen bewegen sich, als würdest du mit jemandem sprechen. Aber ich kann nicht hören, was du sagst.«

»Ich denke an nichts«, antwortet er. »Woran soll ich schon denken? Vielleicht kann ich gar nicht denken!«

»Wenn du nicht willst, brauchst du nicht zu reden«, sagt sie.

Noch einmal überlegt er, zu ihr zu gehen und den Gürtel ihres Morgenrocks zu lösen. Aber er leiht sich einen Pullover und verschwindet in der frostigen Herbstlandschaft.

Vorsteher Gullbergs Frau putzt gerade das Gewerkschaftshaus. Mürrisch öffnet sie ihm die Hintertür, als er anklopft. Sein Mantel hängt noch wie eine abgelegte Haut an einem Kleiderhaken. Er gibt ihr seine Garderobenmarke.

»Wie kann man nur seinen Mantel vergessen«, sagt sie.

»Das kann man«, erwidert Hans Olofson und geht.

Mit der Zeit lernt er, daß es ein Vergessen von unermeßlichen Ausmaßen gibt.

Die Jahreszeiten lösen einander ab, und der Fluß friert zu, um eines Tages wieder über die Ufer zu treten. Egal, wie viele Bäume sein Vater auch fällt, der Nadelwald steht unerschütterlich am Horizont. Der Schienenbus rattert über die Brücke, und zu allen Jahreszeiten tritt Hans Olofson zu Janines Haus. Die Wissensflut, in der er langsam, Jahr für Jahr treibt, enthüllt ihm keinen Sinn. Dennoch bleibt er auf der Schule und wartet.

Er steht vor Janines Haus. Die Töne ihrer Posaune sickern durch das halboffene Fenster. Jeden Tag steht er dort, und jeden Tag nimmt er sich vor, den Gürtel ihres Morgenrocks zu lösen. Immer öfter besucht er sie zu Zeiten, an denen er davon ausgehen kann, daß sie nicht angezogen ist. Am frühen Sonntagmorgen klopft er an ihre Tür, dann wieder steht er weit nach Mitternacht auf ihrer Treppe. Der Gürtel, der ihren Morgenrock zusammenhält, leuchtet wie Feuer.

Aber als er schließlich wirklich mit fahrigten Händen nach ihrem Gürtel greift, ist nichts, wie er es sich vorgestellt hat.

Es geschieht an einem Sonntagmorgen im Mai, zwei Jahre nach seiner Kündigung beim Pferdehändler. Am Abend zuvor hat er sich über die Tanzfläche geschoben, ist jedoch schon früh gegangen, lange bevor Vorsteher Gullberg wütend die Lampen ein und ausgeschaltet und Kringströms Orchester die Instrumente weggepackt hat. Plötzlich hat er genug und geht. Lange läuft er durch die helle Frühlingsnacht, ehe er an Eier-Karlssons Tür vorbeischleicht und ins Bett geht.

Er wacht früh auf und trinkt mit seinem Vater in der Küche

Kaffee. Dann geht er zu Janine. Sie läßt ihn ins Haus, und er folgt ihr in die Küche und löst ihren Gürtel. Langsam sinken sie zu Boden wie zwei Körper, die im Meer auf einen tiefen Grund sinken. Fest umklammern sie das Verlangen des anderen.

Ihr Verlangen ist auf Hurra-Pelles Büßerbank niemals ganz erloschen. Lange hat sie befürchtet, es könne eines Tages vertrocknen, aber sie hat die Hoffnung nie ganz aufgegeben.

Hans Olofson tritt endlich aus sich und seiner geballten Ohnmacht heraus. Zum erstenmal hat er das Gefühl, sein Leben in der Hand zu haben, und hinter seiner Stirn liegt Sture regungslos im Bett und betrachtet lächelnd das Geschehen.

Daß die Leidenschaft ein treuloser Geselle ist, ahnen beide nicht, als sie sich auf dem Küchenfußboden umschlingen. Dieser Moment ist allein ihrer großen Erleichterung vorbehalten. Hinterher trinken sie Kaffee. Hans Olofson sieht sie verstohlen an und wünschte, sie würde etwas sagen.

Lächelt sie? Was denkt sie? Die Zeiger der Wanduhr drehen ihre stummen Runden.

Ein Augenblick, der einem nicht aus den Händen gleiten darf, denkt er. Vielleicht besteht das Leben trotz allem nicht nur aus Qualen und Mühen. Vielleicht gibt es doch noch etwas anderes.

Ein Augenblick, der einem nicht aus den Händen gleiten darf.

AUF EINER SCHWARZWEISSFOTOGRAFIE steht er neben Peter Motombwane.

Eine weiße Hauswand bildet den Hintergrund. Die Aufnahme ist bei prallem Sonnenlicht entstanden. Eine Eidechse klebt neben Peter Motombwanes Kopf an der Wand. Sie wird zu einem Teil ihrer gemeinsamen Personenbeschreibung.

Auf dem Foto lachen sie gemeinsam Luka an, der Peter Motombwanes Kamera bedient. Aber warum wollte er dieses Bild? Warum schlug Peter Motombwane vor, diese Aufnahme zu machen? Er kann sich nicht mehr erinnern ...

Eines Tages lädt Hans Olofson seine Vorarbeiter zum Essen ein. Stumm sitzen sie an seinem Tisch und schlingen das Essen hinunter, als hätten sie ewig nichts mehr gegessen, und werden schnell betrunken. Hans Olofson stellt Fragen und erhält einsilbige Antworten.

Nachher verlangt er von Luka eine Erklärung. Warum dieser Widerwille? Dieses sture Schweigen?

»Sie sind ein *mzungu, bwana*«, sagt Luka.

»Das ist keine Antwort«, entgegnet Hans Olofson.

»Das ist eine Antwort, *bwana*«, sagt Luka.

Einer der Arbeiter, die den Futterbestand sauberhalten und Mäuse jagen, fällt eines Tages so unglücklich von den aufgestapelten Futtersäcken, daß er sich das Genick bricht. Der Tote hinterläßt eine Frau und vier Töchter in einer erbärmlichen Lehmhütte, die noch Judith Fillington errichten ließ. Die Frau heißt Joyce Lufuma, und Hans Olofsons Wege

führen ihn von nun an oft zu ihrem Haus. Er schenkt ihr einen Sack Mais, ein *chitenge* oder etwas anderes, an dem es gerade fehlt.

Wenn er sehr müde ist, setzt er sich manchmal vor ihr Haus und schaut den vier Töchtern beim Spielen zu. Vielleicht ist es meine bleibende Leistung, denkt er, jenseits aller großspurigen Pläne diesen fünf weiblichen Wesen zu helfen.

Aber meistens überwindet er seine Müdigkeit, und eines Tages versammelt er die Vorarbeiter und teilt ihnen mit, daß er ihnen Zement, Ziegelsteine und Wellblech stellen wird, damit sie ihre Häuser reparieren oder vielleicht sogar neue bauen können. Als Gegenleistung verlangt er von ihnen, daß sie Müllhalden und abgedeckte Toilettengruben anlegen.

Für kurze Zeit glaubt er eine Verbesserung zu erkennen. Dann ist wieder alles beim alten. Der Unrat wirbelt über die rote Erde. Die alten Wellblechdächer tauchen plötzlich wieder auf. Aber wo sind die neuen geblieben, die er angeschafft hat? Er fragt nach, bekommt aber keine Antwort.

Er spricht mit Peter Motombwane darüber und versucht zu verstehen. Sie sitzen abends auf Hans Olofsons Terrasse, und er denkt, daß er in Peter Motombwane seinen ersten schwarzen Freund gefunden hat. Vier Jahre hat er dafür gebraucht. Warum Peter Motombwane ihn damals auf der Farm besuchte, weiß er nicht. Er stand einfach in der Tür und sagte, er sei Journalist und wolle über die große Hühnerfarm schreiben. Aber eine Reportage zu diesem Thema hat Hans Olofson in der *Times of Zambia* niemals gelesen.

Peter Motombwane kommt wieder. Niemals bittet er Hans Olofson um etwas, nicht einmal um ein paar Eier.

Hans Olofson erzählt ihm von seinem großen Plan. Peter

Motombwane hört zu, die ernsten Augen auf einen Punkt über Hans Olofsons Kopf gerichtet.

»Welche Reaktionen erwartest du?« fragt Peter Motombwane, als er fertig ist.

»Das weiß ich nicht«, erwidert er. »Aber was ich tue, kann doch nicht falsch sein.«

»Man wird bestimmt nicht so reagieren, wie du es erhoffst«, sagt Peter Motombwane. »Du bist in Afrika, und die Weißen haben Afrika noch nie verstanden. Du wirst enttäuscht werden.«

Ihre Gespräche werden nie beendet, weil Peter Motombwane immer ganz plötzlich aufbricht. Im einen Augenblick sitzt er noch tief in einem der weichen Sessel auf der Terrasse, im nächsten ist er schon aufgestanden, um sich zu verabschieden. Er besitzt ein altes Auto, bei dem sich nur noch eine der hinteren Türen öffnen läßt. Um auf den Fahrersitz zu gelangen, muß er über die Sitze klettern.

»Warum läßt du die Türen nicht reparieren?« sagt Hans Olofson.

»Es gibt Wichtigeres.«

»Muß das eine unbedingt das andere ausschließen?«

»Manchmal schon.«

Nach Peter Motombwanes Besuchen ist er immer rastlos. Ohne sagen zu können, was es ist, hat er dann stets das Gefühl, an etwas Wichtiges erinnert worden zu sein, etwas, das er immer wieder vergißt.

Doch es kommen auch andere Besucher. Er lernt einen indischen Kaufmann aus Kitwe kennen, sein Name ist Patel.

Von Zeit zu Zeit, scheinbar ohne jede innere Logik, gehen im Land Artikel des täglichen Bedarfs aus. Mal gibt es kein Salz,

dann wiederum können keine Zeitungen gedruckt werden, weil es an Papier fehlt. Er ruft sich ins Gedächtnis, was er dachte, als er nach Afrika kam. Auf dem schwarzen Kontinent geht alles zur Neige.

Aber Patel kann alles beschaffen, was fehlt. Aus verborgenen Lagern zaubert er alles hervor, was die weiße Kolonie benötigt. Auf unbekanntem Pfaden werden die fehlenden Waren ins Land geschafft, und die weiße Kolonie kann ihren Bedarf zu einem angemessen überhöhten Preis decken. Um den Zorn der Schwarzen nicht auf sich zu ziehen und eventuell Zeuge zu werden, wie seine Geschäfte niedergebrannt und geplündert werden, besucht Patel die einzelnen Farmen, um sich persönlich zu erkundigen, ob etwas fehlt.

Er kommt nie allein. Immer hat er einen Cousin im Schlepptau oder einen Freund aus Lusaka oder Chipata, der gerade zu Besuch ist. Sie alle heißen Patel. Wenn ich den Namen rufen würde, kämen tausend Inder angerannt, denkt Hans Olofson. Und alle würden mich fragen, ob ich zufällig gerade etwas benötige.

Ich kann ihre Vorsicht und Angst gut verstehen. Sie sind verhaßter als die Weißen, weil der Unterschied zwischen ihnen und den Afrikanern so deutlich ins Auge springt. In ihren Geschäften gibt es all das, was sich die Schwarzen nur in Ausnahmefällen leisten können. Alle wissen, daß sie geheime Lager haben und große Vermögen außer Landes schaffen und auf Bankkonten in Bombay oder London anlegen.

Ihre Angst ist so verständlich wie der Haß der Schwarzen.

Jedenfalls steht eines Tages Patel vor seiner Tür. Er trägt einen Turban und riecht nach süßem Kaffee. Zunächst weigert sich Hans Olofson, das zweifelhafte Privileg anzunehmen, das Patel ihm anbietet, weil er der Meinung ist, daß Mister Pihri ihm

schon reicht.

Aber ein Jahr später wird sein Widerstand gebrochen, nachdem er längere Zeit ohne Kaffee auskommen mußte. Er beschließt, eine Ausnahme zu machen, und am nächsten Tag kehrt Patel mit zehn Kilo brasilianischem Kaffee zu seiner Farm zurück.

»Woher haben Sie den?« fragt Hans Olofson, aber Patel breitet nur die Arme aus und macht ein trauriges Gesicht.

»In diesem Land fehlt es an so vielem«, sagt er. »Ich versuche nur, den schlimmsten Engpässen abzuhelfen.«

»Aber wie?«

»Manchmal weiß ich selber nicht, wie ich es anstelle, Mister Olofson.«

Völlig unerwartet führt die Regierung strenge Devisenbeschränkungen ein, und als der *kwacha* dramatisch an Wert verliert, weil die Kupferpreise sinken, muß Hans Olofson erkennen, daß er seinen vertraglichen Verpflichtungen Judith Fillington gegenüber bald nicht mehr nachkommen kann.

Erneut tritt Patel als Retter in der Not in Erscheinung.

»Es gibt immer einen Ausweg«, sagt er. »Lassen Sie das ruhig meine Sorge sein. Ich verlange ganze zwanzig Prozent für das Risiko, das ich auf mich nehme.«

Hans Olofson wird nie erfahren, wie Patel es anstellt, aber jeden Monat gibt er dem Inder Geld, und die Bank in London teilt ihm regelmäßig mit, daß das Geld überwiesen wurde.

Ungefähr zur gleichen Zeit eröffnet Hans Olofson auch ein eigenes Konto bei der gleichen Bank in London, und Patel schafft jeden Monat zweitausend schwedische Kronen für ihn außer Landes.

Er spürt eine zunehmende Unruhe im Land, die sich auch daran ablesen läßt, daß Mister Pihri und sein Sohn immer öfter vorbeischaun.

»Was geht eigentlich vor?« fragt Hans Olofson. »Indische Geschäfte werden niedergebrannt oder geplündert. Es heißt, es könne zu Unruhen kommen, weil man keinen Mais mehr kaufen kann und die schwarze Bevölkerung nichts zu essen hat. Aber wie ist es denn möglich, daß plötzlich der Mais ausgeht?«

»Leider gibt es viele, die Mais in unsere Nachbarländer schmuggeln«, antwortet Mister Pihri. »Die Preise sind dort höher.«

»Aber es geht hier doch um Tausende von Tonnen?«

»Die Beziehungen der Schmuggler reichen bis in einflußreiche Kreise hinein«, erwidert Mister Pihri.

»Zum Zoll und zu Politikern?«

Sie sitzen in seinem engen Lehmverschlag und unterhalten sich. Mister Pihri senkt plötzlich die Stimme. »Es ist möglicherweise ein wenig unangebracht, solche Behauptungen aufzustellen«, sagt er. »Unsere Behörden könnten darauf sehr empfindlich reagieren. Erst kürzlich hat ein weißer Farmer in der Nähe von Lusaka den Namen eines Politikers in einem unglücklichen Zusammenhang genannt. Man hat ihn daraufhin gezwungen, das Land binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Seine Farm ist von einer staatlichen Kooperative übernommen worden.«

»Ich möchte nur meine Ruhe haben«, sagt Hans Olofson. »Ich denke an die Menschen, die hier arbeiten.«

»Das sehen Sie vollkommen richtig«, sagt Mister Pihri.

»Schwierigkeiten sollte man so lange wie möglich aus dem Weg gehen.«

Immer öfter müssen nun Dokumente ausgestellt und beglaubigt werden, immer schwieriger scheint es für Mister Pihri zu sein, die selbstauferlegten Aufträge auszuführen. Hans Olofson bezahlt ihm immer mehr und fragt sich gelegentlich, ob das, was Mister Pihri ihm sagt, auch der Wahrheit entspricht. Aber wie soll ich das überprüfen, denkt er.

Als Mister Pihri wieder einmal in Begleitung seines Sohnes auf der Farm auftaucht, macht er ein sehr ernstes Gesicht. »Es gibt vielleicht Schwierigkeiten«, sagt er.

»Schwierigkeiten gibt es immer«, antwortet Hans Olofson.

»Die Politiker fassen immer neue Beschlüsse«, fährt Mister Pihri fort. »Kluge Beschlüsse, notwendige Beschlüsse. Aber sie können leider auch zu Schwierigkeiten führen.«

»Was ist diesmal passiert?«

»Nichts, Mister Olofson. Nichts.«

»Nichts?«

»Noch nicht, Mister Olofson.«

»Es wird etwas passieren?«

»Das ist nicht gesagt, Mister Olofson.«

»Nur vielleicht?«

»So könnte man es ausdrücken, Mister Olofson.«

»Und was?«

»Die staatlichen Behörden sind leider etwas unzufrieden mit den Weißen, die in unserem Land leben, Mister Olofson. Die Behörden glauben, daß die Weißen illegal Geld außer Landes schaffen. Das gilt natürlich auch für unsere hier ansässigen indischen Freunde. Außerdem hat man den Eindruck gewonnen, daß die Steuern nicht gezahlt werden, wie es sich gehört. Die zuständigen Behörden planen deshalb eine

unangekündigte Razzia.«

»Wie bitte?«

»Ein großes Polizeiaufgebot wird sämtlichen weißen Farmen in einer Nacht- und Nebelaktion gleichzeitig einen Besuch abstatten, Mister Olofson.«

»Wissen die anderen Farmer davon?«

»Natürlich, Mister Olofson. Ich bin hier, um auch Sie von der Razzia in Kenntnis zu setzen.«

»Wann?«

»Nächste Woche, am Donnerstagabend, Mister Olofson.«

»Was soll ich tun?«

»Nichts, Mister Olofson. Sorgen sie nur dafür, daß keine Unterlagen von ausländischen Banken auffindbar sind. Vor allem aber keine Devisen. Sonst könnte es große Schwierigkeiten geben, und ich könnte nichts dagegen tun.«

»Was würde dann mit mir geschehen?«

»Unsere Gefängnisse sind bedauerlicherweise immer noch in einem sehr schlechten Zustand, Mister Olofson.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Informationen, Mister Pihri.«

»Es ist mir immer eine Freude, Ihnen behilflich sein zu können, Mister Olofson. Meine Frau beklagt sich übrigens in letzter Zeit des öfteren, daß ihre alte Nähmaschine große Probleme bereite.«

»Das geht natürlich nicht«, sagt Hans Olofson. »Gibt es nicht gerade Nähmaschinen in Chingola?«

»Das ist mir auch zu Ohren gekommen«, antwortet Mister Pihri.

»Dann sollte Ihre Frau sich eine neue kaufen, ehe es keine

mehr gibt«, sagt Hans Olofson.

»Ganz meine Meinung«, antwortet Mister Pihri.

Hans Olofson schiebt ein Bündel Geldscheine über den Tisch.

»Ist das Motorrad gut?« fragt er den jungen Mister Pihri, der das Gespräch schweigend verfolgt hat.

»Das Motorrad ist ganz hervorragend«, antwortet er.

»Aber nächstes Jahr soll ein neues Modell auf den Markt kommen.«

Sein Vater unterrichtet ihn gut, denkt Hans Olofson. Bald wird sein Sohn sich um meine Schwierigkeiten kümmern können. Aber ein Teil dessen, was ich ihm in Zukunft dafür zahle, wird immer an seinen Vater gehen. Sie pflegen ihre Einnahmequelle gut.

Mister Pihris Informationen sind zutreffend. Am nächsten Donnerstag nähern sich zwei altersschwache Jeeps mit Polizisten kurz vor Sonnenuntergang der Farm. Hans Olofson empfängt sie mit gespielter Erstaunen. Ein Polizist mit einer Reihe von Sternen auf den Schulterklappen betritt die Terrasse, auf der Hans Olofson ihn erwartet. Er sieht, daß der Polizeibeamte noch sehr jung ist.

»Mister Fillington«, sagt der Polizist.

»Nein«, antwortet Hans Olofson.

Als sich herausstellt, daß der Durchsuchungsbefehl auf den Namen Fillington ausgestellt ist, herrscht große Konfusion. Anfangs weigert sich der junge Polizeibeamte, Hans Olofsons Worten Glauben zu schenken, und besteht in aggressivem Ton darauf, Hans Olofson heiße Fillington. Daraufhin zeigt Hans Olofson ihm den Kaufvertrag und die Eintragung ins Grundbuch, und der Polizeibeamte muß einsehen, daß der Durchsuchungsbefehl, den er in der Hand hält, auf die falsche

Person ausgestellt ist.

»Aber ich habe nichts dagegen, wenn Sie trotzdem eine Hausdurchsuchung durchführen«, beteuert Hans Olofson schnell. »Ein solcher Fehler kann doch mal vorkommen. Ich will Ihnen keine Steine in den Weg legen.«

Der Polizeibeamte wirkt erleichtert, und Hans Olofson denkt, daß er einen neuen Freund gewonnen hat, der ihm in Zukunft vielleicht noch einmal nützlich sein kann.

»Mein Name ist Kaulu«, sagt der Polizist.

»Bitte, treten Sie doch ein«, fordert Hans Olofson ihn auf.

Eine knappe halbe Stunde später verläßt der Polizeibeamte das Haus wieder – an der Spitze seiner Männer.

»Darf man fragen, wonach Sie eigentlich suchen?« fragt Hans Olofson.

»Es kommt laufend zu staatsfeindlichen Aktivitäten«, antwortet der Polizist ernst. »Der Kurs des *kwacha* wird von illegalen Devisengeschäften geschwächt.«

»Ich habe Verständnis dafür, daß Sie durchgreifen müssen«, sagt Hans Olofson.

»Ich werde Ihr Entgegenkommen bei meinen Vorgesetzten hervorheben«, entgegnet der Polizeibeamte und grüßt militärisch.

»Tun Sie das«, sagt Hans Olofson. »Und schauen Sie ruhig wieder vorbei.«

»Ich bin ganz verrückt nach Eiern«, ruft der Polizeibeamte, und Hans Olofson sieht die klapprigen Wagen in einer Staubwolke verschwinden.

Auf einmal begreift er etwas über Afrika, über das junge Afrika und die Misere der unabhängigen Staaten.

Eigentlich müßte ich über diese hilflose Hausdurchsuchung lachen, denkt er. Über den jungen Polizeibeamten, der bestimmt nichts kapiert hat. Aber das wäre ein Fehler, denn diese Hilflosigkeit ist gefährlich. In diesem Land kann man gehängt werden, junge Polizisten foltern und töten Menschen mit Peitschen und Knüppeln. Über diese Hilflosigkeit zu lachen hieße, sich in Lebensgefahr zu begeben.

Der Zeitbogen wölbt sich, und Hans Olofsons Leben in Afrika geht weiter.

Nach neun Jahren in Kalulushi erreicht ihn ein Brief mit der Nachricht, daß sein Vater bei einem Feuer umgekommen ist. In einer kalten Nacht im Januar 1978 ist das Haus am Fluß abgebrannt.

»Die Brandursache konnte nicht ermittelt werden. Man hat versucht, wegen der Beerdigung Kontakt zu Ihnen aufzunehmen, konnte Ihren Aufenthaltsort jedoch erst jetzt ermitteln. Bei dem Feuer kam auch eine alte Witwe namens Westlund um. Vermutlich ist das Feuer in ihrer Wohnung ausgebrochen, aber mit völliger Klarheit wird sich das wohl nie sagen lassen. Es konnte nichts gerettet werden, das Haus brannte bis zu den Grundmauern nieder. Es steht mir nicht zu, darüber zu entscheiden, wie mit dem Nachlaß Ihres Vaters verfahren werden soll ...«

Der Brief ist mit einem Namen unterzeichnet, der ihn vage an einen der Vorarbeiter seines Vaters erinnert.

Nur allmählich läßt er die Trauer an sich herankommen.

Er sieht sich in der Küche, dem Vater gegenüber am Küchentisch. Der schwere Geruch nasser Wolle. Célestine steht in ihrer Vitrine, ist aber jetzt ein rauchender schwarzer

Trümmerhaufen. Die verkohlte Seekarte von der Einfahrt in den Malakkasund ist auch zu erkennen.

Die Gestalt seines Vaters erahnt er unter einem Laken auf einer Bahre.

Jetzt bin ich allein, denkt er. Falls ich nicht zurückkehre, wird meine Mutter, ebenso wie das Feuer, für immer ein Rätsel bleiben.

Er fühlt sich schuldig am Tod seines Vaters, denn er hat das Gefühl, ihn verraten und im Stich gelassen zu haben.

Jetzt bin ich allein, denkt er wieder. Diese Einsamkeit wird auf meinen Schultern lasten, solange ich lebe.

Ohne zu wissen warum, setzt er sich in sein Auto und fährt zu Joyce Lufumas Lehmhütte. Sie zerstößt Mais und lacht und winkt, als sie ihn kommen sieht.

»Mein Vater ist gestorben«, sagt er.

Spontan nimmt sie Anteil an seiner Trauer und beginnt zu jammern, wirft sich auf die Erde, schreit die Trauer heraus, die eigentlich seine ist.

Andere Frauen kommen hinzu, begreifen, daß der Vater des weißen Mannes in einem weit entfernten Land gestorben ist, und fallen augenblicklich in den Chor der Wehklagenden ein. Hans Olofson setzt sich unter einen Baum und zwingt sich, dem schrecklichen Jammern der Frauen zuzuhören. Sein Schmerz ist stumm, eine Angst, deren Nägel sich in seinen Körper krallen.

Er kehrt zu seinem Auto zurück, hört die Frauen hinter sich schreien und denkt, daß Afrika Erik Olofson die letzte Ehre erweist. Einem Seemann, der im Meer der nordschwedischen Wälder ertrunken ist ...

Wie zu einer Wallfahrt bricht er zu den Quellen des Sambesi im äußersten Nordwesten des Landes auf. Er reist nach

Mwinilunga und Ikkelenge, übernachtet in seinem Auto vor dem Missionskrankenhaus bei Kalenje Hill und nimmt anschließend die praktisch unbefahrbare Sandpiste, hinunter in das Tal, in dem der Sambesi entspringt. Lange läuft er durch den dichten menschenleeren Busch, bis er die Quelle erreicht.

Ein unscheinbarer Steinhaufen markiert die Stelle. Er geht in die Hocke und sieht vereinzelt Tropfen von gespaltenen Steinblöcken herabfallen. Ein Rinnsal, nicht breiter als seine Hand, schlängelt sich zwischen Steinen und Buschgras hindurch. Er hält eine gewölbte Hand in das Rinnsal und unterbricht den Lauf des Sambesi.

Erst am späten Nachmittag verläßt er den Ort, um sein Auto vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen.

Jetzt hat er beschlossen, für immer in Afrika zu bleiben. Es gibt nichts mehr, wohin er zurückkehren könnte. Aus seiner Trauer schöpft er die Kraft, ehrlich mit sich zu sein. Er wird seine Farm nie in das politische Vorbild verwandeln können, von dem er geträumt hat. Obwohl er sich geschworen hat, sich niemals in idealistischen Irrwegen zu verlieren, hat er genau das getan.

Ein weißer Mann kann den Afrikanern niemals als ihr Vorgesetzter helfen, ihr Land zu entwickeln. Von unten, von innen kann man Wissen und neue Arbeitsmethoden vermitteln, aber niemals als ein *bwana*. Niemals als jemand, der alle Macht in den eigenen Händen bündelt. Die Afrikaner durchschauen unsere Worte und Maßnahmen, sie sehen den weißen Mann, dem alles gehört, und sie nehmen die Lohnerhöhungen, die Schule oder die Zementsäcke, die er ihnen freundlicherweise zur Verfügung stellt, dankbar an. In seinen Ideen über Einfluß und Verantwortung sehen sie unwichtige Launen, überraschende Aktionen, mit denen die Chancen des einzelnen Vorarbeiters

wachsen, zusätzlich Eier oder Ersatzteile abzuzweigen, um sie anschließend zu verkaufen.

Ihre lange koloniale Vergangenheit hat den Afrikanern alle Illusionen genommen. Sie kennen die Unberechenbarkeit der Weißen, die laufend eine Idee gegen eine neue austauschen und dann augenblicklich verlangen, daß der schwarze Mann sich dafür begeistert. Ein weißer Mann fragt nie nach Traditionen, geschweige denn nach den Ansichten der Ahnen. Der weiße Mann arbeitet schnell und hart, aber Eile und Ungeduld sind in den Augen der Schwarzen ein Zeichen fehlender Intelligenz. Die Weisheit des schwarzen Mannes basiert darauf, lange und gründlich nachzudenken.

An der Quelle des Sambesi findet er zu einem abgeklärten, illusionslosen Ausgangspunkt. Ich habe meine kapitalistisch aufgebaute Farm mit einer Fassade aus sozialistischen Träumen betrieben, denkt er. Ich habe mich mit etwas Unmöglichem beschäftigt und mich geweigert, selbst die grundlegendsten Widersprüche zu erkennen. Ich bin immer von mir und meinen Ideen ausgegangen, niemals von den Gedanken der Afrikaner, niemals von Afrika.

Von dem Gewinn, den meine schwarzen Arbeiter erwirtschaften, gebe ich einen größeren Teil als Judith Fillington oder die anderen Farmer an die Arbeiter zurück. Die Schule, die ich errichtet habe, die Schuluniformen, die ich bezahle, sind dennoch ihr Werk, nicht meins. Meine Hauptaufgabe ist es, die Farm zusammenzuhalten und nicht zu viele Diebstähle oder manipulierte Anwesenheitslisten zuzulassen. Sonst nichts. Mir bleibt nur, die Farm eines Tages einem Arbeiterkollektiv zu übertragen, ihnen den Besitz zu überlassen.

Aber selbst das ist eine Illusion. Dafür ist die Zeit noch lange nicht reif. Die Farm würde verfallen, einige wenige würden sich

bereichern, andere würden in noch größere Armut gestoßen.

Mir bleibt keine andere Wahl, als die Farm auch in Zukunft so weiterzuführen wie bisher, aber ohne die Ruhe mit Einfällen zu stören, die den Afrikanern doch niemals etwas bedeuten werden. Ihre Zukunft gestalten sie selbst. Ich leiste meinen Beitrag zur Produktion von Lebensmitteln, und das ist niemals Zeitverschwendung. Im Grunde habe ich keine Ahnung, was die Afrikaner von mir denken. Ich muß Peter Motombwane einmal danach fragen, und vielleicht bitte ich ihn, sich ein wenig bei meinen Arbeitern umzuhören. Ich frage mich, was Joyce Lufuma und ihre Töchter denken.

Mit dem Gefühl, innere Ruhe gefunden zu haben, kehrt er nach Kalulushi zurück, wohl wissend, daß er die verborgenen Strömungen des Lebens niemals ganz verstehen wird. Manchmal muß man gewisse Fragen auf sich beruhen lassen, denkt er, weil es auf sie keine Antworten gibt.

Als er durch das Tor der Farm fährt, denkt er an Eier-Karlsson, der das Feuer offensichtlich überlebt hat. In meiner Kindheit war ich der Nachbar eines Eierhändlers, denkt er. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, daß ich einmal Eierhändler in Afrika sein würde, hätte ich es nicht geglaubt. Es wäre gegen jede Vernunft gewesen.

Trotzdem bin ich der Mensch, der ich heute bin. Ich verdiene viel, die Farm ist solide. Aber meine Existenz steht auf tönernen Füßen.

Eines Tages werden Mister Pihri und sein Sohn vielleicht erklären, sie könnten sich nicht mehr um meine Papiere kümmern, woraufhin die staatlichen Behörden mich zu einer unerwünschten Person erklären. Ich lebe hier, ohne Rechte zu haben, ich bin kein Staatsbürger, dessen Wurzeln juristisch gesehen in Afrika liegen. Man kann mich ohne Vorwarnung

ausweisen, die Farm konfiszieren.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr vom Sambesi sucht er Patel in Kitwe auf und organisiert den Transfer höherer Geldbeträge in ausländischer Währung an die Bank in London.

»Die Sache wird immer schwieriger«, erklärt Patel. »Es wird immer riskanter.«

»Zehn Prozent schwieriger?« fragt Hans Olofson. »Oder zwanzig Prozent schwieriger?«

»Ich würde eher sagen, fünfundzwanzig Prozent schwieriger«, antwortet Patel betrübt.

Hans Olofson nickt und verläßt das dunkle Hinterzimmer, in dem es nach Curry und Parfüm riecht. Ich sichere mich durch ein immer komplizierteres Geflecht aus Schmiergeldern, Geldtransaktionen und Korruption ab, denkt er. Im Grunde bleibt mir gar keine andere Wahl. Im übrigen kann ich mir nicht vorstellen, daß die Korruption hier tatsächlich so viel umfassender sein soll als in Schweden. Der Unterschied liegt wohl eher in der Deutlichkeit. Hier sticht einem alles sofort ins Auge. In Schweden sind die Methoden ausgeklügelter, bilden ein verfeinertes und wohlgehetetes Muster. Aber das ist wahrscheinlich auch schon der einzige Unterschied.

Der Zeitbogen wölbt sich, Hans Olofson verliert einen Zahn und kurz darauf einen weiteren.

Er wird vierzig und lädt seine vielen weißen und wenigen schwarzen Freunde zu einem Fest ein. Peter Motombwane sagt ab, ohne jemals einen Grund anzugeben. Hans Olofson wird im Laufe des Fests sehr betrunken. Er lauscht unbegreiflichen Ansprachen von Menschen, die er kaum kennt. Redner überschütten ihn mit Lob und errichten ein Fundament aus

Ehrwürdigkeit für seine afrikanische Farm.

Sie danken mir dafür, daß ich meine Farm mittlerweile ohne übertriebene Ansprüche an ihre Funktion als zukünftiges Vorbild betreibe, denkt er. Kein wahres Wort wird hier gesprochen.

Auf unsicheren Beinen bedankt er sich gegen Mitternacht dafür, daß seine Gäste in so großer Zahl erschienen sind. Plötzlich wird ihm klar, daß er schwedisch spricht. Er hört sich in seiner alten Sprache gegen die rassistische Anmaßung wüten, die charakteristisch für die Weißen ist, die noch in dem afrikanischen Land leben.

Er tobt sich mit einem freundlichen Lächeln aus. »Ein Pack von Schurken und Huren seid ihr«, sagt er und erhebt sein Glas.

»How nice«, sagt eine ältere Frau nachher zu ihm, »die beiden Sprachen zu vermischen. Aber wir fragen uns natürlich, was Sie gesagt haben.«

»Ich erinnere mich kaum«, antwortet Hans Olofson und zieht sich allein in die Dunkelheit zurück.

Zu seinen Füßen hört er ein Winseln und entdeckt den Schäferhundwelpen, den er von Ruth und Werner Masterton geschenkt bekommen hat.

»Sture«, sagt er. »Von jetzt an heißt du Sture.«

Der Welpen jault, und Hans Olofson ruft Luka herbei.

»Kümmere dich um den Welpen«, sagt er.

»Ja, *bwana*«, antwortet Luka.

Das Fest entartet im Laufe der Nacht. Betrunkene Menschen liegen in allen Zimmern, ein ungleiches Paar hat Hans Olofsons Bett in Besitz genommen, und im Garten veranstaltet einer der Gäste mit einem Revolver ein Zielschießen auf Flaschen, die ein

verängstigter schwarzer Diener auf einen Gartentisch stellen muß.

Hans Olofson ist plötzlich erregt und beginnt mit einer Frau zu flirten. Sie stammt von einer der Farmen, die am weitesten von seiner eigenen entfernt liegen. Die Frau ist korpulent und aufgedunsen, ihr Rock ist über ihre Knie hochgerutscht und Hans Olofson ist nicht entgangen, daß ihr Mann schlafend unter einem Tisch in Judith Fillingtons ehemaliger Bibliothek liegt.

»Ich werde dir etwas zeigen«, sagt Hans Olofson.

Die Frau schreckt aus ihrem Halbschlaf hoch und folgt ihm in die obere Etage zu dem Zimmer, das früher bis in den letzten Winkel mit Tierskeletten gefüllt war. Er macht das Licht an und schließt die Tür hinter sich.

»Das hier?« sagt sie und lacht. »Ein leeres Zimmer?«

Ohne zu antworten drängt er sie gegen die Wand, zieht ihren Rock hoch und dringt in sie ein.

»Ein leeres Zimmer«, wiederholt sie und lacht.

»Stell dir vor, ich wäre schwarz«, sagt Hans Olofson.

»Sag so etwas nicht«, antwortet sie.

»Stell dir vor, ich wäre schwarz«, sagt Hans Olofson noch einmal.

Als es vorbei ist, klammert sie sich an ihn, und er nimmt den Schweißgeruch ihres ungewaschenen Körpers wahr.

»Noch mal«, sagt sie.

»Nie im Leben«, erwidert er. »Das ist mein Fest, hier entscheide ich.«

Schnell geht er davon und läßt sie allein.

Revolverschüsse schallen aus dem Garten, und er hält es auf

einmal nicht mehr aus. Er wankt in die Dunkelheit hinaus und denkt, daß der einzige Mensch, in dessen Nähe er jetzt sein will, Joyce Lufuma ist.

Er setzt sich in den Wagen und verläßt das Haus und sein Fest mit einem Kavaliersstart. Zweimal kommt er von der Straße ab, ohne sich jedoch zu überschlagen, und fährt schließlich vor ihrer Hütte vor.

Der Vorgarten ist dunkel und still. Im Licht der Autoscheinwerfer sieht er den Verfall, und er schaltet den Motor aus und bleibt in der Dunkelheit sitzen. Es ist eine laue Nacht, und er tastet sich zu seinem Stammplatz unter dem Baum vor.

Wir tragen alle einen verlassenen jaulenden Hund in uns, denkt er. Seine Pfoten mögen verschiedene Farben haben, sein Schwanz mag vielleicht abgeschnitten sein. Aber der Hund ist dennoch in uns allen.

Im Morgengrauen wacht er auf, als eine von Joyces Töchtern vor ihm steht und ihn ansieht. Er weiß, daß sie zwölf ist, er erinnert sich noch an ihre Geburt. Ich liebe dieses Kind, denkt er. In ihr kann ich etwas von mir selber wiederentdecken, die Größe des Kindes, die immerwährende Bereitschaft, anderen fürsorglich zu begegnen.

Sie sieht ihn ernst an, und er zwingt sich zu einem Lächeln. »Ich bin nicht krank«, sagt er. »Ich sitze hier nur und ruhe mich ein wenig aus.«

Als sie sein Lächeln sieht, lächelt sie zurück.

Ich kann dieses Kind nicht im Stich lassen, denkt er. Ich, ich allein trage die Verantwortung für Joyce und ihre Töchter.

Er hat Kopfschmerzen, ihm ist übel, und es schaudert ihn, wenn er sich an den erbärmlichen Geschlechtsakt in dem leeren

Zimmer erinnert.

Ebensogut hätte ich ein Skelett besteigen können, überlegt er. Die Demütigungen, die ich mir selbst zufüge, scheinen keine Grenzen zu kennen.

Er kehrt zu seinem Haus zurück, sieht Luka im Garten Glassplitter aufsammeln und denkt, daß er sich auch vor Luka schämt. Die meisten Gäste sind fort, nur Ruth und Werner Masterton sind noch geblieben. Sie sitzen auf der Terrasse und trinken Kaffee. Der Schäferhundwelpen, den er Sture getauft hat, liegt zu ihren Füßen.

»Du hast also überlebt«, sagt Werner mit einem Lächeln.

»Die Feste werden immer wüster, so als stünde der Tag des Jüngsten Gerichts unmittelbar bevor.«

»Wer weiß?« sagt Hans Olofson.

Luka geht unter der Terrasse vorbei. Er trägt einen Eimer voller zersplitterter Flaschen. Ihre Blicke folgen ihm bis zu der Grube, in die er den Müll ausleert.

»Komm uns einmal besuchen«, sagt Ruth, als sie und Werner aufstehen, um zu ihrer Farm zurückzukehren.

»Das werde ich tun«, meint Hans Olofson.

Einige Wochen nach dem Fest hat er seinen bisher schwersten Malariaanfall. Die Fieberträume jagen ihn vor sich her.

Im Traum wird er von seinen eigenen Arbeitern gelyncht. Sie reißen ihm die Kleider vom Leib, schlagen ihn mit Stöcken und Knüppeln blutig und treiben ihn vor sich her zu Joyce Lufumas Haus. Dort hofft er auf Rettung, aber sie tritt ihm mit einem Strick in der Hand entgegen, und er erwacht in dem Moment, in dem ihm klar wird, daß sie und ihre Töchter ihn am Baum hochziehen werden, den Strick als Schlinge um seinen Hals gelegt.

Als er Joyce nach seiner Genesung zum erstenmal besucht, erinnert er sich wieder an seinen Traum. Vielleicht ist es trotz allem ein Zeichen, denkt er. Sie nehmen meine Fürsorge an und sind abhängig von mir, haben aber allen Grund, mich zu hassen, das vergesse ich allzu oft. Ich vergesse die einfachsten Gegensätze und Wahrheiten.

Der Zeitbogen wölbt sich weiter über seinem Leben und dem Fluß, den er in sich trägt. Immer wieder kehrt er in Gedanken zu jenem weit entfernten Brandherd in einer kalten Winternacht zurück, den er nie besucht hat. Er stellt sich das Grab seines Vaters vor und nachdem er achtzehn Jahre in Afrika verbracht hat, beginnt er, sich nach seinem eigenen umzuschauen.

Er geht zu der Anhöhe, auf der Duncan Jones nun schon seit vielen Jahren ruht, und läßt den Blick schweifen. Es ist später Nachmittag, und die Sonne ist rot vom feinen Staub, der unablässig über dem afrikanischen Kontinent wirbelt. Er sieht seine langgestreckten weißen Hühnerställe im Gegenlicht, sieht Arbeiter, die sich nach ihrem Tagwerk auf den Heimweg machen. Es ist Oktober, kurz vor dem Beginn der Regenzeit. Die Erde ist verbrannt und knochentrocken, und nur vereinzelt leuchten Kakteen als grüne Flecken in der ausgedörrten Landschaft. Der Kafue führt kaum noch Wasser. Abgesehen von einer schmalen Rinne in der Mitte ist das Flußbett ausgetrocknet. Die Flußpferde sind zu entlegenen Wasserlöchern gezogen, und auch die Krokodile werden erst zurückkehren, wenn es regnet.

Er zupft das Unkraut auf Duncan Jones' Grab aus, blinzelt in die Sonne und sucht nach einer Grabstelle für sich. Aber er will sich nicht entscheiden, weil er den Tod damit vorzeitig anlocken könnte.

Aber was heißt hier vorzeitig? Welcher Mensch kann die für ihn abgesteckte Zeit überblicken?

Zwanzig Jahre Leben mit afrikanischem Aberglauben hinterlassen bei jedem Spuren, denkt er. Ein Afrikaner würde sich niemals nach seinem Grab umschaun, geschweige denn den Ort dafür bestimmen. Für ihn hieße das, den Tod lauthals anzulocken.

Im Grunde stehe ich auf diesem Hügel, weil sich mir von hier aus eine schöne Aussicht bietet.

Hier gibt es die endlosen Horizonte, nach denen mein Vater immer gesucht hat. Finde ich die Landschaft eigentlich so schön, weil ich weiß, daß ein Stück davon mir gehört?

Hier hat alles angefangen, und hier geht es vielleicht auch zu Ende, eine zufällige Reise und noch zufälligere Begegnungen haben mich hierher geführt.

Eines Tages beschließt er, Mutshatsha noch einmal zu besuchen, und bricht überstürzt auf. Es ist mitten in der Regenzeit, und die Straßen sind wie flüssiger Lehm. Dennoch fährt er schnell, so als würde er verzweifelt versuchen, vor etwas zu fliehen. Die Mutlosigkeit durchbricht alle Dämme, Janines Posaune ertönt in seinem Kopf.

Er kommt nie in Mutshatsha an. Plötzlich ist die Straße verschwunden. Ein Vorderrad hängt über einem Abgrund, und er blickt in eine Schlucht hinab, die sich unter ihm geöffnet hat. Die Straße ist weggesackt, die Straße nach Mutshatsha ist verschwunden. Als er wenden will, bleibt er im Schlamm stecken. Er reißt Büsche aus und unterlegt damit die Räder, aber die Reifen drehen weiter durch. In der kurzen Dämmerung trommelt der Regen herab, und er setzt sich in den Wagen und wartet. Vielleicht kommt ja niemand, denkt er. Während ich

schlafe fallen womöglich Wanderameisen in das Auto ein, und wenn die Regenzeit vorbei ist, gibt es hier nur noch mein abgenagtes Skelett, blankpoliert wie ein Stück Elfenbein.

Am nächsten Morgen hört es auf zu regnen, und die Einwohner eines Dorfs in der Nähe helfen ihm mit dem Auto. Am späten Nachmittag erreicht er wieder seine Farm.

Der Zeitbogen wölbt sich, neigt sich jedoch auf einmal wieder zur Erde hinab.

Im verborgenen gruppieren sich wieder Menschen in seiner Nähe, ohne daß er bemerkt, was um ihn her vorgeht. Es ist Januar 1987.

Achtzehn Jahre hat er in Afrika verbracht.

Die Regenzeit will in diesem Jahr kein Ende nehmen. Der Kafue tritt über die Ufer, die Wolkenbrüche drohen seine Hühnerställe unter Wasser zu setzen. Lieferwagen bleiben im Schlamm stecken, umstürzende Leitungsmasten sorgen für längere Stromausfälle. Es ist eine Regenzeit, wie er noch keine erlebt hat.

Und es herrscht Unruhe im Land. Menschenmengen sind in Bewegung, in den Städten des Copperbelts und in Lusaka gehen hungernde Menschen auf die Straße. Einer seiner Lieferwagen wird auf dem Weg nach Mufulira von einer aufgebracht Menschenmenge gestoppt und ausgeplündert. Nachts fallen Schüsse, und die Farmer vermeiden es, ihre Häuser zu verlassen.

Als Hans Olofson eines frühen Morgens zu seinem Büro kommt, hat jemand das einzige Fenster der Lehmhütte mit einem Stein eingeworfen. Er verhört die Nachtwächter, aber niemand hat etwas bemerkt.

Ein alter Arbeiter steht ein wenig abseits und beobachtet die

Verhöre, die Hans Olofson führt. Etwas im Gesicht des Arbeiters läßt ihn plötzlich verstummen, und er schickt die Nachtwächter ohne Strafe nach Hause.

Er ahnt eine Bedrohung, ohne ausmachen zu können, worin sie besteht. Die Arbeit wird getan, aber die Stimmung auf der Farm ist gedrückt.

Eines Tages ist Luka verschwunden. Als er morgens wie immer seine Küchentür aufschließt, steht Luka zum erstenmal nicht davor. Nach dem nächtlichen Regen ist die Farm in Nebel gehüllt. Er ruft nach Luka, aber vergeblich. Er stellt Fragen, aber niemand weiß etwas, keiner hat Luka gesehen. Als er zu Lukas Haus fährt, steht es offen, die Tür schlägt im Wind.

Am Abend putzt er die Waffen, die er von Judith Fillington übernommen hat, und den Revolver, den er vor mehr als zehn Jahren Werner Masterton abgekauft hat und der immer unter seinem Kopfkissen liegt. In dieser Nacht schläft er unruhig und schreckt plötzlich aus dem Schlaf auf. Er glaubt, Schritte im Haus zu hören, im Dachgeschoß, über seinem Kopf. In der Dunkelheit greift er nach dem Revolver und lauscht. Aber es ist nur der Wind, der durch das Haus fährt.

Er liegt wach, der Revolver ruht auf seinem Brustkorb.

Kurz vor dem Morgengrauen hört er ein Auto vorfahren. Gleich darauf klopft jemand fest an die Tür. Mit dem Revolver in der Hand ruft er durch die verschlossene Tür und erkennt die Stimme von Robert, Ruth und Werner Mastertons Vorarbeiter. Er öffnet dem Mann und muß wieder feststellen, daß auch ein schwarzer Mann blaß sein kann.

»Es ist etwas passiert, *bwana*«, sagt Robert, und Hans Olofson sieht ihm an, daß er große Angst hat.

»Was ist passiert?« fragt er.

»Ich weiß es nicht, *bwana*«, antwortet Robert. »Irgend etwas. Ich glaube, es wäre gut, wenn *bwana* kommen könnte.«

Er hat lange genug in Afrika gelebt, um den Ernst in der rätselhaften Ausdrucksweise des Afrikaners zu erkennen.

Hastig zieht er sich an, steckt den Revolver in die Tasche und nimmt die Schrotflinte in die Hand. Er schließt hinter sich ab, fragt sich erneut, wo Luka ist, setzt sich in den Wagen und folgt Robert. Schwarze Regenwolken ziehen am Himmel vorüber, als die beiden Autos in die Auffahrt zum Haus der Mastertons biegen.

An diesen Ort bin ich in einer anderen Zeit und als ein anderer Mensch gekommen, denkt er. Er erkennt Louis unter den Afrikanern, die vor dem Haus stehen.

»Warum steht ihr hier?« fragt er.

»Das ist es ja gerade, *bwana*«, antwortet Robert. »Die Türen sind abgeschlossen, genau wie gestern.«

»Vielleicht sind sie verreist«, meint Hans Olofson. »Wo ist ihr Auto?«

»Es ist weg, *bwana*«, antwortet Robert. »Aber wir glauben trotzdem nicht, daß sie verreist sind.«

Er betrachtet das Haus, die massive Fassade, geht um das Haus herum und ruft zu ihrem Schlafzimmer hinauf. Die Afrikaner folgen ihm mit etwas Abstand und warten ab.

Plötzlich bekommt er Angst. Es ist etwas passiert.

Er hat Angst vor dem, was er sehen wird, bittet Robert aber dennoch, ein Brecheisen aus seinem Auto zu holen. Als er die Haustür aufbricht, schlägt die Alarmanlage nicht an. Als die Tür nachgibt, entdeckt er im gleichen Moment, daß die Telefonleitung zum Haus unmittelbar neben der Hauswand gekappt worden ist.

»Ich werde allein ins Haus gehen«, sagt er, entsichert sein Gewehr und schiebt die Tür auf.

Was ihn im Innern des Hauses erwartet, ist schrecklicher, als er es sich je hätte vorstellen können. Wie in einem Horrorfilm betritt er ein Schlachthaus mit menschlichen Körpern, die zerstückelt auf dem Boden liegen.

Später erscheint es ihm unbegreiflich, warum er bei dem Anblick, der sich ihm bot, nicht das Bewußtsein verloren hat.

UND DANN?

Was fehlt noch?

Es fehlt das letzte Jahr, bevor Hans Olofson die dichten Nadelwälder und seinen Vater Erik Olofson mit seinem stummen Traum von einem fernen Meer zurückläßt.

Das letzte Jahr in Janines Leben ...

An einem frühen Samstagmorgen im März 1962 stellt sie sich an die Straßenecke zwischen Eisenwarengeschäft und Gewerkschaftshaus. Es ist der Ortsmittelpunkt, eine Straßenecke, an der alle vorbeimüssen. An diesem frühen Morgen hebt sie ein Schild hoch, auf dem in schwarzen Buchstaben ein Text steht, den sie am Abend zuvor geschrieben hat.

Etwas Unerhörtes ist im Gange. Ein Gerücht zieht immer weitere Kreise. Einzelne Stimmen wagen anzudeuten, daß Janine und ihr einsames Transparent einer Erkenntnis Ausdruck verleihen, an der es schon viel zu lange fehlt. Aber diese Stimmen werden im eisigen Märzwind verweht.

Die Rechtschaffenen machen mobil ... Ein Mensch, der nicht einmal mehr seine Nase hat? Haben wir nicht gedacht, sie würde sicher in Hurra-Pelles Schoß ruhen? Und jetzt steht diese Frau einfach da, die lieber unauffällig leben und ihr häßliches Gesicht verstecken sollte! Janine weiß, welche Gedanken sich nun wie ein Lauffeuer verbreiten.

Doch aus Hurra-Pelles einsilbigen Ermahnungen hat sie zumindest eins gelernt. Sie versteht es, Widerstand zu leisten, wenn der Wind sich dreht und der Glaube nach Halt sucht ...

An diesem frühen Morgen treibt sie einen Pfahl in den verschlafenen Ameisenhaufen. Menschen eilen die Straßen hinab, Mäntel flattern, und die Leute lesen, was sie geschrieben hat. Dann eilen sie weiter, um den nächstbesten Mitbürger am Kragen zu packen und unverzüglich eine Antwort auf die Frage zu verlangen, was diese Verrückte meinen könnte. Sollen wir uns etwa von so einer nasenlosen Alten vorschreiben lassen, was wir zu denken haben? Hat sie vielleicht jemand darum gebeten, diese ungebührliche Barrikade zu errichten?

Aus der Kneipe kommen schwankend die alten Säufer, um die Herrlichkeit mit eigenen Augen zu sehen. Das Schicksal der Welt ist ihnen zwar reichlich egal, aber dennoch werden sie Janines stumme Knappen, denn ihr Durst nach Rache ist grenzenlos. Wer einen Pfahl in das Herz des Ameisenhaufens treibt, hat jede nur erdenkliche Hilfe verdient ... Im hellen Licht zwinkernd, stolpern sie aus den dunklen Bierstuben und stellen zufrieden fest, daß an diesem Morgen nichts mehr ist, wie es einmal war. Sofort ist ihnen klar, daß Janine jede Art von Unterstützung braucht, und ein ganz Mutiger unter ihnen taumelt über die Straße und bietet ihr ein Bier an, das sie jedoch freundlich dankend ablehnt.

Gleichzeitig schlingert Hurra-Pelle in seinem neuen Auto herbei, benachrichtigt von einem empörten Gemeindemitglied, das ihn mit dem Schrillen des Telefons geweckt hat. Er tut alles, was in seiner Macht steht, um sie zu stoppen. Eindringlich fleht er sie an. Doch sie schüttelt nur den Kopf. Sie wird stehenbleiben. Als er erkennt, daß ihr Entschluß unwiderruflich feststeht, geht er in seine Kirche, um sich in dieser bedauerlichen Angelegenheit mit seinem Gott zu beraten.

Im Polizeipräsidium sucht man inzwischen nach passenden Stichworten in den Gesetzen. Irgendwo muß es doch einen

Paragrafen geben, der ein Einschreiten ermöglicht. Aber die Sache läßt sich kaum als »Gefährdung der öffentlichen Sicherheit« bezeichnen, auch nicht als »Krawall« oder als das »Heben einer lebensbedrohlichen Waffe«. Die Polizisten stöhnen über die lückenhaften Gesetzestexte und blättern fieberhaft in ihrem dicken Buch, während Janine an ihrer Straßenecke weiterhin Wache hält ...

Schließlich erinnert sich jemand an Rudin, der sich vor Jahren selbst in Brand gesteckt hatte. Das könnte die Lösung sein! Eine Person, die nicht mehr im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte ist, wird in Polizeigewahrsam genommen. Schwitzige Finger blättern weiter, und am Ende ist man zum Einschreiten bereit. Aber als die Polizisten aufmarschieren und die Menschenmenge lüstern abwartet, was nun geschehen mag, nimmt Janine seelenruhig ihr Schild herunter und geht davon. Den Polizisten bleibt enttäuscht der Mund offenstehen, die Menschenmenge murrte, und die Alten aus der Kneipe applaudieren vergnügt.

Nachdem endlich wieder Ruhe eingekehrt ist, läßt sich auch darüber diskutieren, was sie auf ihr unverschämtes Schild geschrieben hat: »Atombombe, nein danke. Eine Welt.« Aber wer will schon, daß ihm eine Bombe auf den Kopf fällt? Und was meint sie überhaupt mit »eine Welt«? Gibt es denn mehrere? Wenn die Wahrheit schon verkündet werden soll, dann doch bitte nicht von jemand, der sich zufällig dazu berufen fühlt, und erst recht nicht von so einer alten Kuh, die keine Nase mehr hat.

Janine geht mit erhobenem Kopf davon, auch wenn sie wie üblich zu Boden schaut. Am nächsten Samstag will sie sich wieder an die Straßenecke stellen, und niemand wird sie daran hindern können. Von den meisten unbemerkt, abseits der Bühnen, auf denen das Weltgeschehen sich abspielt, wird sie

ihren bescheidenen Beitrag leisten. Sie überquert den Fluß, wirft die Haare in den Nacken und summt »A Night in Tunisia«. Unter ihren Füßen tanzen die ersten Eisschollen des Frühlings. Sie hat sich dem eigenen Blick gestellt, und sie hat sich getraut. Sie hat einen Menschen, der sie begehrt. Wenn alles schon vergänglich sein muß, so kennt sie doch wenigstens den Augenblick überschäumenden Lebens, in dem jeglicher Schmerz überwunden ist.

In diesem letzten Jahr, das Hans Olofson in dem Haus am Fluß lebt, kommt Bewegung in den Lebenslauf der beiden wie bei einer langsamen Verschiebung der Erdachse, eine Bewegung, die so minimal ist, daß sie anfangs gar nicht auffällt. Aber selbst ihre gottverlassene Gegend wird von der Dünung erreicht, die von einer Welt erzählt, die sich nicht länger damit abfindet, in ewige Dunkelheit verbannt zu werden. Die Perspektiven verschieben sich allmählich, das Beben weit entfernter Befreiungskriege und Aufstände dringt durch die Wälle der bewaldeten Hügel.

Gemeinsam sitzen sie in Janines Küche, lernen die Namen der neuen Nationen und spüren die Bewegung, die Vibration entlegener Kontinente, in denen die Menschen aufbegehren. Verblüfft und nicht ohne Furcht sehen sie, daß die Welt sich verändert, die alte Welt, in der morsche Zwischendecken einstürzen und unsägliches Elend, Ungerechtigkeit und Grausamkeit sichtbar werden. Hans Olofson beginnt zu verstehen, daß die Welt, in die er sich bald hinauswagen möchte, eine andere sein wird als die seines Vaters. Und er denkt, daß alles neu entdeckt werden muß, die Seekarten müssen überarbeitet werden, die alten Namen sind durch neue zu ersetzen.

Er versucht mit seinem Vater über das zu sprechen, was er

erlebt, und drängt ihn, die Axt in einen Baumstumpf zu treiben und zur See zurückzukehren. Meistens enden ihre Gespräche jedoch, noch ehe sie richtig begonnen haben. Erik Olofson sträubt sich, will nicht erinnert werden.

Aber eines Tages geschieht etwas Unerwartetes.

»Ich werde nach Stockholm fahren«, sagt Erik Olofson beim Abendessen.

»Warum?« fragt sein Sohn.

»Ich habe in der Hauptstadt etwas zu erledigen.«

»Kennst du denn jemand in Stockholm?«

»Ich habe eine Antwort auf meinen Brief bekommen.«

»Auf welchen Brief?«

»Auf den Brief, den ich geschrieben habe.«

»Du schreibst doch keine Briefe.«

»Wenn du mir nicht glaubst, brauchen wir nicht weiter darüber zu reden.«

»Welcher Brief?«

»Von der Vaxholmgesellschaft.«

»Der Vaxholmgesellschaft?«

»Ja, der Vaxholmgesellschaft.«

»Und was ist das?«

»Eine Reederei. Ihre Schiffe befahren die Gewässer der Stockholmer Schären.«

»Was wollen die von dir?«

»Ich habe irgendwo eine Stellenanzeige gesehen. Sie suchen Matrosen. Ich dachte, es könnte etwas für mich sein. Heimathäfen und Küstenverkehr in den inneren Schären.«

»Hast du dich um eine Stelle beworben?«

»Du hörst doch, was ich sage, oder nicht?«

»Und was schreiben sie?«

»Sie wollen, daß ich nach Stockholm komme und mich vorstelle.«

»Woran können sie sehen, daß du ein guter Matrose bist?«

»Sehen können sie das nicht, aber sie können mir Fragen stellen.«

»Was für Fragen?«

»Zum Beispiel, warum ich so viele Jahre nicht mehr zur See gefahren bin.«

»Und was antwortest du dann?«

»Daß die Kinder jetzt groß genug sind, um allein für sich zu sorgen.«

»Die Kinder?«

»Ich dachte, es macht einen besseren Eindruck, wenn ich sage, daß ich mehrere habe. Seeleute sollen möglichst viele Kinder haben, das war schon immer so.«

»Und wie heißen die Kinder?«

»Das muß ich mir noch überlegen. Man braucht doch nur ein paar Namen in die Runde zu werfen. Vielleicht kann ich mir auch von jemand ein Foto leihen.«

»Du willst dir ein Foto von den Kindern anderer Leute leihen?«

»Was macht das schon für einen Unterschied?«

»Das macht einen verdammt großen Unterschied!«

»Ich werde ja wohl kaum schwören müssen, daß es meine sind. Es gab einmal einen Reeder in Göteborg, der verlangte, daß alle, die auf seinen Schiffen anheuern wollten, auf Händen

laufen konnten. Die Seemannsgewerkschaft hat natürlich protestiert, aber er hat seinen Willen durchgesetzt.«

»Konntest du auf Händen laufen?«

»Nein.«

»Wovon redest du eigentlich?«

»Davon, daß ich etwas in Stockholm zu erledigen habe.«

»Wann fährst du?«

»Ich habe mich noch nicht entschieden.«

»Wie meinst du das?«

»Vielleicht lasse ich es auch bleiben.«

»Natürlich fährst du! Du kannst doch nicht noch länger im Wald herumlungern.«

»Ich lungere nicht im Wald herum.«

»Du weißt schon, was ich meine. Sobald ich mit der Schule fertig bin, gehen wir fort.«

»Und wohin?«

»Wir könnten doch auf dem gleichen Schiff anheuern.«

»Auf einem Vaxholmschiff?«

»Was weiß denn ich! Jedenfalls will ich hier weg. Ich will in die Welt hinauskommen.«

»Dann warte ich, bis du mit der Schule fertig bist.«

»Du sollst nicht mehr warten! Du sollst jetzt fahren.«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Es ist schon zu spät.«

»Zu spät?«

»Die Bewerbungsfrist ist abgelaufen.«

»Wann denn?«

»Vor einem halben Jahr ungefähr.«

»Vor einem halben Jahr?«

»Ja.«

»Und das erzählst du mir erst jetzt? Warum bist du nicht gefahren?«

»Ich wollte erst mit dir reden.«

»Oh, mein Gott ...«

»Was ist denn?«

»Wir müssen hier weg. Man kann hier nicht leben. Wir müssen hier raus und die Welt neu entdecken!«

»Ich glaube, ich werde dafür langsam etwas zu alt.«

»Du wirst alt davon, daß du durch den Wald stiefelst.«

»Ich stiefele nicht durch den Wald! Ich arbeite ...«

»Ich weiß. Aber trotzdem ...«

Vielleicht tut er es doch, denkt Hans Olofson. Vielleicht bricht er wieder auf. Das Meer ist ein Teil von ihm, das ist mir klargeworden ... Er läuft zu Janine, um ihr davon zu erzählen. Nie wieder werde ich ihn nachts in der Küche herumkriechen sehen müssen, das Putzwasser bis zum Hals.

Auf der Brücke bleibt er stehen und schaut auf das Wasser hinab, auf dem Eisschollen zum Meer schaukeln. Weit weg in dieser Richtung liegt die Welt, die neue Welt, und wartet auf die Eroberer der neuen Zeit. Die Welt, die er sich gemeinsam mit Janine erschließt ...

Aber unterwegs gabelt sich der Weg, und sie schlagen verschiedene Richtungen ein. Hans Olofson erlebt die Veränderungen als Wartezeit. Seine Wallfahrt wird ihn, mit oder ohne Erik Olofson, in eine Welt führen, die andere für ihn

ordnen.

Janines Gedanken gehen in eine andere Richtung. Für sie ist die Entdeckung entscheidend, daß die unfafßbare Armut weder eine Laune der Natur noch gottgegeben ist. Sie sieht Menschen vor sich, die zum eigenen Vorteil bewußt barbarische Grausamkeit einsetzen. So trennen sich ihre Wege in der Mitte der Welt.

Hans Olofson wartet, Janine dagegen glaubt, etwas tun zu müssen, was über die Fürbitten für alle Notleidenden unter Hurra-Pelles Leitung hinausgeht. Die Frage wird immer dringlicher und verfolgt sie bis in ihre Träume. Deshalb beginnt sie, nach eigenen Ausdrucksmöglichkeiten zu suchen. Ein privater Kreuzzug, denkt sie. Ein einsamer Kreuzzug, um von der Welt zu berichten, die jenseits der Wälder liegt.

Langsam reift in ihr ein Entschluß, und ohne Hans Olofson einzuweihen, beschließt sie, sich an der Straßenecke zu postieren. Sie spürt, daß sie diese Entscheidung allein treffen muß. Bevor sie dort zum erstenmal gestanden hat, kann sie niemanden an ihrem Kreuzzug teilhaben lassen ...

Besagten Samstagmorgen im März hat Hans Olofson in der Garage des Försters verbracht, wo er mit einem von dessen Söhnen vergebens versucht hat, einem alten Motorrad neues Leben einzuhauchen. Deshalb erfährt er erst am späten Nachmittag, als er an Pettersons Kiosk halt macht, was vorgefallen ist. Sein Herz krampft sich zusammen, als er hört, was Janine getan hat. Er denkt, daß er nun bloßgestellt worden ist. Sicher wissen alle, daß er sich zu ihrer Tür schleicht, obwohl er immer versucht hat, unbeobachtet zu bleiben, wenn er durch ihre Gartenpforte gegangen ist. Sofort haßt er sie, als hätte sie in Wahrheit die Absicht gehabt, ihn in ihre Erniedrigung mit hineinzuziehen. Er hat das Gefühl, sich auf der Stelle

distanzieren, sich von ihr absetzen zu müssen.

»So eine alte Schachtel ohne Nase kann einem doch egal sein«, sagt er.

Eigentlich waren sie verabredet, aber nun verbringt er den Abend im Gewerkschaftshaus, tanzt mit allen, die er kriegen kann, und stößt im Gedrängel auf der Herrentoilette die unflätigsten Bemerkungen über Janine aus, die ihm nur einfallen. Als Kringströms Orchester den Abend mit »Twilight Time« beschließt, glaubt er, ausreichend Abbitte geleistet zu haben. Nun wird niemand mehr auf den Gedanken verfallen können, daß ihn mit der plakattragenden Verrückten insgeheim etwas verbindet. Er tritt auf die Straße hinaus, wischt sich den Schweiß von der Stirn, bleibt im Schatten stehen und sieht die Paare verschwinden. Die Nacht füllt sich mit Gejohle und Gekicher. Er wippt auf den Fußballen vor und zurück, und ihm ist schwindlig vom lauwarmen Schnaps.

Diese verdammte alte Kuh, denkt er. Womöglich hätte sie mich noch um Hilfe gebeten, wenn ich zufällig vorbeigekommen wäre ...

Er beschließt, sie ein letztes Mal zu besuchen, um ihr die Meinung zu sagen. Um ja nicht gesehen zu werden, schleicht er sich wie ein Dieb über die Brücke und wartet lange vor ihrer Gartenpforte, ehe er in den Schatten des Hauses schlüpft.

Sie empfängt ihn, ohne ihm Vorwürfe zu machen. Er hätte kommen sollen, ist aber nicht gekommen. Das ist alles.

»Hast du gewartet?« fragt er.

»Ich bin es gewohnt zu warten«, antwortet sie. »Das macht nichts.«

Er haßt sie und er begehrt sie. Aber er hat auch das Gefühl, sich an diesem Abend zum Sprachrohr der ganzen Stadt zu

machen, und gibt ihr zu verstehen, daß er sie nie mehr besuchen wird, wenn sie sich noch einmal an die Straßenecke stellt.

Ein kalter Luftstoß fährt durch ihr Herz.

Die ganze Zeit hat sie geglaubt, er würde sie ermutigen und ihr Handeln billigen. So hat sie jedenfalls ihre Gespräche über eine Welt, die ein frischer Wind in ihren Grundfesten erschüttert hat, aufgefaßt. Trauer legt sich bleiern auf ihr Haupt. Nun weiß sie, daß sie wieder allein ist ... Jetzt allerdings noch nicht, denn sein Verlangen nach ihr überwiegt, und sie liegen sich wieder in den Armen.

Ihre letzte gemeinsame Zeit entwickelt sich zu einer Qual, die kein Ende nehmen will. Hans Olofson kehrt zu den Anfängen zurück, zu der Krähe mit dem abgehackten Kopf, die er und Sture in ihren Briefkasten legten. Nun hackt er nach ihrem Kopf. Er spuckt und flucht ihr hinterher, hält sich an keine Abmachung und macht sie bei jedem schlecht, der es hören will.

Mitten in diesem Chaos macht er seinen Realschulabschluß. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung gelingt es ihm, überraschend gute Abschlußnoten zu erzielen. Rektor Bohlin hat dafür gesorgt, daß ein Aufnahmeantrag an das Gymnasium in der Provinzhauptstadt gestellt wurde. Als Hans Olofson die graue Examensmütze aufsetzt, beschließt er, jetzt auch noch das Abitur zu machen. Nun braucht er nicht mehr zu warten, bis sein wankelmütiger Vater endlich die Axt fortwirft, jetzt nimmt er seinen Aufbruch selber in die Hand. Mit einem einzigen Ruck kann er sich befreien.

In der Nacht nach dem Examen steht er vor Janines Tür. Sie erwartet ihn mit einem Blumenstrauß, aber er will ihre dämlichen Blumen nicht haben. Er wird fortgehen und schaut noch einmal vorbei. Die graue Mütze hängt er über das Marienbild, das in ihrem Fenster steht ... Aber bis zuletzt, den

ganzen Sommer über, besucht er sie immer wieder. Ihr letztes Geheimnis wird er dennoch nie erfahren.

Das Ende ist verzagt und trostlos. An einem Abend Mitte August besucht er sie zum letztenmal. In ihrer Küche kommt es zu einer kurzen einsilbigen Begegnung, die ähnlich wie damals verläuft, als er mit der Heckenschere in der Hand vor ihr stand. Er sagt, daß er ihr schreiben werde, aber sie erwidert, das solle er lieber sein lassen. Es sei das Beste, wenn sich alles auflöse, vom Winde verweht werde.

Ein letztes Mal verläßt er ihr Haus. Hinter ihm erklingen die Töne von »Some of these days«.

Am nächsten Tag begleitet sein Vater ihn zum Bahnhof. Hans Olofson betrachtet ihn. Das Graue, Unentschlossene ...

»Ich schaue ab und zu vorbei«, sagt er. »Du kannst mich ja auch einmal besuchen.«

Erik Olofson nickt. Sicher, natürlich werde er ihn besuchen.

»Das Meer ...«, setzt Erik Olofson an und verstummt.

Aber Hans Olofson hört ihn schon nicht mehr. Er kann es kaum erwarten, daß der Schienenbus endlich abfährt.

Noch lange bleibt Erik Olofson auf dem Bahnhof stehen und denkt, daß es trotz allem immer noch das Meer gibt. Wenn er nur ... Immer dieses »nur«. Dann geht er zu dem Haus am Fluß und läßt das Meer aus seinem Radio rauschen.

Die Zeit der Vogelbeeren kommt. An einem Sonntagmorgen im September hängt Nebel über der Stadt, die langsam zum Leben erwacht. Die Luft ist kühl, und der Schotter knirscht, als ein Mann von der Hauptstraße abbiegt und auf dem Weg zum Fluß die Abkürzung über die große Wiese nimmt. Der Volkspark auf der Landzunge leuchtet im grauen Morgenlicht wie eine verfallene Ruine. Auf den Weiden des Pferdehändlers

grasen Pferde im Nebel. Lautlos bewegen sie sich wie Schiffe, die auf Wind warten.

Der Mann bindet am Flußufer ein Boot los, setzt sich an die Ruder und steuert das Ruderboot in den Sund zwischen der Landzunge des Parks und dem südlichen Flußufer hinaus. Dort wirft er einen Anker aus, der sich in den Steinen am Grund des Flusses verhakt, wirft eine Reuse ins Wasser und wartet.

Eine Stunde später beschließt er, sein Glück weiter flußabwärts an der Landzunge zu versuchen. Während er dorthin rudert, läßt er den Anker unter dem Kiel des Boots treiben, doch der Anker verhakt sich plötzlich, und als er ihn endlich wieder freibekommt, sieht er, daß ein fast verrotteter Fetzen Stoff vom Dragger aufgespießt worden ist. Er sieht, daß es ein Stück von einer Bluse ist. Nachdenklich rudert er ans Ufer zurück.

Der Stofffetzen liegt auf einem Tisch im Polizeipräsidium, wo Hurra-Pelle ihn in Augenschein nimmt und dann nickt.

Der Suchtrupp, der in aller Eile zusammengetrommelt wird, braucht nicht lange zu suchen. Als die beiden Ruderboote zum zweitenmal durch den Sund gleiten, bleibt einer der Haken, die über den Grund schleifen, hängen. Vom Ufer aus beobachtet Hurra-Pelle, wie Janine zurückkehrt.

Der Arzt betrachtet ein letztes Mal ihren Körper, ehe er die Obduktion beendet. Nachdem er sich gewaschen hat, stellt er sich ans Fenster und blickt auf die bewaldeten Hügel hinaus, die in der untergehenden Sonne rot leuchten. Er fragt sich, ob er der einzige ist, der Janines Geheimnis kennt, und beschließt intuitiv, es nicht in den Obduktionsbericht aufzunehmen. Auch wenn dies nicht den Vorschriften entspricht, ändert sich in seinen Augen dadurch nichts. Er weiß auch so, daß sie ertrunken ist. Um ihre Taille hatte sie sich einen reißfesten

Stahldraht gebunden, und in ihren Kleidern lagen Bügeleisen und schwere Teile von Abflußrohren. Ein Verbrechen kann ausgeschlossen werden, und deshalb braucht er auch nicht schriftlich festzuhalten, daß Janine ein Kind erwartete, als sie starb.

In dem Haus am Fluß beugt Erik Olofson sich über eine Seekarte. Er rückt seine Brille zurecht und lotst seinen Kahn mit dem Zeigefinger durch den Malakkasund. Er riecht das Meer und sieht die glitzernden Lichter entfernter Schiffe auf Gegenkurs. Im Hintergrund rauschen die Ätherwellen im Radio. Vielleicht sollte ich doch, denkt er. Wie wäre es zum Beispiel mit einem kleinen Frachter, der mit Stückgut die Küste entlangfährt? Vielleicht sollte ich doch ...

Und Hans Olofson? Er erinnert sich nicht mehr, wer es ihm erzählt hat. Aber jemand hat davon gehört, und er erfährt, daß Janine tot ist. Sie, die jeden Samstag mit einem Transparent an der Straßenecke zwischen Gewerkschaftshaus und Eisenwarengeschäft gestanden hat. In dieser Nacht verläßt er sein möbliertes Zimmer, das er schon verabscheut, und streunt ruhelos durch die dunkle Stadt. Er versucht sich einzureden, daß ihn keine Schuld trifft, ihn nicht und auch sonst niemand. Dennoch weiß er es. Mutshatsha, denkt er. Dorthin wolltest du reisen, dort war dein Traum. Aber du bist nie aufgebrochen, und nun bist du tot.

Ich lag einmal hinter einem eingestürzten Brennofen in der alten Ziegelei und erkannte, daß ich ich war und kein anderer. Aber dann? Jetzt? Er fragt sich, wie er es vier Jahre an der fremden Schule aushalten soll. In seinem Innern tobt ein ewiger Kampf zwischen Zukunftsglauben und Resignation, aber er versucht, sich Mut zu machen. Man muß leben, als würde man ständig neue Expeditionen vorbereiten, denkt er. Entweder man

lebt so, oder aber man wird wie mein Vater.

Plötzlich beschließt er, eines Tages nach Mutshatsha zu fahren. Irgendwann wird er die Reise antreten, die Janine niemals gemacht hat. Der Beschluß ist ihm sofort heilig. Der denkbar brüchigste Sinn hat sich ihm nun doch noch offenbart. Der Traum eines anderen, den er sich zu eigen macht ...

Leise stapft er die Treppe zu seinem Zimmer hinauf und hat das Gefühl, ihm steige der Geruch aus der Wohnung der alten Westlund in die Nase: Äpfel, saure Drops. Auf dem Tisch erwarten ihn seine Schulbücher, aber in Gedanken ist er bei Janine.

Vielleicht heißt erwachsen werden, die eigene Einsamkeit erkennen, denkt er und bleibt noch lange sitzen.

Wieder ist ihm, als säße er auf dem gewaltigen Bogen der Brücke.

Über ihm die Sterne.

Unter ihm Janine ...

### III

## Das Auge des Leoparden

IN HANS OLOFSONS TRÄUMEN ist der Leopard auf der Jagd.

Das Revier ist eine entweichende Landschaft, der afrikanische Busch, der sich verändert, bis er zu den Höhlen seines Inneren wird. Ständig verschiebt sich die Perspektive. Mal ist er vor dem Leoparden, dann wieder hinter ihm, und gelegentlich nimmt er auch selbst das Wesen des Leoparden an. In seinem Traum herrscht ewige Dämmerung. Umgeben von hohem Elefantengras, steht er in einer weiten Ebene. Der Horizont erschreckt ihn. Die Landschaft des Leoparden ist eine Bedrohung, die stetig näher rückt und Nacht für Nacht in seinem rastlosen Bewußtsein erscheint.

Manchmal wacht er mit einem Ruck auf und glaubt zu verstehen: Er wird nicht von einem, sondern von zwei Leoparden verfolgt. In seiner inneren Landschaft wird der Leopard, der einsame Jäger, seinem Wesen untreu und verbündet sich mit einem zweiten Tier. Hans Olofson kann nie erkennen, welche Waffen er selber bei seinen nächtlichen Jagden benutzt. Legt er Fallen aus, oder trägt er einen Speer mit handgeschmiedeter Eisenspitze? Oder verfolgt er den Leoparden mit leeren Händen? Die Traumlandschaft ist eine endlose Ebene, in der am fernen Rand des Blickfelds vage ein Flußbett zu erkennen ist. Er steckt das hohe Elefantengras in Brand, um den Leoparden aus der Deckung zu locken. Ab und zu glaubt er für Sekundenbruchteile den Schatten des Leoparden zu erhaschen, ein Huschen vor der mondbeschiedenen Landschaft. Der Rest ist Stille und das Geräusch seiner eigenen Atemzüge, die durch den Traum hallen.

Der Leopard überbringt eine Nachricht, denkt er beim Aufwachen. Eine Nachricht, die ich noch nicht entziffern konnte.

In den Fieberphantasien eines Malariaanfalls erblickt er wieder das wachsame Auge des Leoparden.

Es ist Janine, denkt er verwirrt. Das ist ihr Auge, vom Grund des Flusses schaut sie zu mir hinauf, während ich über den Bogen der Brücke balanciere. Sie hat sich ein Leopardenfell um die Schultern gelegt, damit ich nicht merke, daß sie es ist.

Aber sie ist doch tot? Als ich aus Schweden fortging und meine alten Horizonte zurückließ, war sie schon sieben Jahre tot, und jetzt lebe ich seit fast achtzehn Jahren in Afrika.

Der Malariaanfall schleudert ihn aus seinem Dämmerzustand heraus, und als er erwacht, weiß er zunächst nicht, wo er ist, aber der Revolver an seiner Wange erinnert ihn wieder daran. Er lauscht in die Dunkelheit hinein.

Die Banditen haben mich umzingelt, denkt er verzweifelt. Luka hat sie hergeloct, die Telefonleitung gekappt, den Strom abgeschaltet. Sie warten in der Dunkelheit. Gleich werden sie kommen, um mir die Brust aufzureißen und mein pulsierendes Herz mitzunehmen.

Mit letzter Kraft schiebt er sich im Bett hoch, bis er mit dem Rücken am Kopfende des Betts lehnt. Warum höre ich nichts, denkt er. Diese Stille ...

Warum grunzen keine Flußpferde am Wasser? Wo ist dieser verdammte Luka? Er schreit in der Dunkelheit, bekommt aber keine Antwort. Mit beiden Händen hält er den Revolver.

Er wartet ...

AUF DEM KÜCHENFUSSBODEN liegt in einer Blutlache Werner Mastertons abgeschlagener Kopf.

In seinen Augen stecken Gabeln. Im Eßzimmer sitzt sein enthaupteter Körper am Tisch, die abgehackten Hände liegen vor ihm auf einem Teller, die weiße Tischdecke ist voller Blut.

Im Schlafzimmer entdeckt er Ruth Masterton mit durchgeschnittener Kehle, der Kopf ist fast vollständig vom Körper abgetrennt worden. Sie ist nackt, und ein Oberschenkelknochen ist von einem gewaltigen Axthieb gebrochen worden. Fliegen schwirren über ihrem Körper, und er denkt, daß das, was er sieht, nicht wirklich sein kann.

Ihm wird bewußt, daß er vor Angst weint, und als er aus dem Haus tritt, bricht er zusammen. Die wartenden Afrikaner weichen vor ihm zurück, und er befiehlt ihnen schreiend, das Haus nicht zu betreten. Robert ruft er zu, daß er die Nachbarn und die Polizei holen soll, und dann schießt er aus purer Verzweiflung mit seiner Schrotflinte in die Luft.

Am späten Nachmittag kehrt er apathisch heim. Noch ist er zu entkräftet für die rasende Wut, die ihn später erfassen wird. Im Laufe des langen Tages hat sich das Gerücht wie ein Lauffeuer in der weißen Kolonie verbreitet. Autos sind gekommen und wieder gefahren, und schon bald sind sich alle einig: Ruth und Werner Masterton sind keinen gewöhnlichen Banditen zum Opfer gefallen. Auch wenn ihr Auto und andere Wertsachen verschwunden sind, steckt hinter diesem besinnungslosen Doppelmord mehr; aufgetauter Haß, der sich entladen hat. Es ist ein rassistischer Mord, ein politischer Mord. Ruth und

Werner Mastertons Schicksal wurde durch selbsternannte schwarze Rächer besiegelt.

Bei einem Nachbarn der Mastertons trifft sich die weiße Kolonie zu einer improvisierten Versammlung, um über bessere Sicherheitsmaßnahmen zu diskutieren, aber Hans Olofson nimmt nicht teil. Er sagt, daß er nicht die Kraft dazu habe, und jemand schlägt vor, ihn abends zu besuchen, um zu berichten, was sie besprochen haben, aber er lehnt dankend ab. Er hat seine Hunde und seine Waffen, er wird sich in acht nehmen.

Als er nach Hause kommt, regnet es. Ein Wolkenbruch geht nieder, so daß er praktisch nichts sehen kann. Plötzlich glaubt er einen schwarzen Schatten zu beobachten, der hinter dem Haus verschwindet, als er auf den Hof einbiegt. Lange bleibt er im Auto sitzen, während die Scheibenwischer frenetisch arbeiten. Ich habe Angst, denkt er. Mehr als je zuvor in meinem Leben. Wer immer Ruth und Werner ermordet hat, er hat sein Messer auch in mich gestoßen. Er entsichert das Gewehr, läuft durch den Regen, schließt die Tür auf und schlägt sie hinter sich zu.

Der Regen trommelt auf die Dachpfannen herab, und der Schäferhund, den er zu seinem vierzigsten Geburtstag bekommen hat, hockt merkwürdig still auf dem Küchenfußboden. Sofort regt sich in ihm der Verdacht, daß jemand in seiner Abwesenheit im Haus war. Etwas im Verhalten des Schäferhunds beunruhigt ihn. Normalerweise läuft ihm der Hund freudig entgegen, jetzt ist er unerklärlich still.

Er betrachtet den Hund, den er von Ruth und Werner Masterton bekommen hat, und erkennt, daß die Wirklichkeit sich allmählich in einen Alptraum verwandelt.

Er hockt sich vor den Hund und kraut ihn hinter den Ohren. »Was hast du denn«, flüstert er. »Sag mir, was los ist, zeig mir, wenn hier etwas passiert ist.«

Mit entschlossener Waffe geht er durch sein Haus, leise gefolgt von seinem Hund. Obwohl er keine Anzeichen dafür findet, nichts verschwunden ist oder sich verändert hat, kann er das Gefühl nicht abschütteln, daß jemand in seinem Haus war.

Er läßt den Hund zu den anderen Schäferhunden hinaus.

»Haltet Wache«, sagt er.

Die Nacht verbringt er auf einem Stuhl. Seine Waffen liegen neben ihm. Er denkt, daß es einen grenzenlosen Haß auf die Weißen gibt, der ihm erst jetzt wirklich bewußt geworden ist. Nichts spricht dagegen, daß auch er von diesem Haß umgeben ist. Der Preis, den er für sein komfortables Leben in Afrika zahlt, besteht darin, daß er nun mit seinen Waffen Wache hält.

Im Morgengrauen schläft er auf seinem Stuhl ein, kehrt im Traum in seine Vergangenheit zurück und sieht sich mühsam durch meterhohen Schnee stapfen, ein vermummtes Bündel in Schneeschuhen, die immer zu groß sind. Janines Gesicht und Céléstine in ihrer Vitrine tauchen auf.

Er schreckt aus dem Schlaf und begreift, daß ein Klopfen an der Küchentür ihn geweckt hat. Er entschert sein Gewehr und öffnet die Tür. Luka steht vor ihm. Jäh packt ihn die Wut, und er richtet die Waffe auf Luka, preßt den kalten Lauf gegen seinen Brustkorb. »Die beste Erklärung, die du mir je gegeben hast«, brüllt er, »die will ich jetzt hören. Und zwar auf der Stelle. Sonst kommst du nie wieder in mein Haus.«

Sein Wutanfall und das entscherte Gewehr scheinen den würdevollen schwarzen Mann vor ihm nicht zu beeindrucken. »Eine weiße Schlange warf sich an meine Brust«, sagt er. »Wie eine lodernde Flamme bohrte sie sich durch meinen Körper. Um nicht zu sterben, mußte ich einen *kashinakashi* aufsuchen. Er wohnt weit weg, er ist schwer zu finden. Einen Tag und eine

Nacht ging ich, ohne Rast zu machen. Er empfing mich und befreite mich von der weißen Schlange. Dann bin ich sofort zurückgekommen, *bwana*.«

»Du lügst, du dreckiger Neger«, erwidert Hans Olofson. »Eine weiße Schlange? Es gibt keine weißen Schlangen, es gibt keine Schlangen, die sich in den Brustkorb eines Menschen bohren. Dein Aberglaube interessiert mich nicht, ich will die Wahrheit wissen.«

»Was ich sage, ist die Wahrheit, *bwana*«, antwortet Luka. »Eine weiße Schlange schob sich durch meine Brust.«

Außer sich vor Wut versetzt Hans Olofson ihm einen Hieb mit dem Gewehrlauf. Blut läuft aus einem Riß in Lukas Wange, aber trotzdem gelingt es Hans Olofson nicht, seine stoische Ruhe zu erschüttern.

»Wir haben 1987«, sagt Hans Olofson. »Du bist ein erwachsener Mann und hast dein ganzes Leben unter *wazungu* gelebt. Du weißt, daß der afrikanische Aberglaube ein Teil eurer Rückständigkeit ist, daß es uralte Vorstellungen sind, von denen ihr euch aus Schwäche nicht befreit. Selbst dabei müssen wir euch noch helfen. Gäbe es uns nicht, würdet ihr euch mit euren Einbildungen zu Grunde richten.«

»Unser Präsident ist ein gebildeter Mann, *bwana*«, sagt Luka.

»Mag sein«, sagt Hans Olofson. »Er hat jegliche Zauberei verboten. Ein Mediziner kann ins Gefängnis kommen.«

»Unser Präsident trägt immer ein weißes Taschentuch in der Hand, *bwana*«, fährt Luka ungerührt fort. »Er trägt es bei sich, um sich unverletzbar zu machen und gegen Zauberei zu schützen. Er weiß, daß er etwas, das es gibt, nicht durch Verbote verhindern kann.«

Er ist unnahbar, denkt Hans Olofson. Niemand muß ich so

fürchten wie ihn, denn er kennt all meine Gewohnheiten.

»Deine Brüder haben meine Freunde ermordet«, sagt er.

»Aber das weißt du wahrscheinlich schon?«

»Das wissen alle, *bwana*«, sagt Luka.

»Gute Menschen«, fügt Hans Olofson hinzu. »Fleißige Menschen, unschuldige Menschen.«

»Niemand ist unschuldig, *bwana*«, sagt Luka. »Es ist traurig, aber manchmal müssen auch traurige Dinge geschehen.«

»Wer hat sie getötet?« fragt Hans Olofson. »Wenn du etwas weißt, dann sag es mir.«

»Niemand weiß etwas, *bwana*«, antwortet Luka ruhig.

»Ich glaube, daß du lügst«, sagt Hans Olofson. »Du weißt doch sonst immer, was vorgeht, manchmal schon, bevor es passiert. Aber jetzt willst du plötzlich nichts wissen. Oder hat vielleicht eine weiße Schlange sie getötet und enthauptet?«

»Vielleicht, *bwana*«, antwortet Luka.

»Du arbeitest jetzt fast zwanzig Jahre für mich«, sagt Hans Olofson. »Ich habe dich immer gut behandelt, dich anständig bezahlt, dir Kleider geschenkt, ein Radio, alles, worum du gebeten hast und auch noch manches, worum du nicht gebeten hast. Trotzdem traue ich dir nicht. Was hindert dich daran, mir eines Morgens ein *panga* in den Schädel zu stoßen, statt mir den Kaffee zu bringen? Ihr schneidet euren Wohltätern die Kehle durch, ihr redet von weißen Schlangen und ihr wendet euch an Zauberer. Was würde denn passieren, wenn alle Weißen das Land verließen? Was würdet ihr essen?«

»Das würden wir dann entscheiden, *bwana*«, antwortet Luka.

Hans Olofson senkt das Gewehr.

»Noch einmal«, sagt er. »Wer hat Ruth und Werner

Masterton getötet?«

»Das weiß der, der es war, *bwana*«, erwidert Luka.

»Sonst niemand.«

»Aber du hast einen Verdacht«, beharrt Hans Olofson.

»Was geht in deinem Kopf vor?«

»Es sind unruhige Zeiten, *bwana*«, antwortet Luka. »Die Menschen haben nichts zu essen. Unsere Lieferwagen werden überfallen. Kurz bevor ihre Kräfte endgültig schwinden, sind hungrige Menschen gefährlich. Sie sehen, wo es etwas zu essen gibt, sie hören von den Mahlzeiten der Weißen, sie haben Hunger.«

»Aber warum gerade Ruth und Werner?« fragt Hans Olofson.  
»Warum gerade sie?«

»So etwas fängt immer irgendwo an, *bwana*«, sagt Luka.

»In irgendeine Richtung muß man immer gehen.«

Da hat er recht, denkt Hans Olofson. In der Dunkelheit wird ein blutiger Beschluß gefaßt, ein Finger zeigt willkürlich in eine Richtung, in der zufällig Ruth und Werner Mastertons Haus liegt. Beim nächstenmal wird der Finger dann vielleicht auf mich gerichtet.

»Eins sollst du wissen«, sagt er zu Luka. »Ich habe noch nie einen Menschen getötet, aber ich werde nicht zögern, auch nicht, wenn ich dich töten müßte.«

»Ich werde es nicht vergessen, *bwana*«, sagt Luka.

Langsam nähert sich ein Auto auf dem schlammigen und ausgefahrenen Weg, der von den Hühnerställen zum Haus führt. Hans Olofson erkennt Peter Motombwanes verrosteten Peugeot.

»Kaffee und Tee«, sagt er zu Luka. »Peter Motombwane trinkt

keinen Kaffee.«

Sie setzen sich auf die Terrasse.

»Du hast mich bestimmt schon erwartet«, meint Peter Motombwane, während er in seiner Teetasse rührt.

»Nicht wirklich«, antwortet Hans Olofson. »Im Moment erwarte ich alles und nichts.«

»Du vergißt, daß ich Journalist bin«, sagt Peter Motombwane. »Du vergißt, daß du eine wichtige Person bist. Du hast als erster gesehen, was geschehen ist.«

Hans Olofson bricht auf einmal in Tränen aus. Trauer und Angst brechen mit Macht aus ihm hervor. Peter Motombwane wartet mit gesenktem Kopf, den Blick auf den rissigen Steinboden der Terrasse gerichtet.

»Ich bin müde«, sagt Hans Olofson, nachdem er sich wieder beruhigt hat. »Ich sehe die Leichen meiner Freunde vor mir, der ersten Menschen, denen ich begegnet bin, als ich damals nach Afrika kam. Ich sehe ihre entstellten Körper, eine vollkommen unbegreifliche Gewalt.«

»Vielleicht ist sie doch nicht so unbegreiflich«, erwidert Peter Motombwane langsam.

»Du sollst deine Details haben«, sagt Hans Olofson.

»Du sollst so viel Blut bekommen, wie deine Leser ertragen können. Aber zuerst wirst du mir erklären, was geschehen ist.«

Peter Motombwane breitet die Hände aus. »Ich bin kein Polizist«, sagt er.

»Du bist Afrikaner«, entgegnet Hans Olofson. »Außerdem bist du klug, gebildet und bestimmt nicht abergläubisch. Du bist Journalist. Wenn jemand die nötigen Voraussetzungen mitbringt, es mir zu erklären, dann du.«

»Vieles von dem, was du sagst, ist wahr«, antwortet Peter Motombwane. »Aber wenn du glaubst, daß ich nicht abergläubisch bin, dann irrst du dich. Das bin ich sehr wohl. Meine Vernunft wendet sich davon ab, aber in meinen Gefühlen ist der Aberglaube für alle Zeit verankert. Man kann in ein fremdes Land ziehen, wie du es getan hast, man kann sein Auskommen suchen, sein Leben gestalten. Aber von seinen Wurzeln kann man sich niemals völlig lösen. Irgend etwas wird immer mehr sein als eine bloße Erinnerung und wird dir ins Gedächtnis rufen, wer du wirklich bist. Ich bete keine Götter an, die aus Holz geschnitzt wurden, ich gehe zu Ärzten in weißen Kitteln, wenn ich krank werde. Aber auch ich lausche den Stimmen meiner Ahnen und wickle zu meinem Schutz schwarze Bänder um mein Handgelenk, ehe ich mich in ein Flugzeug setze.«

»Warum Werner und Ruth?« sagt Hans Olofson. »Warum dieses besinnungslose Blutbad?«

»Deine Gedanken gehen in die falsche Richtung«, antwortet Peter Motombwane. »Sie gehen in die falsche Richtung, weil du von falschen Voraussetzungen ausgehst. Dein weißes Gehirn führt dich in die Irre. Wenn du verstehen willst, mußt du wie ein Schwarzer denken. Und das wird dir ebensowenig gelingen, wie es mir gelingen wird, einen weißen Gedanken zu formulieren. Du fragst, warum gerade Werner und Ruth Masterton getötet wurden? Du könntest genauso gut fragen, warum nicht? Du sprichst von einem besinnungslosen Doppelmord, aber ich bin nicht sicher, daß es so war. Abgeschlagene Köpfe hindern Menschen daran, zu Wiedergängern zu werden, abgeschlagene Hände verhindern, daß Menschen sich rächen. Sie wurden zweifellos von Afrikanern getötet, aber es geschah keineswegs so ungezügelt,

wie du es dir vorstellst.«

»Dann glaubst du, daß es ein ganz gewöhnlicher Raubmord war?« fragt Hans Olofson.

Peter Motombwane schüttelt den Kopf. »Wären sie vor einem Jahr ermordet worden, hätte ich das geglaubt«, antwortet er. »Aber nicht jetzt, nicht bei der Unruhe im Land, die täglich größer wird. Diese Unruhe ist ein Nährboden für politischen Widerstand. Ich glaube, daß Ruth und Werner Masterton Mördern zum Opfer gefallen sind, die ihre *panga* in Wirklichkeit gerne in die Köpfe der schwarzen Führer des Landes rammen würden. Es gibt eben auch schwarze *wazungu*. Du irrst dich, wenn du denkst, daß das Wort *weißer Mann* bedeutet. Tatsächlich bedeutet es *reicher Mann*. Weil es selbstverständlich war, mit den Weißen Reichtum zu verbinden, ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes verlorengegangen. Ich glaube, daß es heute wichtig ist, sich die eigentliche Bedeutung des Wortes wieder bewußt zu machen.«

»Erklär es mir«, sagt Hans Olofson. »Zeichne mir eine politische Wetterkarte, ein mögliches Bild davon, was sich abgespielt haben könnte.«

»Als erstes mußt du begreifen, daß es gefährlich ist, was ich hier tue«, erwidert Peter Motombwane. »Die Politiker in unserem Land sind skrupellos. Sie wahren ihre Macht, indem sie ihre Meute unablässig von der Leine lassen. Es gibt ein einziges effektives staatliches Organ in diesem Land, das gut organisiert und ständig aktiv ist, und das ist die Geheimpolizei des Präsidenten. Die Opposition wird von einem feinmaschigen Netz aus Spitzeln überwacht, in jedem Dorf, in jeder Firma gibt es jemanden, der mit dieser Geheimpolizei in Verbindung steht. Auch auf deiner Farm gibt es mindestens einen Mann, der einmal in der Woche einem unbekanntem Vorgesetzten Bericht

erstattet. Deshalb ist es gefährlich, was ich sage. Ohne daß du es weißt, könnte zum Beispiel Luka der Mann sein, der von deiner Farm berichtet. Es soll von vornherein verhindert werden, daß eine Opposition entsteht. Die Politiker, die im Moment an der Macht sind, bewachen unser Land wie eine Beute. In Afrika kann es leicht passieren, daß man spurlos verschwindet. Journalisten, die zu kritisch berichtet und Warnungen in den Wind geschlagen haben, verschwinden. Zeitungsredakteure werden aufgrund ihrer unverbrüchlichen Treue zu Partei und Politik ernannt, was zur Folge hat, daß über die verschwundenen Journalisten nichts in den Zeitungen steht. Man kann es nicht deutlich genug sagen. Es gibt einen verborgenen Strom von Ereignissen in diesem Land, und davon erfahren die Menschen nie etwas. Gerüchte verbreiten sich, belegen läßt sich jedoch nichts. Menschen kommen angeblich durch Selbstmord ums Leben. Massakrierte Leichen auf Eisenbahnschienen, mit Schnaps übergossen, werden zu betrunkenen Unfallopfern erklärt. Angebliche Diebe, die bei ebenso angeblichen Fluchtversuchen erschossen werden, sind unter Umständen Personen, die versucht haben, in den staatlich kontrollierten Gewerkschaften aktiv zu werden. Es gibt zahllose Beispiele. Dennoch herrscht immer Unruhe. Im verborgenen wird unzufrieden getuschelt. Die Menschen machen sich so ihre Gedanken über das Maismehl, das es auf einmal nirgendwo mehr gibt, obwohl über Jahre hinweg eine Rekordernte nach der andern eingefahren worden ist. Es kursiert das Gerücht, daß Lastwagen aus dem Fuhrpark der staatlichen Behörden nachts Maismehl über die Grenzen schmuggeln. Warum gibt es in den Krankenhäusern weder Impfstoffe noch Medikamente, obwohl sie dem Land für Millionen Dollar jedes Jahr gespendet werden? Jemand ist in Zaire gewesen und hat in einer Apotheke ein Medikament kaufen können, dessen Verpackung mit der

Aufschrift *Donation to Zambia* versehen war. Die Gerüchte ziehen immer größere Kreise, der Unmut wächst, aber alle fürchten die Spitzel. Die Opposition und die Proteste müssen Umwege nehmen. Vielleicht haben ein paar verzweifelte Menschen angesichts ihrer hungernden Kinder und des Wissens um den Verrat der Politiker sich gedacht, daß die einzige Möglichkeit, den Mächtigen etwas anzuhaben, darin besteht, einen solchen Umweg zu nehmen? Weiße zu ermorden, um Instabilität und Verunsicherung auszulösen. Weiße hinzurichten, um die schwarzen Machthaber zu warnen. So könnte es sich abgespielt haben.

Denn es wird etwas geschehen in diesem Land, und zwar bald. Seit über zwanzig Jahren sind wir nun unabhängig, aber für die Menschen hat sich im Grunde nichts verbessert. Nur eine kleine Minderheit, die von den Weißen die Macht übernahm, hat immense Reichtümer angehäuft. Vielleicht ist jetzt eine Schmerzgrenze erreicht? Vielleicht kündigt sich nun ein bislang aufgeschobener Aufstand an? Ich weiß es nicht genau, denn wir Afrikaner folgen oft Impulsen, die wie aus dem Nichts auftauchen. Unsere Reaktionsmuster sind häufig spontan, fehlende Organisation ersetzen wir durch die Wucht unserer Wut. Wenn es so zu dieser Tat gekommen ist, werden wir nie erfahren, wer Ruth und Werner Masterton ermordet hat. Viele werden die Namen der Mörder kennen, aber man wird sie beschützen. Sie werden von abergläubischem Respekt und von Furcht umgeben sein, als wären unsere Ahnen in ihrer Gestalt zurückgekehrt. Die Krieger der Vergangenheit kehren wieder. Vielleicht holt die Polizei ein paar kleine Diebe aus der Versenkung, behauptet, sie seien die Mörder, erschießt sie bei einem angeblichen Fluchtversuch und arrangiert gefälschte Vernehmungsprotokolle und Geständnisse. Früher oder später

werden wir jedenfalls erfahren, ob sich meine Vermutungen bewahrheiten oder nicht.«

»Und wann?« fragt Hans Olofson.

»Wenn die nächste weiße Familie ermordet wird«, antwortet Peter Motombwane leise. Luka überquert die Terrasse, und ihre Blicke folgen ihm, bis er mit Fleischresten zu den Schäferhunden verschwunden ist.

»Ein Spitzel auf meiner Farm«, sagt Hans Olofson. »Da frage ich mich natürlich sofort, wer das sein könnte.«

»Nehmen wir an, du fändest es tatsächlich heraus«, sagt Peter Motombwane. »Was würde das schon ändern? Man wird sofort einen neuen anwerben. Niemand kann sich verweigern, außerdem wird man bezahlt. Am Ende wirst du deinen eigenen Schatten jagen. An deiner Stelle würde ich etwas ganz anderes machen.«

»Und das wäre?« fragt Hans Olofson.

»Du mußt den Mann im Auge behalten, der in Wirklichkeit die Arbeit auf deiner Farm leitet. Es gibt so vieles, was du nicht weißt. Du bist fast zwanzig Jahre hier, aber was wirklich um dich herum vorgeht, bekommst du nicht mit. Du kannst nochmal zwanzig Jahre hier leben, ohne daß sich daran etwas ändert. Du glaubst, daß du Macht und Verantwortung verteilt hast, als du deine Vorarbeiter ernanntest. Aber du weißt nicht, daß du einen Zauberer auf deiner Farm hast, der in Wirklichkeit die Fäden in der Hand hält. Es ist ein unscheinbarer Mann, der den Einfluß, über den er verfügt, nie offen zeigen würde. Du siehst in ihm einen unter vielen Arbeitern, die schon lange auf deiner Farm arbeiten, jemanden, der dir noch nie Probleme bereitet hat. Aber die anderen Arbeiter fürchten ihn.«

»Wer ist es?« fragt Hans Olofson.

»Einer der Arbeiter, die Eier einsammeln«, antwortet Peter Motombwane. »Eisenhower Mudenda.«

»Das kann ich nicht glauben«, sagt Hans Olofson.

»Eisenhower Mudenda kam kurz nach Judith Fillingtons Abreise zu mir. Es ist, wie du sagst, er hat mir nie Probleme gemacht. Niemals hat er gefehlt, weil er betrunken war, sich niemals gegen Überstunden gesträubt. Wenn ich ihm begegne, verneigt er sich fast bis zur Erde. Gelegentlich fand ich seine Unterwürfigkeit sogar ein wenig irritierend.«

»Woher ist er gekommen?« fragt Peter Motombwane.

»Daran erinnere ich mich nicht«, antwortet Hans Olofson.

»Im Grunde weißt du nichts über ihn«, sagt Peter Motombwane. »Aber was ich sage, ist wahr. An deiner Stelle würde ich ihn im Auge behalten und ihm vor allem zeigen, daß du trotz des Mordes an Ruth und Werner Masterton keine Angst hast. Aber er darf niemals erfahren, daß du sein Geheimnis kennst.«

»Wir beide kennen uns nun schon so lange«, sagt Hans Olofson. »Aber erst jetzt erzählst du mir etwas, was du doch sicher schon seit vielen Jahren weißt.«

»Erst jetzt ist es wichtig geworden«, antwortet Peter Motombwane. »Außerdem bin ich ein vorsichtiger Mann. Ich bin Afrikaner. Ich weiß, was passieren kann, wenn ich allzu unvorsichtig mit meinen Erkenntnissen umgehe und vergesse, daß ich Afrikaner bin.«

»Wenn Eisenhower Mudenda davon erführe, was du mir sagst«, fragt Hans Olofson. »Was würde dann passieren?«

»Ich würde wahrscheinlich sterben«, antwortet Peter Motombwane. »Ich würde vergiftet werden, ein Zauber würde mich treffen.«

»Es gibt keine Zauberei«, widerspricht Hans Olofson.

»Ich bin Afrikaner«, erwidert Peter Motombwane.

Wieder unterbrechen sie ihr Gespräch, als Luka vorbeigeht.

»Auch wenn man schweigt, spricht man mit Luka«, meint Peter Motombwane. »Er ist jetzt zweimal vorbeigegangen, und beide Male haben wir geschwiegen. Also weiß er, daß wir über etwas sprechen, was er nicht hören soll.«

»Hast du Angst?« fragt Hans Olofson.

»Im Moment ist es vernünftig, Angst zu haben«, antwortet Peter Motombwane.

»Irgendwie geht es weiter«, sagt Hans Olofson. »Enge Freunde von mir sind abgeschlachtet worden. Beim nächstenmal zeigt ein Finger in der Dunkelheit unter Umständen auf mein Haus. Du bist Afrikaner, du bist radikal. Auch wenn ich mir nicht vorstellen kann, daß du Menschen köpfst, bist du ein Teil der Opposition, die es trotz allem in diesem Land gibt. Was erhoffst du dir?«

»Du irrst dich wieder«, sagt Peter Motombwane. »Erneut ziehst du eine falsche Schlußfolgerung, eine weiße Schlußfolgerung. In einer bestimmten Situation würde ich sehr wohl ein *panga* heben und auf den Kopf eines weißen Mannes herabsausen lassen.«

»Auch auf meinen Kopf?«

»Das ginge eventuell zu weit«, antwortet Peter Motombwane langsam. »Ich denke, ich würde einen guten Freund bitten, dir den Kopf abzuhacken, statt es selber zu tun.«

»Das gibt es nur in Afrika«, sagt Hans Olofson. »Zwei Freunde trinken Tee und Kaffee zusammen und diskutieren die Möglichkeit, daß der eine den anderen unter bestimmten Umständen enthaupten könnte.«

»Die Welt ist nun einmal so«, sagt Peter Motombwane.

»Die Gegensätze sind heute größer als je zuvor. Die neuen Imperialisten sind die internationalen Waffenhändler, die von einem Krieg zum nächsten fliegen und ihre Waffen feilbieten. Der Grad der Kolonisation der armen Völker durch die großen Mächte ist heute nicht geringer als früher. Milliarden sogenannter Entwicklungshilfe fließen aus den reichen Ländern, aber für jedes Pfund, das kommt, fließen zwei Pfund zurück. Wir leben inmitten einer Katastrophe, einer Welt, die mit tausend Grad heißen Flammen brennt. Noch kann in unserer Zeit so etwas wie Freundschaft entstehen. Aber oft erkennen wir nicht, daß der Grund, auf dem wir gemeinsam stehen, bereits unterhöhlt ist. Wir sind Freunde, halten aber beide ein *panga* hinter unserem Rücken versteckt.«

»Geh noch einen Schritt weiter«, sagt Hans Olofson.

»Du hoffst auf etwas, du träumst von etwas. Wenn ich dich richtig verstehe, ist dein Traum vielleicht mein Alptraum?«

Peter Motombwane nickt. »Du bist mein Freund«, sagt er, »jedenfalls im Moment. Aber natürlich wünsche ich mir gleichzeitig, daß alle Weißen das Land verlassen. Ich bin kein Rassist, ich rede hier nicht von der Hautfarbe. Angesichts des Leidens meines Volks halte ich Gewalt für unverzichtbar. Afrikanische Revolutionen sind fast immer schreckliche Blutbäder, der politische Kampf wird stets von unserer Vergangenheit und unseren Traditionen überschattet. Falls unsere Verzweiflung groß genug ist, können wir uns vielleicht gegen einen gemeinsamen Feind verbünden. Doch anschließend werden wir die Waffen gegen unsere Brüder erheben, wenn sie nicht demselben Stamm angehören. Afrika ist ein verletztes schwarzes Tier, in unseren Körpern stecken Speere, die von unseren eigenen Brüdern geworfen wurden. Dennoch muß ich

an die Zukunft glauben, an eine andere Zeit und ein Afrika, das nicht von Tyrannen beherrscht wird, die letztlich nur die europäischen Gewaltherrscher imitieren, die es zu allen Zeiten gegeben hat. Meine Sorge und mein Traum sind eins mit der Unruhe, die du im Moment spürst. Du mußt begreifen, daß diese Unruhe letzten Endes der Ausdruck eines Traums ist. Aber wie erweckt man einen Traum zu neuem Leben, wenn er den Menschen von der Geheimpolizei gründlich ausgetrieben worden ist? Von Führern, die Vermögen anhäufen, indem sie die Impfstoffe stehlen, die unsere Kinder vor den einfachsten Infekten schützen sollen?»

»Gib mir einen Rat«, sagt Hans Olofson. »Es ist nicht gesagt, daß ich ihn befolge, aber ich möchte trotzdem hören, was du mir zu sagen hast.«

Peter Motombwane schaut in den Garten hinaus. »Geh fort«, sagt er. »Geh fort, bevor es zu spät ist. Vielleicht irre ich mich, und es vergehen noch viele Jahre, bis für die *wazungu* verschiedener Hautfarbe auf diesem Kontinent die Sonne untergeht, aber falls du dann noch hier sein solltest, wird es zu spät sein.«

Hans Olofson begleitet ihn zu seinem Wagen. »Die blutigen Details«, sagt er.

»Die habe ich schon erhalten«, antwortet Peter Motombwane. »Ich kann sie mir lebhaft vorstellen.«

»Komm wieder«, sagt Hans Olofson.

»Wenn ich nicht mehr wiederkäme, würden die Menschen auf deiner Farm sich Gedanken darüber machen«, antwortet Peter Motombwane. »Und ich will nicht, daß sich die Menschen unnötig den Kopf zerbrechen. Vor allem nicht in einer so unruhigen Zeit.«

»Was wird geschehen?« fragt Hans Olofson hastig.

»In einer brennenden Welt kann alles geschehen«, antwortet Peter Motombwane.

Der Wagen fährt mit stotterndem Motor und ausgeleierten Stoßdämpfern davon. Als Hans Olofson sich umdreht, sieht er Luka auf der Terrasse stehen und regungslos dem verschwindenden Auto nachschauen.

Zwei Tage später begleitet Hans Olofson Ruth und Werner Mastertons Särge zu ihrem Grab neben dem des jungen Iren, der viele Jahre zuvor gestorben war. Alle Sargträger sind Weiße, und blasse und verbissene Gesichter betrachten die Särge, die in die rote Erde hinabgesenkt werden. Etwas abseits stehen die schwarzen Arbeiter. Hans Olofson erblickt Robert, regungslos, allein, ein ausdrucksloses Gesicht. Die Stimmung ist angespannt, die Weißen, die gekommen sind, um Abschied von Ruth und Werner Masterton zu nehmen, sind vereint in ihrer Wut. Viele von ihnen tragen offene Waffen, und Hans Olofson denkt, daß er sich in einem Trauerzug befindet, aus dem jeden Moment eine gutgerüstete Armee werden könnte.

In der Nacht nach der Beerdigung brennt das Haus der Mastertons nieder. Am nächsten Morgen stehen nur noch die rauchenden Grundmauern. Der einzige, auf den sie sich stets verlassen haben, ihr Fahrer Robert, ist plötzlich verschwunden. Geblieben sind nur die Arbeiter, die auf etwas warten, von dem niemand weiß, was es sein wird.

Hans Olofson errichtet Barrikaden in seinem Haus. Jede Nacht schläft er woanders, die Türen versperrt er mit Tischen und Schränken. Tagsüber geht er wie gewohnt seiner Arbeit nach. Verstoßen beobachtet er Eisenhower Mudenda, erwidert seinen stets gleichbleibend demütigen Gruß.

Eine weitere Eierlieferung wird von Menschen geplündert, die eine Barrikade auf der Straße nach Ndola errichtet haben. In Lusaka und Livingstone werden indische Geschäfte gestürmt und niedergebrannt.

Nach Einbruch der Dunkelheit kommt keiner der Nachbarn mehr zu Besuch, es tanzen keine Autoscheinwerfer mehr durch die Dunkelheit. Die Wolkenbrüche gehen auf die isolierten Häuser nieder, und alle warten darauf, daß wieder ein Finger aus der Dunkelheit in eine bestimmte Richtung zeigt. Heftige Gewitter ziehen über Kalulushi auf. Hans Olofson liegt wach, die Waffen neben sich im Bett.

Eines Morgens, kurz nach Ruth und Werners Beerdigung, als Hans Olofson die Küchentür öffnet, um Luka nach einer weiteren schlaflosen Nacht ins Haus zu lassen, sieht er Lukas Gesicht sofort an, daß etwas passiert ist. Sein unergründliches und würdevolles Gesicht ist verändert. Zum erstenmal sieht Hans Olofson, daß selbst Luka Angst haben kann.

»*Bwana*«, sagt er. »Es ist etwas passiert.«

»Was«, ruft Hans Olofson, und seine Angst steigert sich.

Noch ehe Luka antworten kann, entdeckt er es selbst. Etwas ist an den Stamm des Mangrovenbaums gebunden worden, der ihm in der Auffahrt zum Haus direkt gegenübersteht, ein Baum, den Judith Fillington und ihr Mann vor vielen Jahren gepflanzt haben. Erst kann er nicht erkennen, was es ist, dann ahnt er es, weigert sich jedoch zu glauben, was er befürchtet. Den Revolver in der Hand, nähert er sich vorsichtig dem Baum.

Mit Stacheldraht ist ein Schäferhundkopf am Baumstamm festgezurrert worden. Es ist der Hund, den er von Ruth und Werner Masterton bekommen und Sture getauft hat. Der Hundekopf grinst ihn an, die Zunge ist herausgeschnitten

worden, die Augen stehen offen und sind starr.

Der Finger hat wieder in der Dunkelheit gezeigt, denkt Hans Olofson verzweifelt. Lukas' Angst, er muß wissen, was das zu bedeuten hat. Ich bin umzingelt von verrückten Wilden. Ich komme nicht an sie heran, verstehe ihre barbarischen Zeichen nicht.

Luka sitzt auf der Steintreppe zur Terrasse. Hans Olofson sieht, daß er vor Angst zittert. Auf seiner schwarzen Haut glänzt der Schweiß.

»Ich werde dich nicht fragen, wer das getan hat«, sagt Hans Olofson. »Ich kenne deine Antwort schon. Du wirst sagen, daß du es nicht weißt. Ich glaube auch nicht, daß du es warst, weil ich dir ansehe, daß du Angst hast, und ich denke nicht, daß deine eigenen Untaten dich zittern lassen würden. Zumindest würdest du dich mir gegenüber nicht verraten. Aber ich möchte, daß du mir erklärst, was das zu bedeuten hat. Warum enthauptet jemand meinen Hund und bindet den Kopf nachts an einen Baum? Warum schneidet man einem Hund die Zunge heraus, der bereits tot ist und nicht mehr bellen kann? Man will mir damit sicher etwas sagen. Oder reicht es, wenn ich Angst habe?«

Lukas Antwort kommt stockend, so als wäre jedes Wort eine Mine, die zu explodieren droht. »Der Hund war ein Geschenk von toten Menschen, *bwana*«, sagt er. »Jetzt ist auch der Hund tot. Nur sein Besitzer lebt noch. Einen Schäferhund halten sich die *wazungu*, um sich zu schützen, denn Afrikaner haben Angst vor Hunden. Aber wer einen Hund tötet, zeigt dadurch, daß er keine Angst hat. Tote Hunde schützen keine *wazungu* mehr. Die herausgeschnittene Zunge hindert den toten Hund daran, anzuschlagen ...«

»Die Menschen, die mir den Hund geschenkt haben, sind tot«,

sagt Hans Olofson. »Das Geschenk ist enthauptet worden. Bleibt nur noch der Beschenkte. Das letzte Glied in der Kette lebt noch, ist aber wehrlos. Ist es das, was du mir sagen willst?«

»Leoparden jagen im Morgengrauen«, murmelt Luka.

Hans Olofson schaut ihm in die Augen, die weit aufgerissen sind, weil etwas in seinem Innern vorgeht.

»Das waren keine Leoparden«, erwidert Hans Olofson.

»Das waren Menschen wie du, Schwarze. Kein *mzungu* würde einen abgehackten Hundekopf an einen Baum binden.«

»Die Leoparden jagen«, murmelt Luka wieder, und seine Angst ist nicht gespielt.

»Leoparden«, sagt Hans Olofson leise. »Menschen, die sich in Leoparden verwandelt haben? Sich in ihre Felle kleiden? Um unverletzbar zu werden? Waren es etwa Menschen in Leopardenfellen, die Ruth und Werner Masterton nachts heimgesucht haben?«

Lukas Furcht steigert sich bei seinen Worten noch.

»Leoparden sehen, ohne gesehen zu werden«, fährt Hans Olofson fort. »Können sie auch weit entfernte Geräusche hören? Den Menschen von den Lippen ablesen? Aber durch Steinwände können sie weder sehen noch hören.«

Er steht auf, und Luka folgt ihm. So nahe sind wir uns noch nie gewesen, denkt Hans Olofson. Jetzt vereint uns die Angst. Auch Luka fühlt sich bedroht. Weil er für einen Weißen arbeitet, sein Vertrauen und zahlreiche Vergünstigungen genießt? Sieht man in einem Schwarzen, der bei einem *mzungu* arbeitet, eine Art Verräter?

Luka setzt sich auf die Stuhlkante eines Küchenstuhls.

»Worte wandern in der Dunkelheit, *bwana*«, sagt er. »Worte,

die schwer zu verstehen sind. Aber sie sind da und kehren immer wieder. Jemand spricht sie aus, ohne daß man weiß, wessen Stimme spricht.«

»Wovon sprechen diese Worte?« fragt Hans Olofson.

»Sie sprechen von ungewöhnlichen Leoparden«, antwortet Luka. »Leoparden, die in Rudeln jagen. Der Leopard ist ein Einzelgänger, auch allein schon gefährlich. Leoparden in Rudeln sind noch viel gefährlicher.«

»Leoparden sind Raubtiere«, sagt Hans Olofson. »Die Leoparden suchen nach Beute?«

»In den Worten ist von Menschen die Rede, die sich im Schutz der Dunkelheit versammeln«, sagt Luka. »Menschen, die zu Leoparden werden und alle *wazungu* aus dem Land jagen wollen.«

Hans Olofson erinnert sich an etwas, das Peter Motombwane gesagt hat. »*Wazungu*«, sagt er. »Reiche Männer. Aber es gibt Schwarze und Weiße, die reich sind.«

»Die Weißen sind reicher«, antwortet Luka.

Eine Frage muß er noch stellen, auch wenn er Lukas Antwort bereits kennt. »Bin ich ein reicher Mann?« fragt er.

»Ja, *bwana*«, antwortet Luka, »ein sehr reicher Mann.«

Trotzdem werde ich bleiben, denkt er flüchtig. Wenn ich eine Familie hätte, würde ich sie fortschicken. Aber ich bin allein, ich muß bleiben oder alles aufgeben.

Er zieht Handschuhe an und bindet den Hundekopf los. Luka begräbt ihn am Fluß.

»Wo ist der Körper?« fragt Hans Olofson.

Luka schüttelt den Kopf.

»Ich weiß es nicht, *bwana*«, sagt er. »An einem Ort, wo wir ihn

nicht sehen können.«

Nachts hält er von nun an Wache. Unruhig schläft er in einem Sessel hinter verbarrikadierten Türen. Entsicherte Waffen liegen auf seinem Schoß, Munition zum Nachladen ist an verschiedenen Stellen im Haus verteilt. Das Zimmer, in dem früher die Skelette lagerten, ist als seine letzte Bastion vorgesehen.

Tagsüber besucht er die umliegenden Farmen und verbreitet Lukas vage Geschichte von einem Leopardenrudel. Seine Nachbarn können das Bild vervollständigen, auch wenn von ihnen niemand eine Warnung erhalten hat.

Vor der Unabhängigkeit, in den fünfziger Jahren, gab es in Teilen des Copperbelt die sogenannte Bewegung der Leoparden. Eine Untergrundbewegung, die Politik und Religion verquickte und drohte, zu den Waffen zu greifen, falls die Föderation mit Rhodesien nicht aufgelöst und Sambia in die Unabhängigkeit entlassen würde. Allerdings weiß niemand von einem Fall zu berichten, in dem die Bewegung tatsächlich Gewalt ausgeübt hätte.

Hans Olofson erfährt von den Farmern, die lange im Lande gelebt haben, daß hier im Grunde nichts jemals vergeht. Es ist nicht ungewöhnlich, daß eine lange untergetauchte politische und religiöse Bewegung wieder aktiv wird, was die Glaubwürdigkeit von Lukas Worten noch erhöht.

Hans Olofson lehnt Freiwillige als Verstärkung in seinem Haus ab. Sobald es dämmert, verbarrikadiert er sich und ißt allein, nachdem er Luka nach Hause geschickt hat.

Er wartet darauf, daß etwas geschieht. Die Müdigkeit zermürbt ihn, die Angst frißt tiefe Löcher in seine Seele. Dennoch ist er fest entschlossen zu bleiben. Er denkt an Joyce

und ihre Töchter. Menschen, die jenseits aller Untergrundbewegungen leben und täglich aufs neue um ihr eigenes Überleben kämpfen müssen.

In den langen, einsamen Nächten trommeln heftige Regengüsse auf das Dach herab.

Eines Morgens steht ein Weißer vor seinem Haus, ein Mann, den er noch nie gesehen hat. Überrascht hört Hans Olofson, daß der Mann ihn auf schwedisch anspricht.

»Ich bin gut vorbereitet«, sagt der Fremde und lacht.

»Ich weiß, daß Sie Schwede sind. Sie heißen Hans Olofson.«

Der Mann stellt sich als Lars Håkansson vor und erklärt, er sei als Entwicklungshelfer im Auftrag von SIDA tätig, der staatlich-schwedischen Entwicklungshilfebehörde. Er soll den Aufbau eines Netzes von lokalen Sendern für Telekommunikation überwachen, das aus schwedischen Mitteln finanziert wird. Er ist nicht einfach nur vorbeigekommen, um einen Schweden zu besuchen, der zufällig in Kalulushi lebt, sondern weil es eine Anhöhe auf Hans Olofsons Land gibt, auf der ein solcher Sender errichtet werden könnte: ein Turm aus Stahl mit einer Parabolantenne an der Spitze, eine Umzäunung, ein befahrbarer Weg, alles in allem eine Fläche von vierhundert Quadratmetern.

»Sollten Sie sich bereit erklären, auf Ihr Land zu verzichten, erhalten Sie natürlich eine angemessene Entschädigung«, erläutert Lars Håkansson. »Es wird sich sicher arrangieren lassen, daß Sie Ihr Geld in einer harten Währung bekommen, Dollar, Pfund oder Mark.«

Hans Olofson sieht keinen Grund, das Angebot auszuschlagen. »Telekommunikation«, sagt er. »Telefon oder Fernsehen?«

»Beides«, antwortet Lars Håkansson. »Die Parabolantennen

senden und empfangen alle Arten von Funkwellen. Fernsehsignale werden von Fernsehsendern empfangen, Telefonimpulse zu einem Satelliten weitergeleitet, der über dem Äquator steht und die Signale anschließend an die Telefone in aller Welt sendet. Afrika wird integriert.«

Hans Olofson lädt den schwedischen Entwicklungshelfer zu einer Tasse Kaffee ein.

»Sie haben es schön hier«, sagt Lars Håkansson.

»Es gärt im Land«, erwidert Hans Olofson. »Ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich noch so schön ist, hier zu leben.«

»Ich bin jetzt zehn Jahre in Afrika im Einsatz«, sagt Lars Håkansson. »Ich habe Sender in Guinea-Bissau, Kenia und Tansania geplant. Überall gärt es, aber als Experte in der Entwicklungshilfe merkt man davon nicht viel. Man ist ein heiliger Mann, weil man Millionenbeträge aus den Khakimanschetten schüttelt. Die Politiker dienern, und Militär und Polizei grüßen stramm, wenn man kommt.«

»Militär und Polizei?« fragt Hans Olofson.

Lars Håkansson zuckt mit den Schultern und verzieht das Gesicht zu einer Grimasse. »Sender und Empfänger«, antwortet er. »Alle Arten von Mitteilungen können mit der neuen Technik übermittelt werden. Die Möglichkeiten von Polizei und Militär, das Geschehen in entlegenen Provinzen zu kontrollieren, werden dadurch auch verbessert. Bei einer Krisensituation können die Leute, die über die entsprechenden Schlüssel verfügen, einen aufmüpfigen Landesteil einfach abschalten. Laut Parlamentsbeschluß darf schwedische Entwicklungshilfe zwar nur für zivile Zwecke verwendet werden, aber wie soll man kontrollieren, wofür die Sender genutzt werden? Schwedische Politiker haben doch keine Ahnung, wie es in der Welt aussieht.

Schwedische Geschäftsleute wissen das um so besser. Deshalb werden Geschäftsleute auch nie Politiker.«

Lars Håkansson tritt selbstbewußt und gestenreich auf. Hans Olofson beneidet ihn um seine Sicherheit.

Hier sitze ich mit meinen Eiern, denkt er. Hühnerkot klebt unter meinen Fingernägeln.

Er betrachtet Lars Håkanssons saubere Hände, seine maßgeschneiderte Khakijacke. Er sieht in Lars Håkansson einen glücklichen Mann um die Fünfzig.

»Zwei Jahre werde ich bleiben«, sagt er. »Ich arbeite von Lusaka aus, wo ich in einem herrlichen Haus auf der Independence Avenue wohne. Es ist beruhigend, einen Wohnsitz zu haben, von dem aus man fast täglich den Präsidenten in seinem gutbewachten Konvoi vorbeifahren sehen kann. Ich vermute, daß man mich früher oder später in das State House einladen wird, damit ich dort das wunderbare schwedische Geschenk vorstellen kann. Heutzutage ist es vorteilhafter, ein Schwede in Afrika zu sein als ein Schwede in Schweden. Unsere großzügige Entwicklungshilfe öffnet einem Tür und Palasttor.«

Hans Olofson erzählt ausgewählte Kapitel aus seinem afrikanischen Leben.

»Zeigen Sie mir die Farm«, sagt Lars Håkansson. »Übrigens habe ich in der Zeitung von einem Raubmord auf einer Farm hier in der Gegend gelesen. War das in der Nähe?«

»Nein«, antwortet Hans Olofson. »Ziemlich weit weg.«

»Bauern werden gelegentlich sogar in Småland ermordet«, sagt Lars Håkansson. Sie steigen in seinen nagelneuen Land-Cruiser, machen eine Rundfahrt und besichtigen einen der Hühnerställe. Hans Olofson zeigt ihm die Schule.

»Wie ein Gutspatron in der guten alten Zeit«, sagt Lars Håkansson. »Schlafen Sie auch mit ihren Töchtern, bevor sie heiraten dürfen? Oder hat man jetzt, da ganz Afrika Aids hat, vielleicht damit aufgehört?«

»So etwas habe ich nie getan«, entgegnet Hans Olofson aufgebracht.

Vor Joyce Lufumas Haus stehen zwei der älteren Töchter und winken ihnen zu. Die eine ist sechzehn, die andere fünfzehn.

»Eine Familie, um die ich mich ganz besonders kümmere«, erklärt Hans Olofson. »Die beiden älteren Mädchen würde ich gerne in Lusaka eine Ausbildung machen lassen. Ich weiß nur noch nicht, wie ich das organisieren soll.«

»Wo liegt das Problem?« fragt Lars Håkansson.

»In allem«, antwortet Hans Olofson. »Sie sind hier auf einer abgelegenen Farm aufgewachsen, ihr Vater ist bei einem Unfall ums Leben gekommen. Weiter als bis Chingola oder Kitwe sind sie nie gereist. Wie sollen sie sich in einer Stadt wie Lusaka zurechtfinden? Ich weiß, daß sie dort keine Angehörigen haben, und als Mädchen sind sie ohne den Schutz der Familie gefährdet. Am besten wäre es, wenn ich die ganze Familie schicken könnte, die Mutter und ihre vier Kinder. Aber sie will nicht.«

»An welche Ausbildung haben Sie denn gedacht?« fragt Lars Håkansson. »Lehrerin oder Krankenpflegerin?«

Hans Olofson nickt. »Krankenpflege«, sagt er. »Sie würden ihre Arbeit bestimmt gut machen. Das Land braucht Krankenschwestern, und die beiden sind Feuer und Flamme.«

»Für einen Entwicklungshelfer ist nichts unmöglich«, sagt Lars Håkansson schnell. »Ich könnte das für Sie in die Hand nehmen. Zu meinem Haus in Lusaka gehören zwei Wohnungen

für Bedienstete, von denen nur eine genutzt wird. Die Mädchen könnten dort wohnen, ich würde mich um sie kümmern.«

»Das kann ich nicht annehmen«, sagt Hans Olofson.

»In der Welt der Entwicklungshilfe wird gerne vom *mutual benefit* geredet«, erwidert Lars Håkansson. »Sie stellen SIDA und den Sambiern gegen eine angemessene Entschädigung Ihre Anhöhe zur Verfügung. Ich überlasse zwei wißbegierigen Mädchen eine leerstehende Wohnung. Auch das trägt zur Entwicklung Sambias bei. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ich habe selber Töchter, die natürlich schon älter sind, aber ich erinnere mich gut an die Zeit, als sie im Alter der Mädchen waren. Ich gehöre noch zu einer Generation von Männern, die ihre Töchter behütet.«

»Ich würde natürlich für sie aufkommen«, sagt Hans Olofson.

»Das ist mir klar«, erwidert Lars Håkansson.

Wieder sieht Hans Olofson keinen Grund, Lars Håkanssons Angebot auszuschlagen, obwohl ihn etwas beunruhigt, ohne daß er sagen könnte, was es genau ist. In Afrika gibt es keine einfachen Lösungen, denkt er. Schwedische Effektivität ist hier fehl am Platz. Aber Lars Håkansson klingt überzeugend, und sein Angebot wäre ideal.

Sie kehren zum Ausgangspunkt der Rundfahrt zurück. Lars Håkansson hat es nun eilig, weil er noch zu einem weiteren möglichen Standort für einen Sender fahren will.

»Dort werde ich es nicht so leicht haben«, sagt er. »Dort muß ich mit einem ganzen Dorf und dem Stammesältesten verhandeln. Das kann dauern. Entwicklungshilfe wäre ein Kinderspiel, wenn man nicht mit den Afrikanern zu tun hätte.«

Eine gute Woche später will er nach Kalulushi zurückkehren. »Denken Sie über meinen Vorschlag nach«, sagt er. »Die

Mädchen sind mir herzlich willkommen.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar«, antwortet Hans Olofson.

»Ein absolut sinnloses Gefühl«, sagt Lars Håkansson.

»Solche praktischen Probleme zu lösen gibt mir das Gefühl, das Leben trotz allem irgendwie zu meistern. Vor langer Zeit kletterte ich mit Greifklauen an den Füßen Telefonmasten hoch. Ich reparierte Telefonleitungen und führte Stimmen zusammen. Damals floß sambisches Kupfer in die Fernmeldeindustrie der ganzen Welt. Dann studierte ich, wurde Ingenieur, ließ mich scheiden und reiste in die Welt hinaus. Aber egal, ob ich nun hier bin oder Masten hinaufklettere, ich löse immer praktische Probleme. So ist das Leben.«

Hans Olofson ist auf einmal froh, Lars Håkansson kennengelernt zu haben. Auch wenn er während seiner Jahre in Afrika immer wieder Schweden getroffen hat, meistens Techniker, Angestellte großer internationaler Unternehmen, sind diese Begegnungen doch immer flüchtig geblieben. Bei Lars Håkansson könnte das vielleicht anders sein.

»Wenn Sie im Copperbelt unterwegs sind, können Sie jederzeit hier übernachten«, sagt er. »Da ich allein lebe, habe ich viel Platz.«

»Ich werde es nicht vergessen«, sagt Lars Håkansson.

Sie geben sich die Hand, Lars Håkansson setzt sich in sein Auto, und Hans Olofson winkt ihm nach.

Er hat neue Kraft geschöpft. Auf einmal ist er bereit, gegen seine Angst anzukämpfen, sich ihr nicht länger zu unterwerfen. Er steigt in seinen Wagen und bricht zu einer umfassenden Inspektion der Farm auf. Kontrolliert die Zäune, die Futtermittelvorräte, die Qualität der Eier. Mit seinem Fahrer studiert er Landkarten und arbeitet alternative Routen aus, um zu

verhindern, daß weitere Transporte geplündert werden. Er sieht die Berichte der Vorarbeiter und die Listen über abwesende Arbeiter durch, ermahnt einige von ihnen und entläßt einen Nachtwächter, der wiederholt betrunken zum Dienst erschienen ist.

Das kann ich, denkt er. Zweihundert Menschen arbeiten auf meiner Farm, über tausend Menschen leben davon, daß es den Hühnern gutgeht und sie ihre Eier legen. Ich stelle mich meiner Verantwortung und Sorge dafür, daß alles funktioniert. Wenn ich mich von den sinnlosen Morden an Ruth und Werner Masterton und meinem Hund einschüchtern lasse und fortgehe, werden tausend Menschen in Unsicherheit, Armut, vielleicht sogar Hunger gestürzt.

Diese Männer, die sich als Leoparden verkleiden, wissen nicht, was sie tun. Im Namen der politischen Unzufriedenheit stoßen sie ihre eigenen Leute in den Abgrund.

Er schiebt die verschmierten Berichte der Vorarbeiter zur Seite, legt die Füße auf einen Stapel Eierkartons und denkt über einen spontanen Einfall nach.

Ich werde ein Gegenfeuer anlegen, denkt er. Selbst wenn sich nicht mehr alle Afrikaner vor Schäferhunden fürchten, haben sie doch großen Respekt und große Furcht vor Menschen, die Mut zeigen. Vielleicht ist es Werner Masterton zum Verhängnis geworden, daß er nicht mehr hart genug war. Vielleicht war er nur noch ein nachgiebiger alter Mann, der sich vor allem mit seinen Problemen beim Pinkeln beschäftigte.

Er hat einen rassistischen Gedanken. Afrikaner haben Instinkte wie Hyänen, überlegt er. In Schweden ist Hyäne ein Schimpfwort, ein Ausdruck für verabscheuungswürdige Schwäche, für einen Menschen, der wie ein Parasit lebt. Die Afrikaner dagegen finden die Jagdmethode der Hyänen ganz

normal. Eine Beute, die von anderen zurückgelassen wurde, ist etwas Begehrenswertes. Man stürzt sich auf ein verletztes und wehrloses Tier. Vielleicht hat sich Werner Masterton nach all den Jahren wie ein angeschossenes Tier verhalten. Die Schwarzen sahen es und schlugen zu. Ruth konnte ihnen keinen Widerstand leisten.

Er denkt an sein Gespräch mit Peter Motombwane zurück. Dann faßt er einen Entschluß und ruft einen der Kontoristen, die draußen warten, in sein Büro.

»Hol Eisenhower Mudenda her«, sagt er, »aber schnell.«

Der Mann bleibt unschlüssig stehen.

»Worauf wartest du noch?« schreit Hans Olofson.

»Eisenhower Mudenda! *Sanksako!* Du bekommst einen Tritt in den *mataku*, wenn er in fünf Minuten nicht hier ist.«

Wenige Minuten später steht Eisenhower Mudenda in dem dunklen Verschlag. Sein Atem geht schnell, und Hans Olofson versteht, daß der Mann gelaufen ist.

»Setz dich«, sagt er und zeigt auf einen Stuhl. »Aber wisch erst deine Kleider ab. Ich will keinen Hühnerdreck auf dem Stuhl haben.«

Eisenhower Mudenda klopft sich hastig ab und hockt sich auf die Stuhlkante. Seine Verkleidung ist gut, denkt Hans Olofson. Er sieht aus wie ein unbedeutender alter Mann. Aber kein Afrikaner auf dieser Farm würde sich ihm widersetzen. Selbst Peter Motombwane hat Angst vor ihm.

Für einen Moment ist er unschlüssig und denkt, das Risiko sei zu groß. Wenn ich wirklich dieses Gegenfeuer anlege, bricht hier das Chaos aus. Aber er weiß, daß es sein muß, er hat sich entschieden. »Jemand hat einen meiner Hunde getötet«, sagt er. »Der Kopf war an einen Baum gebunden. Aber das weißt du

natürlich längst, oder?«

»Ja, *bwana*«, antwortet Eisenhower Mudenda.

Dieser nichtssagende Gesichtsausdruck spricht Bände, denkt Hans Olofson. »Wir wollen offen miteinander reden, Eisenhower«, sagt er. »Du bist seit vielen Jahren auf meiner Farm. Tagaus, tagein bist du zu deinem Hühnerstall gekommen, unendlich viele Eier sind durch deine Hände gegangen. Ich weiß natürlich, daß du ein Zauberer bist, ein Mann, der *muloji* kann. Die schwarzen Arbeiter haben Angst vor dir, und keiner von ihnen würde es wagen, sich dir zu widersetzen. Aber ich bin ein *bwana*, ein *mzungu*, über den deine *muloji* keine Macht haben. Und nun möchte ich dich um einen Gefallen bitten, Eisenhower. Du solltest meine Worte als einen Befehl sehen, so als würde ich dir sagen, daß du an einem Tag arbeiten mußt, an dem du eigentlich frei hättest. Jemand auf dieser Farm hat meinen Hund getötet, und ich will wissen, wer es war. Vielleicht weißt du es ja schon. Aber ich will es auch wissen, und zwar bald. Wenn du es mir nicht sagst, muß ich annehmen, daß du es selbst warst. Dann wirst du entlassen. Das können nicht einmal deine *muloji* verhindern. Du mußt dein Haus verlassen und darfst dich auf der Farm nicht mehr zeigen. Tust du es trotzdem, holt dich die Polizei.«

Ich hätte in der Sonne mit ihm reden sollen, denkt Hans Olofson. Hier drinnen kann ich sein Gesicht kaum erkennen.

»Ich kann *bwana* schon jetzt antworten«, sagt Eisenhower Mudenda, und Hans Olofson glaubt einen schneidenden Unterton in seiner Stimme wahrzunehmen.

»Um so besser«, erwidert er. »Ich höre.«

»Niemand auf dieser Farm hat einen Hund getötet, *bwana*«, sagt Eisenhower Mudenda. »Menschen sind in der Nacht

gekommen und wieder verschwunden. Ich weiß, wer sie sind, kann aber nichts sagen.«

»Warum nicht?« fragt Hans Olofson.

»Ich erlange mein Wissen in Form von Erscheinungen, *bwana*«, antwortet Eisenhower Mudenda. »Aber nur manchmal lassen sich diese Erscheinungen auch deuten. Eine Erscheinung kann sich in ein Gift verwandeln, das mein Gehirn tötet.

»Benutze einen *muloji*«, sagt Hans Olofson. »Erzeuge ein Gegengift und erzähl mir von deiner Erscheinung.«

»Nein, *bwana*«, erwidert Eisenhower Mudenda.

»Dann bist du entlassen«, sagt Hans Olofson. »In diesem Moment endet deine Anstellung auf meiner Farm. Morgen früh verläßt du mit deiner Familie euer Haus. Den Lohn, der dir noch zusteht, zahle ich dir sofort aus.«

Er legt ein Bündel Geldscheine auf den Tisch.

»Ich gehe, *bwana*«, sagt Eisenhower Mudenda. »Aber ich komme wieder.«

»Nein«, widerspricht Hans Olofson. »Jedenfalls nicht, wenn du nicht willst, daß die Polizei dich festnimmt.«

»Die Polizisten sind Schwarze, *bwana*«, antwortet Eisenhower Mudenda.

Seine Finger greifen nach den Geldscheinen, und er geht in das grelle Sonnenlicht hinaus. Eine Kraftprobe zwischen Wirklichkeit und Aberglaube, denkt Hans Olofson. Ich darf mich nicht davon abbringen lassen, daß die Wirklichkeit stärker ist.

Am Abend verbarrikadiert er sich wieder in seinem Haus und wartet darauf, daß etwas passiert. Er schläft unruhig auf seinem Bett, und die Bilder der leblosen und zerstückelten Körper von

Werner und Ruth reißen ihn immer wieder aus dem Schlaf. Übermüdet und bleich läßt er Luka im Morgengrauen ins Haus. Dunkle Regenwolken türmen sich am Horizont.

»Nichts ist, wie es sein soll, *bwana*«, sagt Luka ernst.

»Wie bitte?« fragt Hans Olofson.

»Es ist still auf der Farm, *bwana*«, antwortet Luka.

Er setzt sich ins Auto und fährt zu den Hühnerställen. Die Arbeitsplätze sind verlassen, kein Mensch ist zu sehen. Die Eier liegen noch da, die Futtertröge sind leer. Leere Eierkartons lehnen an den Rädern der Lieferwagen. In den Zündschlössern stecken die Schlüssel.

Die Kraftprobe, denkt er. Der Zauberer und ich treten gegeneinander an. Außer sich vor Wut steigt er wieder in den Wagen. Mit kreischenden Bremsen hält er zwischen den flachen Lehmhütten. Männer sitzen in Gruppen an Feuern zusammen, Frauen und Kinder stehen in den Türöffnungen der Hütten. Sie haben mich erwartet, denkt er und ruft einen der älteren Vorarbeiter zu sich. »Es arbeitet niemand«, sagt er. »Warum nicht?«

Die Antwort besteht aus Schweigen, unschlüssigen Blicken, Angst.

»Wenn alle auf der Stelle wieder an die Arbeit gehen, werde ich nicht mehr nach dem Grund fragen«, sagt er.

»Niemand wird entlassen, es gibt keine Lohnabzüge. Aber nur, wenn ihr alle sofort an die Arbeit geht.«

»Wir können nicht, *bwana*«, sagt einer der älteren Vorarbeiter.

»Warum nicht?« fragt Hans Olofson wieder.

»Eisenhower Mudenda ist nicht mehr auf der Farm, *bwana*«,

fährt der Vorarbeiter fort. »Bevor er weggegangen ist, hat er uns zusammengerufen und gesagt, jedes Ei, das von nun an gelegt wird, ist ein Schlangenei. Rühren wir die Eier an, werden wir von Giftzähnen gebissen, und die Farm wird von Schlangen überschwemmt.«

Hans Olofson überlegt. Worte nützen hier nichts, denkt er. Ich muß etwas tun, was sie mit ihren eigenen Augen sehen können.

Er steigt wieder in den Wagen, kehrt zu den Ställen zurück und füllt einen Karton mit Eiern. Dann scharht er die Vorarbeiter um sich. Wortlos zerbricht er ein Ei nach dem anderen, läßt Eiweiß und Eigelb auf die Erde fließen. Die Männer weichen zurück, aber er macht weiter.

»Keine Schlangen«, sagt er. »Das sind ganz normale Eier. Oder sieht hier jemand eine Schlange?«

Aber die Vorarbeiter sind alles andere als überzeugt.

»Wenn *wir* die Eier anfassen, *bwana*, werden dort Schlangen sein.«

Hans Olofson streckt ihnen ein Ei entgegen, aber keiner von ihnen wagt es, das Ei in die Hand zu nehmen.

»Ihr verliert eure Arbeit«, sagt er. »Ihr verliert eure Bleibe, alles.«

»Das glauben wir nicht, *bwana*.«

»Ihr hört doch, was ich sage, oder?«

»Die Hühner müssen ihr Futter bekommen, *bwana*.«

»Ich finde schon andere Arbeiter. Die Leute reißen sich um eine Stelle auf einer weißen Farm.«

»Nicht, wenn sie von den Schlangen hören, *bwana*.«

»Es gibt keine Schlangen.«

»Wir glauben aber, daß es sie gibt, *bwana*. Deshalb arbeiten wir nicht.«

»Ihr habt Angst vor Eisenhower Mudenda. Ihr habt Angst vor seinem *muloji*.«

»Eisenhower Mudenda ist ein kluger Mann, *bwana*.«

»Er ist nicht klüger als jeder andere von euch auch.«

»Er spricht zu uns durch unsere Ahnen, *bwana*. Wir sind Afrikaner, ein weißer *bwana* kann das nicht verstehen.«

»Ich entlasse euch alle, wenn ihr nicht wieder an die Arbeit geht.«

»Das wissen wir, *bwana*.«

»Ich hole Arbeiter aus einem anderen Teil des Landes.«

»Niemand will auf einer Farm arbeiten, auf der die Hühner Schlangeneier legen, *bwana*.«

»Ich sage euch doch, daß es keine Eier mit Schlangen gibt!«

»Nur Eisenhower Mudenda kann die Schlangen wieder verschwinden lassen, *bwana*.«

»Ich habe ihn entlassen.«

»Er wartet auf seine Rückkehr, *bwana*.«

Ich verliere, denkt Hans Olofson. Ich verliere, so wie der weiße Mann in Afrika immer verliert. Ihren Aberglauben kann man nicht mit einem Gegenfeuer besiegen. »Richtet Eisenhower Mudenda aus, daß er zu mir kommen soll«, sagt er und fährt zu seiner Lehmhütte.

Plötzlich zeichnet sich Eisenhower Mudendas Silhouette vor dem gleißendhellen Sonnenlicht im Türrahmen ab.

»Ich werde dich nicht bitten, Platz zu nehmen«, sagt Hans Olofson. »Du bekommst deine Arbeit wieder. Eigentlich sollte ich dich zwingen, den Arbeitern zu zeigen, daß in den Eiern

keine Schlangen sind, aber das werde ich nicht tun. Sag den Arbeitern, daß du deinen *muloji* aufgehoben hast. Geht wieder an die Arbeit, das ist alles.«

Eisenhower Mudenda tritt in die Sonne hinaus.

Hans Olofson folgt ihm. »Eins sollst du wissen«, sagt er. »Ich gebe mich nicht geschlagen. Eines Tages wird es keinen *muloji* mehr geben, und die Schwarzen werden sich gegen dich stellen und deinen Kopf mit ihren Holzkeulen zertrümmern. Ich werde dir nicht helfen.«

»Dazu wird es niemals kommen, *bwana*«, antwortet Eisenhower Mudenda.

»Hühner werden niemals Eier legen, in denen Schlangen sind«, sagt Hans Olofson. »Was tust du, wenn jemand eine dieser Schlangen sehen möchte?«

Am nächsten Tag liegt eine tote Kobra auf dem Fahrersitz von Hans Olofsons Wagen.

Um sie herum liegen Eierschalen.

NOCH IST AFRIKA in weiter Ferne. Aber Hans Olofson ist unterwegs. Ständig dringt er in neue feindliche Gebiete vor. Das Haus am Fluß hat er hinter sich gelassen und in der Provinzhauptstadt Abitur gemacht. Nun lebt er in Uppsala, wo er Jura studieren will.

Um sein Studium zu finanzieren, arbeitet er an drei Nachmittagen in der Woche in Johannes Wickbergs Waffenhandlung in Stockholm. Über die Philosophie des Tontaubenschießens weiß er mehr als über das Grundgüterrecht. Seine Kenntnisse auf dem Gebiet der überlegenen italienischen Schrotflinten und auf dem der Schmiereigenschaften von Waffenfetten bei niedrigen Temperaturen übertreffen um ein Vielfaches seine Kenntnisse auf dem Gebiet des Römischen Rechts, das doch den Ausgangspunkt aller Rechtssprechung bildet.

Die Waffenhandlung betreten gelegentlich auch Großwildjäger, und ihre Fragen sind viel seltsamer als die, die man ihm in den Einführungskursen seiner Fachrichtung stellt.

Gibt es auch schwarze Löwen? Soweit er weiß, nicht. Aber eines Tages steht ein Mann vor ihm, der sich Stone nennt und behauptet, daß die schwarzen Löwen in der abgelegenen Kalahariwüste leben. Stone ist aus Durban angereist, um Wickberg zu treffen. Aber Wickberg ist gerade beim Zoll, um ein Problem bei der Einfuhr von Munition aus den USA zu lösen, und Hans Olofson ist allein im Geschäft.

In Wirklichkeit heißt Stone Stenberg, und auch wenn er schon seit vielen Jahren in Durban lebt, kann er doch seine Herkunft

aus dem schwedischen Tibro nicht verleugnen. Mehr als eine Stunde steht er im Geschäft und erzählt Hans Olofson, wie er sich seinen Tod vorstellt. Seit vielen Jahren leidet er an einem mysteriösen Jucken in den Beinen, das ihm nachts den Schlaf raubt. Er hat Ärzten und hochgewachsenen Medizinern sein Leiden gezeigt, ohne daß sie ihm helfen konnten. Als er zudem erfährt, daß die meisten seiner inneren Organe von diversen Parasiten befallen sind, wird ihm klar, daß ihm nicht mehr viel Zeit bleibt.

Anfang der zwanziger Jahre war er als Vertreter für schwedische Kugellager in die Welt gezogen. In Südafrika blieb er dann hängen. Vor den nächtlichen Geräuschen und endlosen Ebenen des Transvaal verschlug es ihm die Sprache. Nach einiger Zeit kehrte er den Kugellagern den Rücken, gründete unter dem Namen *Hunters unlimited* ein Büro für Großwildjagden und nahm den Namen Stone an. Aber seine Waffen kauft er stets bei Wickberg, und einmal im Jahr reist er nach Schweden. Nach Tibro, um die Gräber seiner Eltern zu pflegen, und nach Stockholm, um Waffen einzukaufen. Nun steht er im Geschäft und erzählt. Als er geht, weiß Hans Olofson, daß es schwarze Löwen gibt ...

Stone erzählt an einem Tag Mitte April 1969 aus seinem Leben.

Zu dieser Zeit pendelt Hans Olofson seit neun Monaten zwischen Uppsala und Stockholm, zwischen einem Studium für die Zukunft und dem täglichen Auskommen. Aber auch nach neun Monaten hat er noch immer das Gefühl, sich auf feindlichem Territorium zu bewegen. Als ob er ein illegaler Einwanderer aus dem Norden wäre, ständig in Sorge, entlarvt und in die Heimat zurückgeschickt zu werden.

Als er die Provinzhauptstadt verließ, hatte er gehofft, endlich

seine ganz persönliche Eisenzeit zurückzulassen. Die Werkzeuge waren kalt und scharf gewesen, die Fragen der Lehrer hatten über seinem Kopf gehangen wie zum Schlag erhobene Äxte. In den vier Jahren am Gymnasium blieb er der Gnade der Lehrer ausgeliefert. Den Geruch der Elchhunde hatte er nicht abschütteln können, das möblierte Zimmer mit seinen geblühten Tapeten hatte sich in ihm festgesetzt. In dieser blankgescheuerten Leere fand er nur wenige Freunde. Aber er hatte durchgehalten und machte schließlich ein Abitur, mit dem er alle in Erstaunen versetzte, am meisten sich selbst. Die Noten spiegelten in seinen Augen nicht seinen Wissensstand wider, sondern nur sein Stehvermögen, als wäre er ein Querfeldeinläufer oder Leichtathlet.

In diesen Jahren entsteht auch der Gedanke an ein Jurastudium. Da er nicht als Holzfäller enden möchte, könnte er vielleicht Jurist werden. Er ahnt, daß die Rechtswissenschaft ihm mit dem nötigen Werkzeug zum Überleben versorgen könnte. Die Gesetze sind seit Generationen erprobte und ausgelegte Regeln. Sie definieren die Grenzen des Erlaubten und bestimmen, auf welchen Pfaden der Unantastbare wandeln darf. Aber vielleicht liegt in ihnen noch ein weiterer Horizont verborgen. Könnte er nicht zu einem vereidigten Fürsprecher der mildernden Umstände werden?

Mein ganzes Leben sollte unter mildernden Umständen bewertet werden, denkt er. Meine familiären Verhältnisse waren nicht unbedingt geeignet, mir Selbstvertrauen zu geben oder mich zielstrebig werden zu lassen. Statt dessen versuche ich, mich möglichst unauffällig auf feindlichem Gebiet zu bewegen. Vielleicht kann ich wenigstens eins als mildernden Umstand anführen: daß ich mich aus meinen Verhältnissen gelöst habe. Aber warum bin ich nicht geblieben? Warum habe ich nicht

einen Spaten ergriffen, Wurzeln untergegraben und eine der Lucia-Jungfern geheiratet.

Mein elterliches Erbe besteht aus einem verstaubten Vollschiiff in einer Glasvitrine, dem Geruch nasser Wollsocken, die über dem Herd trocknen, einer Mutter, die es nicht mehr aushielt und mit dem Zug Richtung Süden verschwand, und einem verlorenen Seemann, dem das Kunststück gelungen ist, an einem Ort an Land gespült zu werden, wo es kein Meer gibt.

Als Verteidiger der mildernden Umstände könnte ich vielleicht unentdeckt bleiben, denn ein Talent wird man mir nicht absprechen können: Ich bin ein Meister in der Kunst, den besten Unterschlupf zu finden.

Für den Sommer nach seinem Abitur in der Provinzhauptstadt kehrt er in das Haus am Fluß zurück. Am Bahnhof holt ihn niemand ab, und als er daheim die Küche betritt, riecht es nach Scheuerpulver, und sein Vater sitzt am Tisch und starrt ihn mit glasigen Augen an.

Er denkt, daß er seinem Vater immer ähnlicher wird. Das Gesicht, die verfilzten Haare, der gebeugte Rücken. Aber gleiche ich ihm auch innerlich? Wo werde ich einst an Land gespült werden?

Auf einmal fühlt er sich verantwortlich für seinen Vater, der offenbar häufiger und mehr trinkt als früher. Er setzt sich zu ihm an den Küchentisch und fragt ihn, ob er nicht bald aufbrechen wolle. Was war aus dem kleinen Frachter geworden, der die Küstengewässer befuhr?

Sein Vater bleibt ihm die Antwort schuldig und läßt den Kopf hängen, als wäre sein Genick schon gebrochen.

Ein einziges Mal geht er über die Brücke zu Janines Haus. Mitten in der hellen nordschwedischen Nacht glaubt er für

einen furchtbaren Moment, ihre Posaune zu hören. Die Johannisbeersträucher leuchten verlassen. Er geht davon und kehrt nie mehr zurück. Ihr Grab meidet er.

Eines Tages begegnet er Nyman, dem Hausmeister des Gerichtsgebäudes. Einer Eingebung folgend, fragt er nach Sture. Hausmeister Nyman kann ihm weiterhelfen. Sture ist zehn Jahre nach dem Unfall immer noch ans Bett gefesselt und liegt in einem Sanatorium für unheilbar Kranke in der Nähe von Västervik.

Rastlos spaziert er am Fluß entlang.

Mit seinen ausgerissenen Wurzeln in der Hand streift er ziellos umher und sucht nach einem geeigneten Fleckchen Erde, um sie einzupflanzen. Er denkt an Uppsala, aber dort gibt es nur Asphalt. Wo soll man dort pflanzen?

Anfang August kann er zu seiner großen Erleichterung endlich wieder aufbrechen. Wieder nimmt ihn der Zufall an der Hand. Wäre Ture Wickberg nicht sein Klassenkamerad gewesen, hätte er wohl niemals das Angebot bekommen, sein Studium durch eine Stelle in der Waffenhandlung von Tures Onkel in Stockholm zu finanzieren.

Sein Vater begleitet ihn zum Bahnhof. Auf dem Bahnsteig bewacht er die beiden Koffer, was Hans Olofson plötzlich wütend macht. Wer soll schon seine Koffer stehen?

Der Zug setzt sich in Bewegung, und Erik Olofson hebt unbeholfen die Hand und winkt. Seine Lippen bewegen sich, aber Hans Olofson kann nicht hören, was er sagt. Als der Zug über die Brücke rattert, steht er am Fenster. Die Stahlstreben wirbeln vorbei, der Fluß fließt zum Meer. Dann zieht er das Fenster zu. Er ist allein im Halbdunkel des Abteils und stellt sich vor, er wäre in einem Versteck, in dem ihn nie jemand

aufstöbern wird.

Aber der Schaffner der Schwedischen Eisenbahnen hat wenig Sinn für die philosophischen Aspekte geschlossener und unbeleuchteter Zugabteile. Die Tür fliegt auf, Hans Olofson fühlt sich im Kern eines großen Geheimnisses ertappt und hält dem Mann seine Fahrkarte hin, als würde er um Gnade betteln. Der Schaffner locht den Fahrschein und teilt ihm mit, daß er am frühen Morgen umsteigen muß.

In einer geschundenen Welt ist kein Platz für Angsthasen, denkt Hans Olofson.

Der Gedanke läßt ihn nicht mehr los, nicht einmal während der knapp zehn Monate, die er zwischen Uppsala und Stockholm pendelt. Er wohnt zur Untermiete bei einem Biologiedozenten, der leidenschaftlicher Pilzliebhaber ist. Ein hübsches Mansardenzimmer in einem alten Holzhaus wird sein neuer Unterschlupf. Das Haus liegt in einem verwilderten Garten, und er stellt sich vor, daß der Dozent sich einen privaten Dschungel angelegt hat.

Im Haus regiert die Zeit. An allen Wänden hängen Uhren. Hans Olofson stellt sich das Orchester der Uhrwerke vor, tickend, rasselnd, ächzend, das die Zeit und die erhabene Nichtigkeit des Lebens eicht. In Fensternischen rinnt Sand durch Stundengläser, die unablässig umgedreht werden. Eine gebrechliche Mutter durchstreift die tickenden Zimmer und überwacht die Zeitmesser ...

Er erfährt, daß es sich um eine Erbschaft handelt. Der Vater des Dozenten, ein exzentrischer Erfinder, der in seiner Jugend ein Vermögen mit neuartigen Mähdreschern gemacht hatte, beschloß sein Leben als passionierter Sammler von Zeitmessern.

Die ersten Herbstmonate bleiben ihm als eine endlose

Quälerei in Erinnerung, weil er das Gefühl hat, nichts zu verstehen. Die Rechtswissenschaft erscheint ihm wie eine unerforschte Keilschrift, für die ihm der Schlüssel fehlt. Jeden Tag ist er versucht, aufzugeben, mobilisiert jedoch seine Kraftreserven, bis es ihm Anfang November endlich gelingt, die Oberfläche zu durchstoßen und in das Dunkel hinter den Worten vorzudringen.

Ungefähr zur gleichen Zeit beschließt er, sein Aussehen zu verändern. Er läßt sich einen Bart stehen und die Haare zu einem Bürstenschnitt stutzen. Im Paßbildautomaten dreht er den Schemel in die richtige Position, wirft Münzen ein und studiert anschließend seinen Gesichtsausdruck. Aber hinter seinem neuen Aussehen lugt stets Erik Olofsons Gesicht hervor.

Grimmig überlegt er, wie sein Wappen aussehen könnte.

Eine Schneewehe und ein angeketteter Elchhund vor dem Hintergrund unendlicher Wälder, denen er niemals entkommen wird.

Als er einmal allein in dem tickenden Haus ist, kommt ihm der Gedanke, die gesammelten Geheimnisse des pilzliebenden Dozenten und seiner zeitmessenden Mutter zu erforschen. Das könnte ich vielleicht zu meiner Lebensaufgabe machen, denkt er. Heimliche Beobachtungen. Ich nehme die Gestalt einer Wühlmaus an und breche aus meinem ausgeklügelten System von Geheimgängen hervor.

Aber in den Sekretären und Schränken ist nichts zu finden.

Er setzt sich zwischen die tickenden Uhren und versucht sich zu verstehen. Bis zu diesem Ort ist er von der Ziegelei und über den Bogen der Brücke gekommen. Aber was nun, wie weiter?

Soll er wirklich Jurist werden, Verteidiger der mildernden Umstände, nur weil er nicht zum Waldarbeiter taugt? Ich bin

weder sanftmütig, noch fehlt es mir an Geduld, denkt er. Ich bin in einer Zeit geboren worden, in der sich alles teilt. Ich muß eine Entscheidung treffen, ich muß durchführen, was ich mir vorgenommen habe. Vielleicht könnte ich sogar meine Mutter wiederfinden? Auch meine Unentschlossenheit könnte ein Unterschlupf sein, aus dem ich schlimmstenfalls nicht mehr herausfinde.

An jenem Tag im April, als Großwildjäger Stenberg aus Tibro von den Parasiten in seinen Eingeweiden und den schwarzen Löwen in der Kalahari erzählt hat, erwartet ihn bei seiner Rückkehr in das Haus der Uhren ein Telegramm seines Vaters, der ihm mitteilt, daß er am nächsten Morgen mit dem ersten Zug in Stockholm eintrifft.

Hans Olofson wird wütend. Warum kommt er her? Er glaubte seinen Vater fest vertäut hinter den bewaldeten Hügeln. Warum kommt er her? Das Telegramm nennt keinen Grund.

Am nächsten Tag eilt er frühmorgens nach Stockholm und wartet auf dem Bahnsteig, als der Zug aus Nordschweden einfährt. Aus einem der hintersten Waggons lugt vorsichtig sein Vater heraus. In der Hand hält er den Koffer, den Hans Olofson benutzte, als er in die Provinzhauptstadt ging. Unter dem Arm trägt er ein in braunes Packpapier eingeschlagenes Paket.

»Sieh an, da bist du ja«, sagt Erik Olofson, als er seinen Sohn erblickt. »Ich wußte nicht, ob du mein Telegramm bekommen hast.«

»Was hättest du dann gemacht? Und was machst du überhaupt hier?

»Es geht mal wieder um diese Vaxholmgesellschaft. Sie brauchen wieder einmal Seeleute ...«

Hans Olofson geht mit seinem Vater in eine Cafeteria im

Bahnhof.

»Kann man hier auch ein Bier bekommen?« fragt Erik Olofson.

»Nein, kein Bier. Du bekommst Kaffee. Jetzt erzähl schon!«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich habe ihnen geschrieben und eine Antwort bekommen. Um neun soll ich in ihrem Büro erscheinen.«

»Wo willst du wohnen?«

»Es wird schon irgendeine Pension geben.«

»Was hast du denn in dem Paket? Es tropft ja!«

»Einen Elchbraten.«

»Einen Elchbraten?«

»Ja.«

»Aber im Moment ist doch gar keine Jagdsaison.«

»Es ist jedenfalls ein Elchbraten. Er ist für dich.«

»Es tropft Blut aus dem Paket. Die Leute könnten meinen, daß du jemanden ermordet hast.«

»Wen denn?«

»Oh, mein Gott ...«

Sie bekommen ein Zimmer im Hotel Zentral. Hans Olofson sieht seinem Vater beim Auspacken zu. Keines seiner Kleidungsstücke ist ihm unbekannt, er hat alles schon oft gesehen.

»Rasier dich ordentlich, ehe du da hingehst. Und kein Bier.«

Erik Olofson reicht ihm einen Brief, und er sieht, daß die Reederei ihren Sitz auf dem Strandvägen hat.

Nachdem Erik Olofson sich rasiert hat, machen sie sich auf den Weg.

»Ich habe mir ein Foto von Nymans Kindern ausgeliehen. Es ist so unscharf, daß man praktisch nichts erkennen kann. Das trifft sich doch gut, nicht wahr?«

»Hast du etwa immer noch vor, Bilder von den Kindern anderer Leute zu zeigen?«

»Seeleute sollen viele Kinder haben. Das gehört sich so.«

»Warum hast du das nicht meiner Mutter gesagt?«

»Ich wollte dich gerade nach ihr fragen. Du hast sie nicht zufällig gesehen?«

Hans Olofson bleibt abrupt stehen. »Wie meinst du das?«

»Ich frage nur.«

»Warum sollte ich sie gesehen haben? Wo sollte ich sie gesehen haben?«

»Hier wohnen doch viele Menschen. Irgendwo muß sie ja stecken.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst?«

»Dann reden wir nicht mehr davon.«

»Ich weiß doch nicht einmal, wie sie aussieht.«

»Aber die Fotos hast du doch gesehen, oder nicht?«

»Die sind doch fünfundzwanzig Jahre alt. Menschen verändern sich. Würdest du sie denn wiedererkennen, wenn sie jetzt auf der Straße auf dich zukäme?«

»Natürlich würde ich sie erkennen.«

»Nie im Leben.«

»Dann reden wir nicht mehr davon.«

»Warum hast du sie eigentlich nie ausfindig gemacht?«

»Man läuft keinem hinterher, der sich einfach aus dem Staub macht.«

»Aber sie war doch deine Frau. Meine Mutter.«

»Das ist sie immer noch.«

»Was soll das heißen?«

»Wir sind nie geschieden worden.«

»Behauptest du etwa, daß ihr immer noch verheiratet seid?«

»Ich denke schon.«

Als sie den Strandvægen erreichen und immer noch eine halbe Stunde Zeit haben bis neun Uhr, setzt sich Hans Olofson mit seinem Vater in ein Café.

»Kann man hier auch ein Bier bekommen?«

»Kein Bier. Du bekommst Kaffee. Und jetzt noch einmal von vorn. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt und kenne meine Mutter nur von schlechten Fotografien. Ich weiß über sie nur, daß sie ihr Leben satt hatte und wegging. Ich habe mir Fragen gestellt, ich habe gegrübelt, ich habe sie vermißt, und ich habe sie gehaßt. Du hast nie etwas gesagt. Nichts ...«

»Ich habe mir auch meine Gedanken gemacht.«

»Was du nicht sagst.«

»Aber mir fehlen die Worte.«

»Warum ist sie fortgegangen? Du mußt es doch wissen. Du mußt darüber genauso lange nachgegrübelt haben wie ich. Im Grunde deines Herzens hast du darauf gewartet, daß sie zurückkommt. Du mußt doch irgendeine Erklärung haben.«

»Wieviel Uhr ist es?«

»Du hast noch Zeit für eine Antwort!«

»Sie muß ein anderer Mensch gewesen sein ...«

»Ein anderer als wer?«

»Als ich glaubte.«

»Und was hast du geglaubt?«

»Daran erinnere ich mich nicht mehr.«

»Oh, mein Gott ...«

»Es hat keinen Sinn, darüber nachzugrübeln.«

»Fünfundzwanzig Jahre hast du ohne eine Frau gelebt.«

»Was weißt du schon davon.«

»Wie meinst du das?«

»Das gehört jetzt nicht hierher. Wieviel Uhr ist es? Bei Reedereien muß man pünktlich erscheinen.«

»Wer war es?«

»Wenn du es unbedingt wissen willst, ich habe mich gelegentlich mit Nymans Frau getroffen. Aber das bleibt unter uns. Nyman ist ein netter Kerl.«

Hans Olofson traut seinen Ohren nicht. »Sind das etwa meine Geschwister?«

»Wer?«

»Das Foto von Nymans Kindern. Sind das meine Geschwister?«

»Das sind doch Nymans Kinder.«

»Wie willst du da so sicher sein?«

»Ich will gar nichts. Ich sage nur, wie es ist ...«

Hans Olofson wartet in dem Café, während Erik Olofson sich bei der Reederei vorstellt. Mein Vater, denkt er. Offensichtlich weiß ich nichts über ihn.

Nach einer halben Stunde ist Erik Olofson zurück.

»Wie ist es gelaufen?«

»Gut. Aber ich habe keine Stelle bekommen.«

»Dann lief es also nicht so gut?«

»Sie wollen sich wieder melden.«

»Und wann?«

»Sobald sie wieder Seeleute brauchen.«

»Ich dachte, sie wollten jetzt jemanden einstellen?«

»Dann haben sie wohl einen anderen genommen.«

»Und du bist zufrieden?«

»Ich habe viele Jahre gewartet«, erwidert Erik Olofson mit einer Stimme, die plötzlich schneidend geworden ist.

»Ich habe gewartet und es so gewollt und dann fast schon aufgegeben. Aber jetzt habe ich es wenigstens versucht.«

»Was wollen wir jetzt machen?«

»Heute abend fahre ich nach Hause, aber jetzt will ich ein Bier.«

»Was sollen wir den Rest des Tages machen?«

»Ich dachte, du studierst an der Universität?«

»Das tue ich auch. Aber jetzt bin ich schon hier, und wir haben uns lange nicht mehr gesehen.«

»Was macht das Studium?«

»Es läuft gut.«

»Schön.«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet.«

»Welche Frage?«

»Was möchtest du heute machen?«

»Das habe ich doch schon gesagt. Ich möchte ein Bier trinken. Anschließend fahre ich wieder nach Hause.«

Sie verbringen den Tag im Hotelzimmer. Die bleiche Herbstsonne scheint durch die Vorhänge.

»Wenn ich ihr begegne«, sagt Hans Olofson, »was soll ich ihr dann ausrichten?«

»Von mir nichts«, antwortet Erik Olofson entschieden.

»Wie hieß sie vor eurer Heirat?«

»Karlsson.«

»Mary Karlsson oder Mary Olofson aus Askersund. Sonst noch was?«

»Als Kind hatte sie einen Hund namens Büffel. Das hat sie mir einmal erzählt.«

»Der Hund muß doch schon fünfzig Jahre tot sein.«

»Jedenfalls hieß er Büffel.«

»Ist das alles, was du über sie weißt?«

»Ja.«

»Ein verdammter Hund namens Büffel?«

»Er hieß so, daran erinnere ich mich genau.«

Hans Olofson begleitet seinen Vater zum Zug.

Ich werde sie ausfindig machen, denkt er. Ich kann nicht mit einer Mutter leben, die ein Mysterium ist. Entweder er lügt und verschweigt mir etwas, oder meine Mutter ist eine seltsame Frau.

»Wann kommst du nach Hause?« fragt Erik Olofson.

»Im Sommer. Vorher nicht. Vielleicht bist du bis dahin schon wieder Seemann.«

»Schon möglich. Vielleicht ...«

Hans Olofson nimmt bis Uppsala den gleichen Zug. Den Elchbraten trägt er unter dem Arm. »Wer wildert denn?« fragt er.

»Niemand, den du kennst«, antwortet Erik Olofson.

Hans Olofson geht nach Hause, in das Haus der Uhren.

Ich muß durchhalten, denkt er. Im Grunde hindert mich nichts daran, Verteidiger der mildernden Umstände zu werden. Die Blockaden errichte ich mir selbst in meinem Innern.

Ich darf nicht aufgeben ...

ER BETRACHTET die tote Schlange. Was soll sie ihm sagen? Welche Botschaft überbringt sie? Die Zauberer deuten die Stimmen der Ahnen, die schwarzen Massen verharren in ängstlicher Unterwürfigkeit. Er denkt, daß er fortgehen, die Farm aufgeben und Afrika verlassen muß.

Auf einmal findet er es unfassbar. Fast zwanzig afrikanische Jahre. Ein unwirkliches, unbegreifliches Leben. Was glaubte ich hier erreichen zu können? Der Aberglaube ist eine Realität, das vergesse ich immer wieder. Ich belüge mich andauernd selbst, weil ich vom Standpunkt eines Weißen ausgehe. Es ist mir nicht gelungen, mir das Denken der Schwarzen anzueignen. Fast zwanzig Jahre habe ich hier gelebt, ohne zu begreifen, auf welchem Grund ich stehe.

Ruth und Werner Masterton sind gestorben, weil sie sich weigerten zu verstehen.

Weil er das Gefühl hat, mit seinen Kräften am Ende zu sein, setzt er sich ins Auto und fährt nach Kitwe. Um endlich Schlaf zu finden, nimmt er sich ein Zimmer im Hotel Edinburgh, zieht die Vorhänge zu und legt sich nackt auf das Bett. Ein heftiges Gewitter zieht vorüber, die Blitze sind trotz der Vorhänge grell. Der Wolkenbruch schlägt wie Meeresbrandung gegen das Fenster.

Plötzlich sehnt er sich nach seiner Heimat und empfindet einen schwermütigen Hunger nach dem klaren Wasser des Flusses, den unerschütterlichen Wäldern: War es das, was die weiße Schlange ihm sagen wollte? Oder war sie eine letzte Warnung?

Ich bin vor meinem Leben davongelaufen, denkt er. Mein Ausgangspunkt, eine Kindheit im Geruch von Elchhunden, mag ärmlich gewesen sein, hat aber ganz und gar mir gehört, und das war eben auch eine Möglichkeit. Ich hätte weiter daran arbeiten können, mein Ziel zu erreichen und über die mildernden Umstände zu wachen.

Zufälle waren stärker als ich und haben zu meiner jetzigen Verwirrung beigetragen. Ich nahm Judith Fillingtons Angebot an, ohne wirklich zu begreifen, worauf ich mich einließ.

Jetzt, da ich nicht mehr ganz jung bin, fürchte ich, daß mein Leben zumindest teilweise gescheitert ist. Laufend will ich etwas anderes. Im Moment möchte ich zurückkehren und noch einmal von vorne anfangen, wenn das denn möglich wäre.

Rastlos zieht er sich wieder an und geht in die Hotelbar hinunter. Er nickt einigen bekannten Gesichtern zu und entdeckt in einer Ecke Peter Motombwane, der sich über eine Zeitung beugt. Hans Olofson setzt sich an seinen Tisch, ohne von den Vorfällen auf der Farm zu erzählen.

»Gibt es etwas Neues?« fragt er. »Neue Unruhen oder Plünderungen? Als ich nach Kitwe kam, schien alles ruhig zu sein.«

»Die Regierung hat eine Notreserve für Mais freigegeben«, antwortet Peter Motombwane. »Zucker wird aus Simbabwe geliefert, in Daressalam liegt kanadischer Weizen bereit. Die Politiker haben beschlossen, daß es keine Unruhen mehr geben wird. Viele Menschen sind inhaftiert worden, der Präsident verkriecht sich im State House. Es wird wieder Ruhe einkehren, leider. Eine Palette mit Maismehl reicht aus, um einen afrikanischen Aufruhr für unbestimmte Zeit aufzuschieben. Die Politiker können sich seelenruhig auf ihren Reichtümern ausruhen, und du brauchst deine Türen nicht mehr zu

verbarrikadieren und kannst wieder ruhig schlafen.«

»Woher weißt du, daß ich mich verbarrikadiere?« fragt Hans Olofson.

»Selbst wenn ich kein Fünkchen Phantasie hätte, wüßte ich das«, erwidert Peter Motombwane.

»Werner und Ruth Masterton werden davon auch nicht mehr lebendig«, sagt Hans Olofson.

»Immerhin etwas«, antwortet Peter Motombwane.

Hans Olofson stutzt und wird wütend. »Wie meinst du das?« fragt er.

»Ich wollte dich in den nächsten Tagen sowieso besuchen«, erwidert Peter Motombwane teilnahmslos. »Ich bin Journalist und habe in der zwielichtigen Landschaft recherchiert, zu der Rustlewood Farm geworden ist. Die Wahrheit kommt an den Tag, denn niemand hat Angst, daß die Toten zu Wiedergängern werden, weil ihre Köpfe vom Körper abgetrennt wurden. Die schwarzen Arbeiter reden, eine unbekannte Welt bekommt Konturen. Ich hatte vor, in den nächsten Tagen zu dir zu kommen und dir davon zu erzählen.«

»Warum nicht jetzt?« sagt Hans Olofson.

»Ich bin gern auf deiner Farm«, antwortet Peter Motombwane. »Ich hätte gerne dort gelebt. Auf deiner Terrasse kann man über alles reden.«

Hans Olofson glaubt auf einmal einen Hintersinn in Peter Motombwanes Worten zu hören. Ich kenne ihn nicht, schießt es ihm durch den Kopf. Abgesehen von unseren Gesprächen und gemeinsam verbrachten Abenden werden wir immer wieder auf die grundlegende Tatsache zurückgeworfen, daß er ein schwarzer Afrikaner und ich ein weißer Europäer bin. Die Unterschiede zwischen den Kontinenten werden immer dann

besonders deutlich, wenn sie von zwei Individuen repräsentiert werden.

»Zwei tote und zerstückelte Körper«, sagt Peter Motombwane. »Zwei Europäer, die hier seit vielen Jahren leben, werden von unbekanntem Schwarzen ermordet und entstellt. Ich beschloß, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen und Licht ins Dunkel zu bringen. Es war doch möglich, daß ich mich irrte und es doch kein Zufall war, daß es ausgerechnet die Mastertons traf? Also begann ich mit meinen Nachforschungen, und allmählich entstand das Bild einer verborgenen Welt. Eine Farm ist immer etwas Abgeschlossenes, die weißen Besitzer errichten sichtbare und unsichtbare Zäune um sich und ihre Arbeiter herum. Ich spreche mit den Schwarzen, füge lose Gerüchte zu einem Ganzen zusammen, das plötzlich deutlich zu werden beginnt. Ich stehe einem Motiv gegenüber, das sich mehr und mehr bestätigt. Werner und Ruth Masterton wurden nicht zufällig ermordet. Ganz sicher kann ich es natürlich nicht wissen, denn Zufälle und bewußte Entscheidungen können durch unsichtbare Fäden miteinander verwoben sein.«

»Erzähl mir die Geschichte der Schatten«, sagt Hans Olofson.

»Immer deutlicher wurde das Bild von zwei Menschen mit einem vollkommen irrationalen Haß auf die Schwarzen«, berichtet Peter Motombwane. »Von einem Terrorregime mit ständigen Drohungen und Bestrafungen. Früher schlug man uns mit Peitschen, die aus den Häuten von Flußpferden gefertigt wurden. Das wäre sicher nicht mehr möglich. Heute sind die Peitschen unsichtbar und hinterlassen ihre Narben nur in der empfindlichen Haut von Herz und Gehirn. Die Schwarzen, die auf Rustlewood Farm arbeiteten, lebten unter einem pausenlosen Sperrfeuer aus Demütigungen und angedrohten Entlassungen, erniedrigenden Versetzungen,

Bußgeldern und Aussperrungen. Ein Stück Südafrika in unserem Land taucht auf, ein hemmungsloser Rassismus. Ruth und Werner Masterton lebten vor allem von der Verachtung, die sie sorgsam pflegten.«

»Das kann ich nicht glauben«, widerspricht Hans Olofson. »Ich kannte sie. Du durchschaust die Lügen nicht, die du aus dieser Schattenwelt ans Licht holst.«

»Ich verlange nicht, daß du mir glaubst«, sagt Peter Motombwane. »Was ich dir sage, ist die schwarze Wahrheit.«

»Eine Lüge kann niemals wahr werden, egal, wie oft du sie wiederholst«, antwortet Hans Olofson. »Die Wahrheit richtet sich nicht nach der Farbpalette, zumindest sollte sie es in einem freundschaftlichen Gespräch nicht tun.«

»Die Aussagen gingen alle in eine Richtung«, sagt Peter Motombwane, »und stimmten bis in die Details überein. Angesichts dessen, was ich erfahren habe, kann ich über ihr Schicksal nur mit den Schultern zucken. Ich finde, es war gerecht.«

»Diese Schlußfolgerung macht eine Freundschaft zwischen uns unmöglich«, erwidert Hans Olofson und steht auf.

»Ist sie denn jemals möglich gewesen?« fragt Peter Motombwane ungerührt.

»Ich habe daran geglaubt«, antwortet Hans Olofson.

»Zumindest war es mein aufrichtiger Wunsch.«

»Ich bin es nicht, der sie unmöglich macht«, erwidert Peter Motombwane. »Du bist es, der die Freundschaft zu einem Lebenden vorzieht und es nicht wagt, einer Wahrheit über Verstorbene ins Auge zu sehen. Was du sagst, ist rassistisch. Das überrascht mich wirklich.«

Hans Olofson hat große Lust, Peter Motombwane zu

schlagen, beherrscht sich aber.

»Was würdet ihr denn ohne uns anfangen«, sagt er.

»Ohne die Weißen würde dieses Land doch zusammenbrechen. Das sind nicht meine Worte, es sind deine.«

»Ich bin auch ganz deiner Meinung«, entgegnet Peter Motombwane. »Doch dieser Zusammenbruch würde bei weitem nicht die Ausmaße annehmen, die du dir vorstellst, aber ausreichen, um notwendige Veränderungen zu erzwingen. Vielleicht würde es dann zu einem schon viel zu lange aufgeschobenen Aufstand kommen. Bestenfalls könnte es uns gelingen, allen europäischen Einfluß über Bord zu werfen, der uns nach wie vor unterdrückt, ohne daß wir uns dessen überhaupt bewußt sind. Dann könnten wir endlich unsere afrikanische Unabhängigkeit Wirklichkeit werden lassen.«

»Oder aber ihr schlagt euch gegenseitig den Schädel ein«, sagt Hans Olofson. »Stamm gegen Stamm, *bemba* gegen *luvale*, *kaonde* gegen *lozi*.«

»Wenigstens wäre das dann unser Problem«, antwortet Peter Motombwane. »Ein Problem, das ihr uns nicht aufgedrängt hättet.«

»Afrika geht unter«, sagt Hans Olofson erregt. »Dieser Kontinent hat seine Zukunft schon hinter sich. Was bleibt, ist ein immer schneller fortschreitender Verfall.«

»Falls du lange genug lebst, wirst du einsehen, daß du dich irrst«, antwortet Peter Motombwane.

»Allen verfügbaren Untersuchungen zufolge habe ich eine höhere Lebenserwartung als du«, sagt Hans Olofson.

»Und es wird sie auch niemand verkürzen können, indem er mit einem *panga* auf meinen Kopf zielt.«

Das Gespräch endet unversöhnlich. Hans Olofson geht, Peter

Motombwane bleibt im Halbdunkel sitzen. Als Hans Olofson in sein Zimmer zurückgekehrt ist und die Tür hinter sich zugeschlagen hat, ist er bedrückt und fühlt sich einsam. In ihm jault der verlassene Hund, und plötzlich sieht er das ohnmächtige Schrubben seines Vater vor sich. Eine Freundschaft zu beenden ist, als würde man sich selber die Fingerknöchel brechen, denkt er. Mit Peter Motombwane verliere ich meine wichtigste Verbindung zu Afrika. Unsere Gespräche und seine Erläuterungen zur Denkweise der Schwarzen werden mir fehlen.

Er legt sich auf das Bett und denkt nach. Peter Motombwane kann natürlich auch recht haben. Was weiß ich denn schon über Ruth und Werner Masterton?

Vor fast zwanzig Jahren teilten wir uns ein nächtliches Zugabteil zwischen Lusaka und Kitwe, und sie halfen mir weiter und kümmerten sich um mich, als ich aus Mutshatsha zurückkehrte. Aus ihrem Widerstand gegen die Veränderungen in Afrika haben sie nie einen Hehl gemacht, bis zuletzt sahen sie in der Kolonialzeit die Epoche, von der Afrika auch weiterhin profitiert hätte. Sie fühlten sich getäuscht und waren enttäuscht. Aber gab es die Brutalität, die Peter Motombwane in ihrem täglichen Leben gefunden zu haben glaubt?

Vielleicht hat er recht, denkt Hans Olofson. Vielleicht gibt es eine Wahrheit, der ich nicht ins Auge sehen will. Vielleicht sind meine Reaktionen rassistisch. Er kehrt schnell in die Bar zurück, um sich mit Peter Motombwane zu versöhnen.

Aber der Tisch ist verwaist und ein Kellner sagt ihm, Peter Motombwane sei plötzlich aufgebrochen.

Erschöpft und traurig schläft er in seinem Hotelbett.

Als er am nächsten Morgen frühstückt, wird er wieder an

Ruth und Werner Masterton erinnert. Einer ihrer Nachbarn, ein Ire namens Behan, betritt den Speisesaal und bleibt an seinem Tisch stehen. In einem Stahlschrank, der dem Feuer standgehalten hat, ist in dem blutigen Haus ein Testament gefunden worden, aus dem hervorgeht, daß eine Anwaltskanzlei in Lusaka ermächtigt ist, die Farm zu verkaufen und den Gewinn nach Abzug aller Unkosten dem britischen Altersheim in Livingstone zu überweisen.

Behan sagt, daß die Auktion auf der Farm in vierzehn Tagen stattfinden werde. Es gebe eine Reihe weißer Kaufinteressenten, die es nicht zulassen würden, daß die Farm in schwarze Hände falle.

Es herrscht Krieg, denkt Hans Olofson, ein Krieg, der nur gelegentlich sichtbar wird. Aber überall ist der Rassenhaß der Weißen auf die Schwarzen – und umgekehrt – lebendig.

Er kehrt zu seiner Farm zurück. Ein heftiger Wolkenbruch zwingt ihn kurz vor der Farm zum Anhalten. Eine Afrikanerin mit zwei kleinen Kindern geht lehmverschmiert und durchnäßt an seinem Wagen vorbei. Er erkennt, daß es die Ehefrau eines seiner Arbeiter ist. Sie bittet mich nicht, mitfahren zu dürfen, denkt er, und ich biete es ihr auch nicht an. Nichts vereint uns, nicht einmal ein schwerer Wolkenbruch, bei dem nur einer von beiden einen Regenschirm hat.

Das barbarische Benehmen des Menschen hat immer ein menschliches Antlitz, überlegt er vage, und genau das macht die Barbarei so unmenschlich.

Der Regen trommelt auf das Autodach herab, und er wartet darauf, daß die Sicht wieder besser wird. Ich könnte mich jetzt und hier entscheiden, denkt er. Den Beschluß fassen, fortzugehen, die Farm zu verkaufen, nach Schweden zurückzukehren. Wieviel Geld Patel für mich außer Landes

geschafft hat, weiß ich zwar nicht so genau, aber am Hungertuch werde ich sicher nicht nagen. Ein paar Jahre Atempause hat die Farm mir verschafft.

Irgend etwas an Afrika macht mir heute noch genausoviel Angst wie damals, als ich auf dem Lusaka International Airport aus dem Flugzeug stieg. Zwanzig Jahre Erfahrung auf diesem Kontinent haben im Grunde nichts verändert, weil ich den weißen Ausgangspunkt nie in Frage gestellt habe. Was könnte ich eigentlich antworten, wenn mich jemand bitten würde zu berichten, was auf diesem Kontinent geschieht? Ich habe zahlreiche Erinnerungen – abenteuerliche, schreckliche, exotische. Aber ich weiß nur wenig.

Plötzlich hört es auf zu regnen, die Wolkenwand wird hochgezogen, und die Landschaft beginnt wieder zu trocknen. Ehe er den Motor wieder anläßt, beschließt er, täglich eine Stunde seiner Zukunft zu widmen.

Auf der Farm ist alles ruhig, es scheint nichts vorgefallen zu sein. Zufällig begegnet er Eisenhower Mudenda, der sich bis zum Boden verbeugt. Als Weißer in Afrika spielt man in einem Stück mit, von dem man nichts ahnt, denkt er. Nur die Schwarzen kennen die nächsten Stichworte. Jeden Abend errichtet er Barrikaden, kontrolliert seine Waffen und zieht von einem Zimmer zum nächsten. Jeden Morgen fällt ihm ein Stein vom Herzen, und er fragt sich, wie lange er das noch durchhalten kann. Ich kenne meine Schmerzgrenze noch nicht, denkt er. Aber irgendwo verläuft sie.

Eines Nachmittags parkt Lars Håkansson sein glänzendes Auto wieder vor seiner Lehmhütte, und Hans Olofson freut sich, ihn zu sehen. Der Entwicklungshelfer rechnet damit, daß er zwei Nächte bleiben wird, und Hans Olofson beschließt hastig, seine inneren Barrikaden in aller Stille zu organisieren.

Als es Abend wird, sitzen sie gemeinsam auf der Terrasse.

»Warum geht man nach Afrika?« sagt Hans Olofson.

»Warum vertreibt man sich selbst? Wahrscheinlich frage ich dich, weil ich es leid bin, mich selber zu fragen.«

»Ich glaube kaum, daß ein Entwicklungshelfer der richtige Ansprechpartner für deine Frage ist«, antwortet Lars Håkansson. »Jedenfalls nicht, wenn du eine ehrliche Antwort hören möchtest. Unter der glatten Oberfläche idealistischer Motive verbirgt sich ein Geflecht aus egoistischen und materiellen Gründen. Wenn man einen Auslandsvertrag unterzeichnet, hat man die Chance, wohlhabend zu werden und dabei auch noch ein angenehmes Leben zu führen. Der schwedische Wohlfahrtsstaat begleitet dich überallhin und übertrifft sich selbst, wenn es um hochdotierte Experten in der Entwicklungshilfe geht. Wenn du Kinder hast, sorgt der schwedische Staat für das beste Ausbildungsangebot, du lebst in einer Randzone, in der praktisch alles möglich ist. Kaufe bei der Einreise in ein Land wie Sambia zollfrei ein Auto und verkaufe es anschließend zum Listenpreis, und du hast genügend Geld zum Leben und brauchst dein Gehalt nicht anzurühren, das sich auf einem Bankkonto irgendwo auf der Welt anhäuft. Du hast ein Haus mit Pool und Bediensteten und lebst wie auf einem schwedischen Herrensitz. Ich habe ausgerechnet, daß ich in einem Monat so viel verdiene wie meine Hausangestellte in sechzig Jahren. Dabei lege ich den Wert meiner Devisen auf dem Schwarzmarkt zugrunde. In Sambia gibt es keinen Entwicklungshelfer, der sein Geld jemals zum offiziellen Kurs in einer Bank getauscht hätte. Eine Leistung, die in einem vernünftigen Verhältnis zu unserem Einkommen steht, erbringen wir auch nicht. Sollte der schwedische Steuerzahler eines Tages begreifen, wohin sein Geld fließt, wird die

Regierung die nächste Wahl verlieren. Der schwedische Steuerzahler hat die Entwicklungshilfe nach vielen Jahren endlich akzeptiert. Tatsächlich ist Schweden eines der wenigen Länder in der Welt, in dem der Solidaritätsgedanke noch etwas bedeutet. Aber die Leute wollen natürlich, daß man sinnvoll mit ihren Steuergeldern umgeht, und das geschieht nur äußerst selten. Die Geschichte der schwedischen Entwicklungshilfe ist wie ein Riff, an dem zahllose Projekte Schiffbruch erlitten haben. Viele waren skandalös, einige wenige wurden von Journalisten unter die Lupe genommen und entlarvt, die meisten jedoch wurden einfach totgeschwiegen. Die schwedische Entwicklungshilfe hat so manche Leiche in ihrem Keller. Ich habe keine Probleme damit, das auszusprechen, denn mein Gewissen ist rein. Telekommunikationsnetze aufzubauen ist trotz allem eine Chance, Afrika dem Rest der Welt etwas näher zu bringen.«

»Früher hat man Schweden das selbsternannte Gewissen der Welt genannt«, sagt Hans Olofson von seinem Platz in der Dunkelheit aus.

»Die Zeiten sind vorbei«, antwortet Lars Håkansson.

»Schweden spielte und spielt nur eine unbedeutende Rolle. Der ermordete schwedische Premierminister hätte die Ausnahme sein können. Die schwedischen Gelder sind natürlich begehrt, und unsere politische Naivität führt dazu, daß eine schier endlose Reihe schwarzer Politiker und Geschäftsleute mit Hilfe schwedischer Entwicklungshilfe große Reichtümer angehäuft hat. In Tansania habe ich mich einmal mit einem Politiker unterhalten, der seinen Rücktritt erklärt hatte und alt genug war, kein Blatt mehr vor den Mund nehmen zu müssen. Er war Besitzer eines Schlosses in Frankreich, das er zum Teil mit schwedischen Entwicklungshilfegeldern erworben hatte, die

für Bewässerungsanlagen in den ärmsten Regionen seines Landes bestimmt waren. Er erzählte von einem informellen schwedischen Verein unter den Politikern im Lande. Einer Gruppe von Menschen, die regelmäßig zusammenkamen und sich darüber austauschten, wie man Entwicklungshilfe aus Schweden am leichtesten in die eigene Tasche wirtschaften konnte. Ich weiß nicht, ob das wirklich stimmt, aber der Gedanke erscheint mir zumindest nicht abwegig. Der Politiker, mit dem ich über sein Schloß in Frankreich sprach, war nicht einmal besonders zynisch. In Afrika wird es als eine legitime vermögensbildende Maßnahme gesehen, Politiker zu sein. Daß dies auf Kosten der Ärmsten der Armen geschieht, ist ein ungeschriebenes Gesetz.«

»Es fällt mir schwer zu glauben, was du da sagst«, antwortet Hans Olofson.

»Und gerade dadurch ist es möglich, daß es Jahr für Jahr so weitergeht«, sagt Lars Håkansson. »Die Zustände sind so unfassbar, daß es im Grunde niemand glauben kann, geschweige denn versucht, ihnen Einhalt zu gebieten.«

»Eine Frage hast du mir noch nicht beantwortet«, sagt Hans Olofson. »Warum bist du selber ins Ausland gegangen?«

»Wegen einer Scheidung, die ein mentales Blutbad war«, antwortet Lars Håkansson. »Ich wurde von meiner Frau auf die denkbar banalste Art und Weise verlassen. Sie lernte in Valencia einen spanischen Immobilienmakler kennen. Mein Leben, das bis dahin nie in Frage gestellt worden war, zerbrach in tausend Stücke, als wäre ein Lastwagen frontal in mein Bewußtsein gerauscht. Zwei Jahre war ich wie gelähmt. Dann brach ich auf, ging fort. Mein ganzer Lebensmut war verkümmert. Wahrscheinlich wollte ich fortgehen, um zu sterben, aber ich lebe immer noch.«

»Die beiden Mädchen«, sagt Hans Olofson.

»Es bleibt dabei«, erwidert Lars Håkansson. »Sie sind mir herzlich willkommen. Ich werde auf sie aufpassen.«

»Es dauert noch ein wenig, bis ihre Ausbildungskurse beginnen«, sagt Hans Olofson. »Aber ich könnte mir vorstellen, daß sie ein wenig Zeit brauchen, um sich einzugewöhnen. Ich hatte vor, sie in ein paar Wochen nach Lusaka zu bringen.«

»Sie sind mir herzlich willkommen«, wiederholt Lars Håkansson.

Was beunruhigt mich nur, denkt Hans Olofson. Irgend etwas macht mir Angst. Lars Håkansson ist ein vertrauenswürdiger Schwede, der ehrlich genug ist zuzugeben, daß er an etwas beteiligt ist, was man getrost einen Skandal nennen kann. Ich erkenne bei ihm die typisch schwedische Hilfsbereitschaft. Dennoch gibt es da auch etwas, was mir Sorgen macht.

Am nächsten Tag besuchen sie gemeinsam Joyce Lufuma und ihre Kinder. Als Hans Olofson den beiden ältesten Töchtern die gute Nachricht verkündet, beginnen sie vor Freude zu tanzen. Lars Håkansson steht lächelnd dabei, und Hans Olofson erkennt, daß die fürsorglichen Bemühungen eines Weißen für Joyce Lufuma eine Garantie sind. Ich mache mir unnötig Sorgen, denkt er. Liegt es vielleicht daran, daß ich keine eigenen Kinder habe?

Auch das ist eine Wahrheit über diesen widersprüchlichen Kontinent. Für Joyce Lufuma sind Lars Håkansson und ich die beste denkbare Garantie für ihre Töchter. Nicht nur, weil wir *wazungu* sind, reiche Männer, sondern weil sie uns aufgrund unserer Hautfarbe uneingeschränktes Vertrauen entgegenbringt.

Zwei Wochen später fährt Hans Olofson die beiden Mädchen

nach Lusaka. Marjorie, die ältere, sitzt neben ihm auf dem Beifahrersitz, Peggy hinter ihm. Sie sind blendend schön, und angesichts ihrer Lebensfreude hat er auf einmal einen Kloß im Hals. Ich tue wenigstens etwas, denkt er. Ich Sorge dafür, daß diese beiden jungen Menschen sich nicht sinnlos für allzu viele Geburten in allzu wenigen Jahren der Armut und der Entbehrungen aufsparen, für ein Leben, das unweigerlich mit einem frühen Tod endet.

Der Empfang bei Lars Håkansson ist beruhigend. Die Wohnung, die er den beiden Mädchen zur Verfügung stellt, ist frisch renoviert und gut ausgestattet. Marjorie bleibt verträumt vor dem Stromschalter stehen, der sie zum erstenmal in ihrem Leben mit Elektrizität versorgen wird.

Hans Olofson sieht ein, daß seine unklaren Befürchtungen unbegründet waren, und denkt, daß er seine eigene Angst auf andere überträgt. Den Abend verbringt er in Lars Håkanssons Haus. Vom Schlafzimmerfenster aus kann er die Schatten von Marjorie und Peggy sehen, die sich hinter dünnen Vorhängen bewegen, und er muß auf einmal wieder an den Tag denken, an dem er in der Provinzhauptstadt eintraf. Der erste Aufbruch, vielleicht die entscheidendste aller Reisen.

Am nächsten Tag unterzeichnet er eine Abtretungsurkunde für seine Anhöhe und gibt seine Kontonummer bei der englischen Bank an. Ehe er Lusaka verläßt, hält er spontan vor dem Büro von *Zambia Airways* in der Cairo Road und holt sich einen Flugplan für die europäischen Verbindungen der Fluglinie.

Die lange Rückfahrt nach Kalulushi wird von Wolkenbrüchen begleitet, die ihm die Sicht nehmen. Erst am späten Abend biegt er in die Auffahrt zu seiner Farm. Im Licht der Scheinwerfer kommt ihm der Nachtwächter entgegen. Einen Moment lang

erkennt er den Mann nicht wieder, glaubt, er wäre ein Bandit in der Uniform des Nachtwächters, und denkt verzweifelt: meine Waffen. Aber als er näher kommt, erkennt Hans Olofson den Mann.

»Willkommen daheim, *bwana*«, begrüßt ihn der Nachtwächter.

Ich werde nie herausfinden, ob er das auch wirklich meint, denkt Hans Olofson. Seine Worte könnten auch bedeuten, daß er mich willkommen heißt, um die Chance zu bekommen, mir das Herz aus dem Körper zu schneiden.

»Ist alles ruhig gewesen?« fragt er.

»Es ist nichts vorgefallen, *bwana*«, antwortet der Nachtwächter.

Im Haus erwartet ihn Luka, der das Abendessen für ihn warm gehalten hat. Er schickt Luka nach Hause und setzt sich an den Eßtisch. Das Essen könnte vergiftet sein, denkt er unvermittelt. Ich werde tot aufgefunden, eine schlampige Obduktion wird durchgeführt, das Gift niemals entdeckt.

Er schiebt den Teller von sich, löscht das Licht und bleibt im Dunkeln sitzen. In den Hohlräumen des Dachstuhls hört man das Flügelschlagen von Fledermäusen. Eine Spinne läuft über seine Hand. Ihm wird klar, daß er seine Schmerzgrenze nun fast erreicht hat. Sie ist wie ein Schwindelanfall, ein aufziehender Wirbelsturm aus unartikulierten Gedanken und Gefühlen.

Lange bleibt er so in der Dunkelheit sitzen, bis er begreift, daß er kurz vor einem Malariaanfall steht. Seine Glieder schmerzen, der Schädel pocht, und das Fieber schießt in seinen Körper. Hastig errichtet er seine Barrikaden, zieht Schränke vor die Haustür, kontrolliert die Fenster und sucht sich eines der Schlafzimmer aus, um sich mit seiner Pistole hinzulegen. Er

nimmt Chinin und dämmert langsam ein.

Im Traum jagt ein Leopard. Plötzlich sieht er, daß es Luka ist, der ein blutiges Leopardenfell trägt. Der Malariaanfall hetzt ihn in einen Abgrund.

Als er am anderen Morgen erwacht, spürt er, daß der Anfall trotz allem eher harmlos war. Er steigt aus dem Bett, zieht sich schnell an und öffnet Luka die Tür. Anschließend schiebt er einen Schrank zur Seite und bemerkt erst dabei, daß er noch den Revolver in der Hand hält. Die ganze Nacht hat er mit dem Finger am Abzug geschlafen. Ich verliere langsam die Kontrolle, denkt er. Überall sehe ich bedrohliche Schatten und unsichtbare *panga*, die über meiner Kehle schweben. Aufgrund meiner Herkunft bringe ich nicht die nötigen Voraussetzungen mit, um diese Angst nicht nur zu unterdrücken, sondern zu beherrschen. Meine Angst ist ein versklavtes Gefühl, das aufzubegehren lernt, um sich für immer zu befreien. Sobald ihr das gelingt, habe ich meine Schmerzgrenze erreicht. Dann hat Afrika mich doch noch, und zwar endgültig, besiegt.

Er überwindet sich zu frühstücken und fährt anschließend zu seinem Büro. Die schwarzen Kontoristen blicken von ihren Lieferberichten und Abwesenheitslisten auf und begrüßen ihn.

An diesem Tag erkennt Hans Olofson, daß ihm selbst die einfachsten Arbeitsabläufe plötzlich große Probleme bereiten. Jede noch so alltägliche Entscheidung löst Zweifel in ihm aus. Er versucht sich zu beruhigen, indem er sich sagt, daß er müde ist und sich einen Urlaub gönnen sollte. Die Verantwortung kann er einem der Vorarbeiter übertragen.

Im nächsten Moment keimt in ihm der Verdacht, daß Eisenhower Mudenda ihn unmerklich mit unsichtbaren Giften auslöscht. Der Staub auf seinem Schreibtisch verwandelt sich in einen Puder, der erstickende Gase verströmt, und er beschließt,

ein zusätzliches Vorhängeschloß an der Bürotür anzubringen. Ein leerer Eierkarton, der von einem Stapel herunterfällt, löst aus heiterem Himmel einen Wutanfall bei ihm aus. Die schwarzen Arbeiter betrachten ihn mit forschenden Augen. Ein Schmetterling, der auf seiner Schulter landet, läßt ihn heftig zusammenzucken, so als hätte ihm jemand im Dunkeln eine Hand auf die Schulter gelegt.

In der folgenden Nacht findet er keinen Schlaf. Leere breitet sich wie eine öde Landschaft in ihm aus. Plötzlich kommen ihm die Tränen, und kurz darauf schreit er laut in die Dunkelheit hinaus. Ich habe mich nicht mehr unter Kontrolle, denkt er, als der Anfall vorbei ist. Gefühle tauchen aus dem Nichts auf, attackieren mich und unterhöhlen mein Urteilsvermögen. Seine Armbanduhr zeigt kurz nach Mitternacht. Er steht auf, setzt sich in einen Sessel und beginnt in einem Buch zu lesen, das er sich wahllos aus Judith Fillingtons Sammlung herausgreift. Die Schäferhunde drehen ihre Runden um das Haus, und er hört ihr Knurren, das Zirpen der Zikaden, vereinzelte Vogelschreie vom Fluß. Er liest Seite auf Seite, ohne zu verstehen, was er da liest, schaut oft auf die Uhr und wartet auf die Dämmerung.

Kurz vor drei schläft er schließlich mit dem Revolver auf der Brust in seinem Sessel ein. Plötzlich ist er wieder wach. Etwas hat ihn geweckt, und er lauscht in die Dunkelheit hinein, aber die afrikanische Nacht ist vollkommen still. Ich muß geträumt haben, denkt er. Es ist nichts passiert, alles ist still ... Die Stille, schießt es ihm dann durch den Kopf. *Sie* hat mich geweckt. Es ist doch etwas passiert, diese Stille ist nicht normal. Angst steigt in ihm hoch, sein Herz klopft, und er greift nach seinem Revolver und lauscht.

Die Zikaden zirpen, aber die Schäferhunde sind verstummt.

Plötzlich ist er sicher, daß vor seinem Haus etwas geschieht. Er

läuft durch die Stille und holt seine Schrotflinte. Mit zitternden Händen schiebt er Munition in beide Läufe und entschert das Gewehr. Da draußen sind Menschen in der Dunkelheit, denkt er verzweifelt. Jetzt sitzen sie mir im Nacken. Wieder läuft er durch die leeren Zimmer und hebt den Telefonhörer ab. Die Leitung ist tot. Jetzt weiß er Bescheid und bekommt solche Angst, daß er kaum noch atmen kann. Er läuft die Treppe hinauf, greift nach einem Häufchen Munition, das auf einem Stuhl im Korridor liegt, und rennt in den Skelettraum. Das einzige Fenster des Raums hat keine Vorhänge. Vorsichtig späht er in die Dunkelheit hinaus. Die Lampen auf der Terrasse tauchen den Platz vor dem Haus in bleiches Licht. Von den Hunden ist weit und breit nichts zu sehen.

Auf einmal gehen die Lampen aus, und er hört ein leises Klirren. Er starrt in die Dunkelheit hinaus, glaubt Schritte zu hören und zwingt sich, ruhig nachzudenken. Sie werden versuchen, im Erdgeschoß einzudringen, überlegt er. Sobald ihnen klar ist, daß ich hier oben bin, werden sie mich austrüchern. Wieder läuft er durch den Flur und die Treppe hinab, lauscht an den beiden Haustüren, die von vorgeschobenen Schränken verdeckt werden.

Die Hunde, denkt er außer sich. Was haben sie nur mit den Hunden gemacht? Pausenlos rennt er zwischen den beiden Eingangstüren hin und her und überlegt, daß der Angriff auch gleichzeitig aus zwei Richtungen erfolgen könnte. Plötzlich fällt ihm ein, daß das Badezimmerfenster nicht vergittert ist. Es ist zwar klein, aber einem schlanken Menschen könnte es gelingen, sich hindurchzuzwängen. Vorsichtig schiebt er die Badezimmertür auf, das Gewehr zittert in seinen Händen. Ich darf nicht zögern, redet er sich gut zu. Wenn ich jemanden sehe, muß ich anlegen und schießen. Das Badezimmerfenster ist nicht

angerührt worden, und er kehrt zu den Türen zurück.

Dann hört er ein scharrendes Geräusch auf der Terrasse und denkt: das Dach. Sie versuchen in die obere Etage zu gelangen, indem sie auf das Dach der Terrasse klettern. Erneut nimmt er die Treppe in die obere Etage. Zwei Gästezimmer haben Fenster zur Terrasse, beide sind mit Stahlgittern gesichert. Die Zimmer werden nur selten benutzt. Vorsichtig schiebt er die Tür des ersten Zimmers auf, tastet sich bis zum Fenster vor und fährt mit den Fingern über die dünnen Eisenstangen, die in den Zement eingelassen sind. Er verläßt das Zimmer wieder und schiebt die Tür zum nächsten auf. Das Scharren auf dem Dach der Terrasse kommt näher. Er tastet sich in der Dunkelheit vor und streckt die Hand nach dem Gitter aus, doch seine Fingerspitzen berühren die Fensterscheibe. Das Gitter ist nicht mehr da. Jemand muß es entfernt haben.

Luka, denkt er. Luka, der genau weiß, daß ich diese Zimmer so gut wie nie betrete. Ich werde ihn umbringen, ihn erschießen und den Krokodilen zum Fraß vorwerfen, ihn nur verletzen und bei lebendigem Leib von den Krokodilen zerfleischen lassen. Er zieht sich zur Tür zurück, streckt die Hand nach einem Stuhl aus, der dort immer steht, und setzt sich.

Die Schrotflinte ist mit vier Patronen geladen, in der Trommel des Revolvers sind sechs. Das muß reichen, denkt er verzweifelt. Nachladen kann ich mit meinen zitternden Händen nicht. Der Gedanke an Luka beruhigt ihn plötzlich, die Bedrohung in der Dunkelheit hat ein Gesicht bekommen. Er verspürt den seltsamen Wunsch, die Waffe auf Luka zu richten und abzudrücken. Das Scharren auf dem Dach der Terrasse hört auf. Jemand preßt ein Werkzeug unter die Fensterleiste, um das Fenster aufzubrechen. Unwillkürlich kommt ihm der Gedanke, daß es bestimmt eines seiner eigenen Werkzeuge ist. Jetzt

schieße ich, denkt er. Jetzt feuere ich beide Läufe ab. Kopf und Oberkörper müssen sich unmittelbar hinter der Scheibe befinden.

Er steht in der Dunkelheit auf, tritt ein paar Schritte vor und legt an. Seine Hände zittern, die Gewehrläufe tanzen auf und ab.

Beim Abdrücken soll man die Luft anhalten, hat jemand ihm beigebracht. Jetzt töte ich einen Menschen, denkt er. Auch wenn es Notwehr ist, handle ich doch vorsätzlich. Er merkt, daß ihm Tränen in den Augen stehen, und drückt ab, erst einmal, dann unmittelbar darauf ein zweites Mal.

Der Knall der Schüsse hallt in seinen Ohren nach, Glassplitter treffen ihn im Gesicht. Der Rückschlag wirft ihn an die Wand, wodurch er mit der Schulter den Lichtschalter berührt. Aber statt das Licht wieder zu löschen, schreit er nun los und läuft zu dem herausgeschossenen Fenster. Jemand hat die Scheinwerfer seines Wagens eingeschaltet. Zwei schwarze Schatten stehen vor dem Auto, und er glaubt Luka in einem von ihnen zu erkennen. Er zielt hastig und schießt auf die beiden Schatten. Der eine stolpert, während der andere schnell verschwindet. Er vergißt, daß noch eine Patrone in der Schrotflinte ist, läßt sie zu Boden fallen und zieht den Revolver. Vier Schüsse feuert er auf den Schatten ab, der gestolpert ist, ehe er begreift, daß auch er verschwunden ist.

Er entdeckt, daß das Dach der Terrasse voller Blut ist, bückt sich nach dem Gewehr, löscht das Licht und schließt die Tür. Anschließend setzt er sich im Flur auf den Fußboden und läßt nach. Seine Hände zittern, das Herz pocht wie wild in seiner Brust, und er muß all seine Konzentration aufbringen, um die Waffen nachzuladen. Er denkt, daß er jetzt am liebsten schlafen würde, bleibt jedoch im Flur sitzen und wartet darauf, daß es Tag wird. Im ersten Morgengrauen zieht er den Schrank zur

Seite und öffnet die Küchentür. Die Autoscheinwerfer sind erloschen, die Batterie ist leer. Luka ist nirgendwo zu sehen. Langsam, das Gewehr immer noch in der Hand, geht er zur Terrasse.

Die Leiche ist mit dem Fuß in einem Fallrohr hängengeblieben und hängt kopfüber zwischen einigen Kakteen, die Judith Fillington gepflanzt hat. Ein blutiges Leopardenfell hängt um die Schultern des toten Afrikaners. Mit dem Stiel einer Harke stößt Hans Olofson gegen den Fuß der Leiche, die daraufhin herunterfällt. Obwohl von dem Gesicht kaum etwas übriggeblieben ist, erkennt er sofort, daß der Tote Peter Motombwane ist. In seinem Blut schwirren bereits die Fliegen. Von der Terrasse holt er eine Tischdecke, die er über die Leiche wirft. Neben dem Auto ist eine Blutlache, und eine Blutspur führt in den dichten Busch, wo sie plötzlich endet.

Als er sich umdreht, sieht er Luka unterhalb der Terrasse stehen, hebt das Gewehr und geht auf ihn zu.

»Du bist also noch am Leben«, sagt er, »aber nicht mehr lange. Diesmal werde ich nicht vorbeischießen.«

»Was ist passiert, *bwana*?« fragt Luka.

»Das fragst du mich?«

»Ja, *bwana*.«

»Wann hast du die Vergitterung entfernt?«

»Welche Vergitterung, *bwana*?«

»Du weißt genau, welche ich meine.«

»Nein, *bwana*.«

»Leg die Hände in den Nacken und geh vor!«

Luka gehorcht seinem Befehl, und Hans Olofson führt ihn in die obere Etage. Dort zeigt er Luka das klaffende Loch an der

Stelle, wo das Fenster herausgeschossen wurde.

»Du hättest es fast geschafft«, sagt Hans Olofson, »aber nur fast. Du wußtest, daß ich dieses Zimmer nur ganz selten betrete. Du hast die Eisenstäbe herausgebrochen, als ich nicht zu Hause war. So hätte ich euer Eindringen nicht bemerkt. Anschließend wolltet ihr euch im Schutz der Dunkelheit die Treppe hinunterschleichen.«

»Die Vergitterung ist fort, *bwana*. Jemand hat sie entfernt.«

»Nicht jemand, Luka. Das warst du.«

Luka sieht ihm in die Augen und schüttelt den Kopf.

»Du bist heute nacht hier gewesen«, sagt Hans Olofson.

»Ich habe dich gesehen und auf dich geschossen. Peter Motombwane ist tot. Aber wer war der dritte Mann?«

»Ich habe geschlafen, *bwana*«, erwidert Luka. »Schüsse von einem *uta* haben mich geweckt. Viele Schüsse. Dann lag ich wach. Erst als ich sicher war, daß *bwana* Olofson das Haus verlassen hatte, kam ich her.«

Hans Olofson hebt das Gewehr und entschert es. »Ich werde dich erschießen«, sagt er. »Ich werde dich erschießen, wenn du mir nicht sagst, wer der dritte Mann war. Ich töte dich, wenn du mir nicht erzählst, was passiert ist.«

»Ich habe geschlafen, *bwana*«, antwortet Luka. »Ich weiß nichts. Ich sehe, daß Peter Motombwane tot ist und ein Leopardenfell um die Schultern trägt. Ich weiß nicht, wer die Vergitterung entfernt hat.«

Er sagt die Wahrheit, denkt Hans Olofson. Aber eigentlich bin ich mir sicher, ihn letzte Nacht gesehen zu haben. Außer ihm konnte niemand die Vergitterung entfernen, kein anderer weiß, daß ich dieses Zimmer nur so selten betrete.

Trotzdem glaube ich, daß er die Wahrheit sagt.

Sie kehren ins Erdgeschoß zurück. Die Hunde, denkt Hans Olofson plötzlich. Ich habe die Hunde vergessen. Unmittelbar hinter dem Wassertank findet er sie. Sechs Kadaver liegen auf der Erde. Aus ihren Mäulern hängen noch Fleischreste. Konzentriertes Gift, denkt er. Ein einziger Bissen, und es war aus. Peter Motombwane wußte genau, was er tat.

Er beobachtet Luka, der ungläubig die toten Hunde anstarrt. Natürlich gibt es auch noch eine andere denkbare Erklärung, überlegt er. Peter Motombwane kannte mein Haus. Manchmal hat er hier allein auf mich gewartet, und die Hunde kannten ihn auch. Es kann durchaus stimmen, wenn Luka sagt, daß er geschlafen hat und erst wach wurde, als ich das Gewehr abfeuerte. Vielleicht habe ich mich in der Dunkelheit geirrt. Ich glaubte, Luka wäre dabei, und habe mir deshalb eingebildet, ich hätte ihn gesehen.

»Rühr nichts an«, sagt er. »Warte vor dem Haus, bis ich wieder zurück bin.«

»Ja, *bwana*«, antwortet Luka.

Sie schieben den Wagen an, bis der Dieselmotor anspringt, und Hans Olofson fährt zu seiner Lehmhütte. Die schwarzen Arbeiter beobachten ihn mit ausdruckslosen Mienen. Wie viele von ihnen gehören zu den Leoparden, denkt er. Wie viele haben geglaubt, ich sei tot?

Das Telefon in seinem Büro funktioniert noch. Er ruft die Polizei in Kitwe an.

»Sagt allen, daß ich lebe«, weist er die schwarzen Kontoristen an. »Sagt allen, daß ich die Leoparden getötet habe. Einer von ihnen ist möglicherweise nur angeschossen worden. Sagt den Arbeitern, daß ich dem, der einen verletzten Leoparden findet,

einen Jahreslohn zahle.«

Anschließend kehrt er zum Haus zurück. Ein Fliegenschwarm kreist über der Tischdecke, unter der Peter Motombwane liegt.

Während er auf die Polizei wartet, versucht er nachzudenken. Peter Motombwane ist gekommen, um mich umzubringen, denkt er, so wie er eines Nachts auch zu Ruth und Werner Masterton gekommen ist. Sein Fehler war, daß er meine Angst unterschätzt hat und glaubte, ich würde nachts schon wieder ruhig schlafen.

Peter Motombwane wollte mich töten, das darf ich nie vergessen. Das ist der Ausgangspunkt. Er hätte mich geköpft, mich in einen abgeschlachteten Tierkadaver verwandelt. Er muß zu allem entschlossen gewesen sein, denn er wußte, daß ich Waffen besitze. Also schreckte er auch nicht davor zurück, sein Leben zu opfern. Jetzt wird mir klar, daß er mich warnen und zur Abreise bewegen wollte, um dem Unumgänglichen zu entkommen. Aus seinen Erkenntnissen entwickelte sich vermutlich traurige Verzweiflung und die Überzeugung, zu jedem Opfer bereit sein zu müssen.

Der Mann, der über mein Dach schlich, war kein Bandit. Er war ein Mann mit Überzeugungen, der sich einen Auftrag erteilt hatte, dessen Ausführung er für notwendig hielt. Auch das darf ich nie vergessen. Als ich ihn erschoss, tötete ich vielleicht einen der besten Menschen in diesem gepeinigten Land. Einen Menschen, der mehr zu bieten hatte als Zukunftsträume, weil er bereit war zu handeln. Als ich Peter Motombwane erschoss, tötete ich die Hoffnung vieler Menschen.

Er wiederum glaubte, mein Tod sei unumgänglich. Es war keine Rache. Ich glaube nicht, daß jemand wie Peter Motombwane sich von derartigen Gefühlen leiten ließ. Er stieg auf mein Dach, weil er verzweifelt war. Er wußte, was in diesem

Land vorgeht, und sah keinen anderen Ausweg, als sich der Bewegung der Leoparden anzuschließen und verzweifelten Widerstand zu leisten, um eines Tages doch noch den notwendigen Aufstand zu erleben. Hat er diese Bewegung vielleicht sogar gegründet? Handelte er auf eigene Faust oder zusammen mit wenigen Mitverschworenen, oder sorgte er für genügend Nachwuchs, ehe er selbst zum *panga* griff?

Hans Olofson geht zur Terrasse und versucht den Anblick der Tischdecke, unter der die Leiche liegt, zu meiden. Hinter einigen afrikanischen Rosenstöcken findet er, wonach er sucht. Peter Motombwanes *panga* ist geschliffen scharf, und in den Griff sind verschiedene Symbole geschnitzt. Er erkennt den Kopf eines Leoparden und ein Auge, das tief in das braune Holz geritzt ist. Dann legt er das *panga* wieder zwischen die Rosen und schiebt mit dem Fuß etwas Laub darüber, so daß die Waffe nicht mehr zu sehen ist.

Ein rostiges Polizeiauto nähert sich mit stotterndem Motor. An der Auffahrt zum Haus setzt der Motor aus, offensichtlich, weil der Tank leer ist. Was wäre passiert, wenn ich sie heute nacht alarmiert hätte, denkt er. Wenn ich sie gebeten hätte, zu meiner Rettung auszurücken? Hätten sie mich dann wissen lassen, daß sie leider kein Benzin mehr haben? Oder hätten sie mich vielleicht gebeten, sie mit dem Auto abzuholen?

Auf einmal erkennt er den Beamten wieder, der mit vier Polizisten auf ihn zukommt. Es ist der Mann, der eines Tages mit einem falsch ausgestellten Durchsuchungsbefehl vor seinem Haus stand. Hans Olofson erinnert sich noch an seinen Namen: Kaulu.

Hans Olofson zeigt ihm die Leiche und die Hunde und beschreibt, wie sich alles abgespielt hat. Außerdem sagt er aus, daß er Peter Motombwane kannte.

Der Polizeibeamte schüttelt resigniert den Kopf. »Journalisten darf man, wie man sieht, niemals trauen«, sagt er.

»Peter Motombwane war ein guter Journalist«, erwidert Hans Olofson.

»Er hat sich zu sehr für Dinge interessiert, die ihn nichts angingen«, sagt der Polizeibeamte. »Jetzt wissen wir, daß er ein Bandit war.«

»Das Leopardenfell«, sagt Hans Olofson. »Mir sind da Gerüchte über eine politische Bewegung zu Ohren gekommen.«

»Wir wollen ins Haus gehen«, antwortet der Polizist schnell. »Es redet sich besser im Schatten.«

Luka serviert Tee, und sie schweigen lange.

»Solche unerfreulichen Gerüchte verbreiten sich leider nur allzu leicht«, bricht der Polizist das Schweigen. »Es gibt keine Bewegung der Leoparden. Der Präsident hat öffentlich erklärt, daß es sie nicht gibt. Also existiert sie auch nicht. Um so bedauerlicher wäre es, wenn nun neue Gerüchte aufkämen. Das läge nicht im Interesse unserer Behörden.«

Was versucht er mir zu sagen, denkt Hans Olofson. Ist das nun eine Information oder eine Warnung? Oder sogar eine Drohung?

»Ruth und Werner Masterton«, sagt Hans Olofson.

»Wenn ich ihn und eventuell auch einen zweiten Mann nicht erschossen hätte, sähe es hier jetzt genauso aus wie in ihrem Haus.«

»Ich kann da keinen Zusammenhang erkennen«, erwidert der Polizeibeamte.

»Natürlich gibt es einen Zusammenhang«, widerspricht Hans Olofson.

Der Polizist rührt bedächtig in seiner Tasse. »Ich bin einmal mit einem fehlerhaft ausgestellten Durchsuchungsbefehl bei Ihnen gewesen«, sagt er. »Sie waren damals sehr entgegenkommend. Um so mehr freut es mich, daß ich mich jetzt erkenntlich zeigen kann. Es existiert keine Bewegung der Leoparden, das hat der Präsident entschieden. Und es besteht auch keine Veranlassung, Zusammenhänge zu suchen, wo es keine gibt. Darüber hinaus wäre es ausgesprochen unglücklich, wenn sich das Gerücht verbreiten würde, daß Sie den Mann kannten, der versucht hat, Sie zu ermorden. Dadurch könnte das Mißtrauen der Behörden geweckt werden, und jemand könnte auf die Idee kommen, daß es sich um einen Racheakt gehandelt hat. Eine verdächtige Verbindung zwischen einem weißen Farmer und dem Aufkommen von Gerüchten um die Bewegung der Leoparden? Sie könnten leicht in Schwierigkeiten geraten. Das Beste wird sein, einen einfachen und klaren Bericht über einen bedauerlichen Überfall abzufassen, der glücklicherweise glimpflich ausgegangen ist.«

Darauf läuft es also hinaus, denkt Hans Olofson. Wenn ich seine Erklärung richtig verstehe, soll ich einsehen, daß man den Vorfall unter den Teppich kehren wird. Peter Motombwane wird in der Erinnerung der Menschen nicht als verzweifelter Widerstandskämpfer weiterleben, sondern als Bandit.

»Die Einwanderungsbehörden könnten sich besorgt zeigen«, fährt der Polizeibeamte fort, »aber ich werde mich für Ihre frühere Hilfsbereitschaft erkenntlich zeigen, indem ich den Fall so schnell wie möglich zu den Akten lege.«

Er läßt sich nicht aus der Fassung bringen, denkt Hans Olofson. Seine Anweisungen sind eindeutig, es gibt keinen politischen Widerstand im Land.

»Ich nehme an, daß Sie für Ihre Waffen im Besitz eines

Waffenscheins sind«, bemerkt der Polizist freundlich.

»Nein«, antwortet Hans Olofson.

»Da hätten Sie aber leicht Schwierigkeiten bekommen können«, meint der Polizeibeamte. »In den Augen unserer Behörden ist ein fehlender Waffenschein ein ernstes Vergehen.«

»Darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht«, antwortet Hans Olofson.

»Auch das werde ich nur zu gerne vergessen«, erwidert der Polizist und steht auf.

Der Fall ist abgeschlossen, denkt Hans Olofson. Seine Argumente sind besser als meine. Kein Mensch will freiwillig in einem afrikanischen Gefängnis zugrunde gehen.

Als sie aus dem Haus treten, ist die Leiche nicht mehr da.

»Meine Männer haben sie in den Fluß geworfen«, antwortet der Polizist, als Hans Olofson fragt. »So ist es am einfachsten. Wir haben uns erlaubt, als Gewichte ein paar Eisenteile zu benutzen, die wir auf dem Hof gefunden haben.«

Die anderen Polizisten warten am Auto.

»Leider ist uns das Benzin ausgegangen«, sagt Kaulu.

»Aber einer meiner Männer hat sich ein paar Liter aus dem Treibstofflager ausgeliehen, während wir unseren Tee getrunken haben.«

»Selbstverständlich«, erwidert Hans Olofson. »Nehmen Sie doch auch noch ein paar Kartons Eier mit, ehe Sie fahren.«

»Eier schmecken gut«, sagt der Polizist und streckt die Hand zum Gruß aus. »Es ist nicht immer so leicht, eine Ermittlung abzuschließen.«

Das Polizeiauto verschwindet. Hans Olofson weist Luka an, die blutverschmierte Decke zu verbrennen, und behält ihn dabei

im Auge.

Er könnte es doch gewesen sein, denkt Hans Olofson. Wie soll ich mit ihm in meiner Nähe weiterleben können? Wie soll ich hier überhaupt weiterleben können?

Er setzt sich in den Wagen und hält vor dem Hühnerstall, in dem Eisenhower Mudenda arbeitet.

Er zeigt ihm Peter Motombwanes *panga*. »Das gehört jetzt mir«, sagt er. »Wer mein Haus angreift, wird mit der Waffe getötet werden, die mich nicht besiegen konnte.«

»Das ist eine sehr gefährliche Waffe, *bwana*«, erwidert Eisenhower Mudenda.

»Es wäre schön, wenn alle davon erführen«, sagt Hans Olofson.

»Alle werden bald von ihr wissen, *bwana*«, entgegnet Eisenhower Mudenda.

»Dann haben wir uns ja verstanden«, sagt Hans Olofson und kehrt zu seinem Auto zurück.

Er schließt sich in sein Schlafzimmer ein, zieht die Vorhänge zu, sieht, daß Luka die Hundekadaver vergräbt, und denkt: Ich lebe auf einem afrikanischen Friedhof.

Auf dem Dach der Terrasse ist noch Peter Motombwanes Blut. Er war einmal mein Freund, mein einziger afrikanischer Freund. Der Regen wird sein Blut fortspülen, die Krokodile werden seine Leiche am Grund des Kafue in Stücke reißen.

Er setzt sich auf die Bettkante, vor Müdigkeit tut ihm alles weh. Wie soll ich das Geschehene ertragen können, denkt er erneut. Wie komme ich aus dieser Hölle heraus?

Während des folgenden Monats lebt Hans Olofson in dem Gefühl zunehmender Ohnmacht. Die Regenzeit geht ihrem

Ende entgegen, er behält Luka im Auge. Das Gerücht von dem Überfall führt seine Nachbarn zu ihm, und er wiederholt seinen Bericht über die Nacht, in der Peter Motombwane und seine Hunde starben. Der zweite Mann wird nie gefunden, die Blutspur endet im Nichts. In seiner Phantasie wird der dritte Mann immer mehr zu einem Schatten, auch Lukas Gesicht verschwindet langsam.

Mehrmals leidet er an Malariaanfällen und glaubt, von Banditen überfallen zu werden. Eines Nachts denkt er, er würde sterben. Als er aufwacht, ist der Strom weg, und im Fieber verliert er völlig die Orientierung. Wahllös feuert er seinen Revolver in die Dunkelheit ab.

Als er das nächstmal aufwacht, ist der Malariaanfall vorüber, und Luka steht wie üblich im Morgengrauen vor der Tür. Andere Schäferhunde drehen ihre Runden um das Haus, seine weißen Nachbarn haben sie ihm ganz selbstverständlich geschenkt.

Die tägliche Arbeit auf der Farm bewältigt er wie immer. Es werden keine Eierlieferungen mehr geplündert, es herrscht Ruhe im Land.

Er fragt sich, wie er durchhalten soll, und denkt, daß es unumgänglich war, Peter Motombwane zu töten. Er hätte mir nie eine andere Wahl gelassen. Er hätte mich enthauptet, wenn ich ihm nicht zugekommen wäre. Seine Verzweiflung muß so groß gewesen sein, daß er nicht warten konnte, bis die Zeit reif war und der Aufstand sich langsam anbahnte. Er muß geglaubt haben, den Reifeprozess beschleunigen zu können, und griff zur einzigen Waffe, die ihm zur Verfügung stand. Vielleicht wußte er sogar, daß er scheitern würde.

Er vergleicht sich mit Peter Motombwane, durchstreift in ausgedehnten Trauermärschen sein Leben und denkt, mein

Leben ist mit schlechtem Zement gebaut. Überall zeigen sich tiefe Risse, und eines Tages wird alles einstürzen. Meine Ambitionen sind immer oberflächlich und unzulänglich, meine moralischen Anwandlungen entweder sentimental oder zu ungeduldig gewesen. Im Grunde habe ich von mir selber niemals etwas gefordert.

Ich studierte, um einen Ausweg, einen Fluchtweg zu finden. Ich reiste nach Afrika, weil ich den Traum eines anderen Menschen in mir trug. Mir wurde eine Farm übergeben, aber als Judith Fillington fortging, war die eigentliche Arbeit schon getan. Ich brauchte nur noch die eingespielten Arbeitsabläufe zu wiederholen. Schließlich wurde mir die schreckliche Rolle zugeteilt, einen oder vielleicht sogar zwei Menschen zu töten. Menschen, die bereit waren, etwas zu tun, was ich niemals gewagt hätte. Man kann mir im Grunde nicht vorwerfen, daß ich mein Leben verteidigt habe. Aber ich werfe es mir vor.

Immer öfter betrinkt er sich abends und taumelt durch die leeren Zimmer. Ich muß fort, denkt er. Ich verkaufe die Farm, brenne sie nieder, gehe weg.

Er glaubt, daß ihm nur noch eine Aufgabe geblieben ist: Joyce Lufumas Töchter. Ich kann sie nicht allein lassen, denkt er. Auch wenn es Lars Håkansson gibt, muß ich hierbleiben, bis ich sicher sein kann, daß sie die nötige Geborgenheit gefunden haben, um ihre Ausbildung zu machen.

Als ein Monat vergangen ist, beschließt er spontan, nach Lusaka zu fahren und sie zu besuchen. Er denkt, daß er seine Ankunft besser ankündigen sollte, ruft dann aber doch nicht an, sondern setzt sich in den Wagen und fährt los. Er erreicht Lusaka an einem Sonntagabend.

Als er in die Stadt hineinfährt, empfindet er zum erstenmal seit langer Zeit Freude.

Ich hätte eigene Kinder haben sollen, denkt er. Auch in der Beziehung verläuft mein Leben nicht natürlich.

Auf der Fahrt zu Lars Håkansson Haus überlegt er, daß es vielleicht noch nicht zu spät dafür ist.

Der Nachtwächter öffnet ihm das Tor der Einfahrt, und er biegt auf den Kiesplatz vor dem Haus ...

IM AUGENBLICK der Niederlage wünscht sich Hans Olofson, er könnte wenigstens in eine Flöte blasen, die ihm jemand aus einem Schilfrohr geschnitzt hat.

Aber er besitzt keine solche Flöte, hält nur seine ausgerissenen Wurzeln in der Hand.

Hans Fredström, der Sohn eines Konditormeisters aus Danderyd, verkündet das Urteil über Hans Olofson. Sie sitzen Anfang September 1969 zusammen in einer Stockholmer Kneipe. Wer von ihnen den Vorschlag gemacht hat, an diesem Mittwochabend den Zug nach Stockholm zu nehmen und ein Bier trinken zu gehen, weiß er nicht mehr. Jedenfalls kommt er mit. Die fünf jungen Männer haben sich in einem Einführungsseminar kennengelernt.

Im Frühjahr war Hans Olofson mit dem bitteren Gefühl nach Hause gefahren, daß er niemals einen Abschluß machen wird. Er hatte lange genug im Haus der Uhren gelebt und sich durch Vorlesungen und Lernstoff gequält, um zu begreifen, daß er nirgendwo hineinpaßte. Sein Ehrgeiz, Verteidiger der mildernden Umstände zu werden, hatte sich in Luft aufgelöst. Das Ticken der Uhren um ihn herum kam ihm immer unwirklicher vor, bis ihm schließlich klar wurde, daß die Universität ein Vorwand für die Nachmittage war, die er in Wickbergs Waffenhandlung verbrachte, und nicht umgekehrt.

Den Sommer hatten die Brüder Holmström gerettet, die immer noch keine Zukünftigen gefunden hatten und in ihrem alten Saab weiter durch die hellen Sommerwälder brausten. Hans Olofson hatte sich auf den Rücksitz gezwängt, von ihrem

Schnaps getrunken und Wälder und Waldseen an sich vorbeiziehen lassen. Auf einem abgelegenen Tanzboden begegnete er einem Mädchen, in das er sich Hals über Kopf unsterblich verliebte. Sie hieß Agnes, nannte sich Agge, und war Lehrling im Friseursalon »Die Welle«, der zwischen der Buchhandlung und Karl-Ottos Laden für gebrauchte Motorräder und Mopeds lag. Eines Tages erfuhr er, daß ihr Vater einer der Arbeiter war, mit denen er im Lager des Einzelhandelsverbands zusammengearbeitet hatte und für den er Kautabak gekauft und die Kaffeetasse gespült hatte. Zusammen mit ihrer älteren Schwester wohnte sie in einer kleinen Wohnung über der Handelsbank, und weil die Schwester mit einem Mann im Wohnwagen Richtung Küste verschwunden war, hatten sie die Wohnung für sich allein. Dorthin kamen die Brüder Holmström in einer Staubwolke mit ihrem Saab, dort wurden die Pläne für den Abend geschmiedet, dorthin kehrten sie später wieder zurück.

Er beschloß zu bleiben, sich eine Arbeit zu suchen, einen Schlußstrich zu ziehen und später, im Herbst, nicht an die Universität zurückzukehren.

Aber auch diese Liebe war nur Einbildung, ein neues Versteck, und um ihr schließlich zu entfliehen, fuhr er trotz allem zurück. In ihren Augen spiegelte sich sein Verrat.

Doch vielleicht ging er auch fort, weil er es nicht länger ertrug, mit ansehen zu müssen, daß Erik Olofson immer öfter mit seinen Dämonen kämpfte, denen nicht einmal mit Putzwasser beizukommen war. Mittlerweile trank er ständig, und sein Trinken war ein bewußter Kniefall vor seiner Unfähigkeit, wieder zur See zu fahren.

In diesem Sommer wurde Erik Olofson schließlich doch noch ein richtiger Holzfäller. Jetzt war er nicht mehr der Seemann,

der sich, umgeben von Rinde und Unterholz, abmühte, um Horizonte zu öffnen und einen Kurs anzupeilen.

Eines Tages fiel Célestine herunter. Als wäre sie in einem mächtigen Orkan untergegangen, fand sie Hans Olofson, während der Vater seinen Rausch auf dem Sofa ausschließ. In seiner Erinnerung ist dieser Moment mit zorniger Hilflosigkeit verbunden, zwei gegensätzlichen Kräften, die sich ineinander verhakten.

Kurz darauf kehrt er nach Uppsala zurück, sitzt nun in einer Stockholmer Kneipe, und Hans Fredström verschüttet Bier auf seine Hand.

Hans Fredström kann man nur beneiden, denn er fühlt sich auserkoren, Staatsanwalt zu werden. »Dieses Gesindel muß man an den Ohren packen und verurteilen«, sagt er. »Als Staatsanwalt sorgt man für Sauberkeit, man reinigt die Gesellschaft.«

Hans Olofson hat ihm einmal seinen Plan anvertraut, sich zum Fürsprecher der Schwachen zu machen, woraufhin er bei Hans Fredström augenblicklich in Ungnade gefallen ist. Von seinem Ausgangspunkt im wohlhabenden, vornehmen Danderyd aus mobilisiert er eine Feindseligkeit, der Hans Olofson nichts entgegenzusetzen hat. Fredströms Worte sind so gehässig und voller Vorurteile, daß sie ihm einfach zuwider sind. Ihre Diskussionen enden stets kurz vor einer Prügelei. Hans Olofson versucht ihm möglichst aus dem Weg zu gehen, denn wenn er sich auf ein Wortgefecht mit ihm einläßt, zieht er grundsätzlich den kürzeren. Als Hans Fredström Bier auf seine Hand verschüttet, zieht er sie deshalb nur weg.

Ihm werde ich gegenüberstehen. Gemeinsam mit ihm soll ich Recht und Gesetz in der Zeitspanne verteidigen, die für meine Generation abgesteckt ist.

Der Gedanke erscheint ihm plötzlich absurd. Er müßte eigentlich in der Lage sein, sich zu überwinden, ihm gegenüberzutreten, denn sonst wird Hans Fredström wie ein Raubtier ungehindert in den Gerichtssälen wüten können und mit Elefantenfüßen die mildernden Umstände zerstampfen, die es trotz allem geben mag.

Aber er kann sich ihm nicht stellen. Er ist zu allein, zu schlecht gerüstet.

Plötzlich steht er auf und geht. Hinter seinem Rücken hört er Hans Fredström grinsen und fragt sich, wie man den Gesichtsausdruck eines Menschen hören kann.

Rastlos läßt er sich durch die Stadt treiben, läuft ziellos umher. Sein Kopf ist so leer wie die leerstehenden Säle in einem verfallenen Palast. Anfangs glaubt er, daß es in seinem Innern nur abblätternde Tapeten und das Echo seiner eigenen Schritte gibt.

Aber in einem der Räume liegt Sture in seinem Bett, und ein dickes schwarzes Rohr ragt aus seinem Hals. Die Eisenlunge umschließt ihn mit ihren glänzenden Flügeln, und er hört ein Zischen wie von einer Lokomotive, die Dampf abläßt. Durch einen anderen Raum hallt ein Wort, Mutshatsha, Mutshatsha, und es ist gut möglich, daß er sogar die leisen Töne von »Some of these days« hört.

Spontan beschließt er, Sture zu besuchen und ihn tot oder lebendig wiederzusehen.

Wenige Tage später ist er in Västervik. Am späten Nachmittag steigt er aus dem Bus aus Norrköping, der nach Kalmar weiterfahren wird. Sofort riecht er das Meer, und als wäre er ein Insekt, das sich von seinem Geruchssinn leiten läßt, treibt es ihn nach Slottsholmen hinaus.

Der Herbstwind weht vom Meer herein, als er an den Stegen vorbeischlendert und sich die Boote anschaut. Ein einzelnes Segelboot nimmt Kurs auf den Hafen, und die Segel schlagen im Wind, als eine Frau sie einholt ...

Er findet keine Pension, und in einem Anfall von Leichtsinn nimmt er sich ein Zimmer im Stadthotel. Durch die Wand hört er jemanden aufgebracht reden und stellt sich einen Mann vor, der für eine Rolle in einem Theaterstück probt.

An der Rezeption hilft ihm ein freundlicher Mann mit einem Glasauge, auf der Karte das Sanatorium zu finden, in dem Sture untergebracht sein könnte.

»Die Tannenhöhe«, sagt der Mann mit dem Glasauge.

»Das muß es sein. Dort bringt man alle unter, die nicht das Glück hatten, auf der Stelle tot zu sein. Autounfälle, Motorradunfälle, Querschnittsgelähmte. Das ist es bestimmt.«

Als Hans Olofson am nächsten Morgen dort eintrifft, erkennt er, daß Tannenhöhe ein irreführender Name ist. Der Wald endet hier, und vor ihm liegt, umgeben von gepflegten Blumenbeeten, ein Gutshaus, hinter dessen Gebäudeflügeln das Meer zu erkennen ist. Vor dem Haupteingang sitzt ein Mann, der keine Beine mehr hat, in einem Rollstuhl. Der Mann ist in eine Decke gehüllt und schläft mit offenem Mund.

Hans Olofson betritt das Gebäude durch die hohen Eingangstüren und denkt, daß dieses Sanatorium an das Gerichtsgebäude erinnert, in dem Sture früher gewohnt hat. Man zeigt ihm den Weg zu einem kleinen Büro. Dort leuchtet eine grüne Lampe, und er steht einem Mann gegenüber, der sich als Herr Abramovitj vorstellt. Der Mann spricht mit gedämpfter, kaum vernehmbarer Stimme, und Hans Olofson überlegt, daß es seine Lebensaufgabe ist, die Stille zu behüten.

»Sture von Croona«, flüstert Herr Abramovitj. »Er ist jetzt zehn Jahre oder sogar noch länger bei uns. Aber an Sie kann ich mich nicht erinnern. Ich nehme an, Sie sind ein Verwandter?«

Hans Olofson nickt.

»Ein Halbbruder«, sagt er.

»Manche Menschen sind beim ersten Besuch ein wenig schockiert«, flüstert Herr Abramovitj. »Er ist natürlich blaß und ein wenig aufgedunsen vom ständigen Liegen. Ein gewisser Krankenhausgeruch läßt sich leider auch nicht völlig vermeiden.«

»Ich möchte ihn gern besuchen«, erwidert Hans Olofson. »Ich habe eine weite Reise gemacht, um ihn zu sehen.«

»Ich werde mit ihm sprechen«, sagt Herr Abramovitj und steht auf. »Wie war noch der Name? Hans Olofson? Ein Halbbruder?«

Als er wiederkommt, ist alles geklärt. Gemeinsam gehen sie einen langen Korridor hinab und bleiben vor einer Tür stehen. Herr Abramovitj klopft an. Ein gurgelnder Laut ist die Antwort.

In dem Zimmer, das Hans Olofson nun betritt, ist nichts, wie er es sich vorgestellt hat. Die Wände sind voller Bücherregale, und mitten im Raum, umgeben von Zimmerpflanzen in hohen Blumentöpfen, liegt Sture in einem blauen Bett. Aber weder ragt ein Rohr aus seinem Hals, noch hüllt ein riesiges Insekt das blaue Bett mit seinen Flügeln ein.

Die Tür schließt sich lautlos hinter ihm und sie sind allein.

»Wo zum Teufel hast du gesteckt?« fragt Sture mit heiserer Stimme, der man dennoch die Wut anhört.

Hans Olofsons Vorstellungen zerplatzen wie Seifenblasen. Er hat sich eingebildet, ein Mensch mit einem gebrochenen Rückgrat wäre demütig und wortkarg und ganz bestimmt nicht

so wütend.

»Setz dich«, sagt Sture, als wollte er ihm aus seiner Verlegenheit helfen.

Hans Olofson hebt einen Stapel Bücher von einem Stuhl und setzt sich.

»Zehn Jahre läßt du mich hier warten«, fährt Sture fort.

»Zehn Jahre. Anfangs war ich vor allem enttäuscht, die ersten zwei Jahre vielleicht. Seitdem bin ich vor allem wütend auf dich gewesen.«

»Ich kann dir keine Erklärung geben«, erwidert Hans Olofson.  
»Du weißt ja, wie so etwas ist.«

»Woher soll ich denn verdammt noch mal wissen, wie so etwas ist? Ich liege doch hier.«

Mit einem Lächeln fährt er fort: »Immerhin bist du gekommen. An diesen Ort, wo die Dinge sind, wie sie eben sind. Wenn ich die Aussicht genießen möchte, stellen sie einen Spiegel auf, damit ich in den Garten sehen kann. Seit meiner Ankunft ist das Zimmer zweimal gestrichen worden. Anfangs haben sie mich noch in den Park gerollt. Aber das wollte ich dann nicht mehr. Mir geht es hier am besten. Ich bin ein wenig bequem geworden. Nichts hindert jemanden wie mich daran, sich dem Müßiggang hinzugeben.«

Hans Olofson lauscht verdattert und spürt die Willensstärke, die Sture in seinem Bett ausstrahlt. Während ihm alles immer unwirklicher vorkommt, hat Sture trotz seiner furchtbaren Behinderung eine Kraft und Entschlossenheit entwickelt, von der er selber weit entfernt ist.

»Natürlich ist die Verbitterung mein treuer Knappe«, sagt Sture. »Jeden Morgen, wenn ich aus meinen Träumen erwache, jedesmal, wenn ich ins Bett mache und es anfängt zu stinken.

Jedesmal, wenn ich aufs neue einsehen muß, daß ich nichts tun kann. Das ist wahrscheinlich das schlimmste, keinen Widerstand leisten zu können. Mein Rückgrat ist gebrochen, das ist wahr. Aber auch in meinem Kopf ist etwas kaputtgegangen. Ich habe Jahre gebraucht, um das zu verstehen. Aber als ich es dann erkannt hatte, arbeitete ich einen Plan für mein Leben aus, dessen Grundlage meine Möglichkeiten waren, nicht meine Unfähigkeit. Ich beschloß, bis zu meinem dreißigsten Geburtstag zu leben, also noch ungefähr fünf Jahre. Bis dahin werde ich meine Weltanschauung gefunden und ein abgeklärtes Verhältnis zum Tod entwickelt haben. Mein einziges Problem ist, daß ich das Ganze nicht selber beenden kann, weil ich gelähmt bin. Aber mir bleiben ja noch fünf Jahre, um das Problem zu lösen.«

»Was ist damals eigentlich passiert?« fragt Hans Olofson.

»Ich erinnere mich nicht. Die Erinnerung daran ist ausgelöscht. Ich erinnere mich an alles, was vorher war, und ich erinnere mich an mein Erwachen in diesem Sanatorium. Das ist alles.«

Plötzlich fängt es im Zimmer an zu stinken, und Sture drückt mit der Nase eine Klingel. »Geh mal kurz raus. Ich muß saubergemacht werden.«

Als er zurückkehrt, trinkt Sture durch einen Strohhalm ein Bier. »Manchmal trinke ich auch Schnaps«, sagt er.

»Aber das sehen sie hier nicht gerne. Es ist lästig, wenn ich mich übergebe. Außerdem werde ich dann gelegentlich etwas ausfallend den Schwestern gegenüber. Ich revanchiere mich eben für das, was ich nicht tun kann.

»Janine«, sagt Hans Olofson. »Sie ist gestorben.«

Sture bleibt lange stumm.

»Woran ist sie gestorben?« fragt er schließlich.

»Sie hat sich doch noch ertränkt.«

»Weißt du, wovon ich immer geträumt habe? Sie auszuziehen, mit ihr zu schlafen. Bei dem Gedanken, daß ich es nie getan habe, kann ich heute noch wahnsinnig wütend werden. Hast du dir das nie vorgestellt?«

Hans Olofson schüttelt den Kopf und greift schnell nach einem Buch, um das Thema zu wechseln.

»Bei meiner Erziehung wäre ich normalerweise nie auf die Idee gekommen, die radikalen Philosophen zu studieren«, sagt Sture. »Ich träumte vielmehr davon, der Leonardo unserer Zeit zu werden. Ich war mein eigenes Sternbild in einem privaten Kosmos. Aber mittlerweile weiß ich, daß die Vernunft das einzige ist, was mich tröstet. Und der Stimme der Vernunft zu folgen heißt einzusehen, daß man allein stirbt, vollkommen allein, jeder von uns, auch du. Ich versuche beim Schreiben immer daran zu denken. Ich spreche auf Band, andere schreiben es ins reine.«

»Was schreibst du?«

»Ich schreibe über eine gebrochene Wirbelsäule, die in die Welt hinauszieht. Abramovitj sieht nicht gerade begeistert aus, wenn er liest, was die Mädchen getippt haben. Er versteht nicht, was ich sagen will, und das beunruhigt ihn. Aber in fünf Jahren ist er mich ja los.«

Als Sture ihn nach seinem Leben fragt, weiß Hans Olofson nicht, was er antworten soll.

»Erinnerst du dich noch an den Pferdehändler?« fragt er. »Er ist letzten Sommer gestorben. An Knochenkrebs.«

»Dem bin ich nie begegnet«, sagt Sture. »Kannte ich überhaupt jemanden außer dir und Janine?«

»Das ist alles schon so lange her.«

»In fünf Jahren«, sagt Sture, »falls ich bis dahin noch keine Lösung für mein letztes Problem gefunden haben sollte, hilfst du mir dann?«

»Wenn ich kann.«

»Wenn man einem Menschen etwas verspricht, der sich das Rückgrat gebrochen hat, muß man sein Versprechen halten. Sonst werde ich in deinem Gehirn herumspuken, bis du selber ins Gras beißt.«

Am späten Nachmittag verabschieden sie sich voneinander.

Herr Abramovitj öffnet die Tür sachte einen Spaltbreit und bietet Hans Olofson an, ihn in die Stadt mitzunehmen.

»Schau einmal im Jahr vorbei«, sagt Sture. »Nicht öfter. Ich habe keine Zeit.«

»Ich könnte dir schreiben«, meint Hans Olofson.

»Nein, keine Briefe. Briefe regen mich nur auf. Briefe bedeuten mehr Beweglichkeit, als ich ertragen könnte. Geh jetzt ...«

Hans Olofson reist in dem Gefühl ab, König im Reich der Unwürdigen zu sein. In Sture hat er sich selbst wie in einem Spiegel gesehen, und diesem Bild kann er nicht entfliehen.

Am späten Abend trifft er in Uppsala ein. In dem undurchdringlichen Dschungel aus Zeit, in dem er lebt, ticken die Uhren.

Mutshatsha, denkt er. Was fehlt noch außer dir.

Wolkenverhangen ist der schwedische Himmel an jenem frühen Morgen im September 1969, an dem er seine bisherigen Horizonte zurückläßt und in die Welt hinausfliegt. Er hat seine Ersparnisse geplündert und das Flugticket gekauft, das ihn in die

oberen Luftschichten befördern wird, auf seine zweifelhafte Wallfahrt zu jenem Mutshatsha, von dem Janine immer geträumt hat.

Ein unverrückbarer Himmel, eine endlose Wolkenwand über seinem Kopf, als er zum erstenmal in seinem Leben ein Flugzeug besteigt. Als er über das Flugfeld geht, dringt Nässe in seine Schuhe. Er dreht sich um, als gäbe es doch jemand, der ihm zum Abschied nachwinkt.

Er betrachtet seine Mitreisenden. Keiner von ihnen ist auf dem Weg nach Mutshatsha, denkt er. Das ist im Moment das einzige, was einigermaßen sicher ist.

Mit einer leichten Verbeugung macht Hans Olofson den Schritt in die Lüfte.

Siebenundzwanzig Stunden später, pünktlich auf die Minute, landet er in Lusaka. Afrika empfängt ihn mit brütender Hitze. Niemand ist da, um ihn abzuholen.

EIN NACHTWÄCHTER kommt ihm mit einem Schlagstock entgegen, und Hans Olofson sieht, daß der Mann große Angst hat. Zwei riesige Schäferhunde laufen auf dem schwach beleuchteten Hof unruhig hin und her.

Auf einmal hat er es gründlich satt, ständig von nervösen Wachhunden und hohen Mauern umgeben zu sein, auf deren Kronen Glasscherben in den Zement eingegossen wurden. Ich fahre von einem weißen Bunker zum nächsten, denkt er. Überall diese Angst ...

Er klopft an die Tür der Bedienstetenwohnung, und Peggy läßt ihn herein. Hinter ihr steht Marjorie, und sie lachen und freuen sich darüber, daß er sie besucht. Trotzdem spürt er, daß etwas nicht so ist, wie es sein sollte. Er setzt sich auf einen Stuhl und lauscht ihren Stimmen in der kleinen Küche, wo sie Tee für ihn kochen.

Ich vergesse, daß ich sogar für sie ein *mzungu* bin, denkt er. Nur bei Peter Motombwane ist es mir gelungen, ganz ungezwungen zu sein. Er trinkt seinen Tee und fragt, wie sie in Lusaka zurechtkommen.

»Es ist alles in Ordnung«, antwortet Marjorie. »*Bwana* Lars kümmert sich um uns.«

Er erzählt ihnen nichts von dem nächtlichen Überfall und fragt sie statt dessen, ob sie Heimweh haben. Als sie verneinen, merkt er erneut, daß etwas nicht in Ordnung ist. Hinter der üblichen Freude spürt er eine Verunsicherung. Etwas bedrückt sie: Er beschließt zu bleiben, bis Lars Håkansson zurückgekehrt ist.

»Ich bleibe morgen noch den ganzen Tag«, sagt er. »Wir könnten in die Cairo Road fahren und einen Einkaufsbummel machen.«

Als er geht, hört er, daß sie hinter ihm abschließen. In einem afrikanischen Dorf gibt es keine Schlösser, denkt er. In den Bunkern der Weißen ist es das erste, was wir ihnen beibringen. Eine abgeschlossene Tür wiegt einen in trügerischer Sicherheit.

Der Nachtwächter kommt ihm mit dem Schlagstock in der Hand entgegen.

»Wo ist *bwana* Lars?« fragt Hans Olofson.

»In Kabwe, *bwana*.«

»Wann kommt er zurück?«

»Vielleicht morgen, *bwana*.«

»Ich bleibe heute nacht hier. Schließ die Tür auf.«

Der Nachtwächter verschwindet in der Dunkelheit, um die Schlüssel zu holen. Er hat sie bestimmt vergraben, denkt Hans Olofson.

Plötzlich versetzt er einem der Schäferhunde, die an seinen Beinen schnuppern, einen Hieb. Wimmernd weicht das Tier zurück. In diesem Land gibt es unzählige Hunde, die darauf abgerichtet sind, Menschen schwarzer Hautfarbe anzugreifen, denkt er. Wie richtet man eigentlich einen Hund zu rassistischem Verhalten ab?

Der Nachtwächter schließt ihm auf. Hans Olofson nimmt die Schlüssel an sich und schließt von innen ab. Erst die Gittertür mit zwei Hängeschlössern und einem Querbalken mit einem weiteren Schloß, dann die Haustür mit zwei Schlössern und drei Riegeln.

Acht Schlösser, denkt er. Acht Schlösser zur Sicherung meiner

Nachtruhe ... Was bedrückt sie wohl? Heimweh, das sie nicht zugeben wollen?

Oder etwas anderes?

Er macht Licht in Lars Håkanssons großem Haus und geht durch die geschmackvoll möblierten Zimmer. Überall stehen glänzende Stereoanlagen, und er läßt Musik aus verborgenen Lautsprechern erklingen.

Schließlich entscheidet er sich für ein Gästezimmer, in dem das Bett mit reinen Laken bezogen ist. Hier bin ich sicherer als auf meiner eigenen Farm, denkt er. Glaube ich zumindest, denn es weiß niemand, wo ich bin.

Er nimmt ein Bad in einem strahlend sauberen Badezimmer, schaltet die Musik aus und geht ins Bett.

Im Moment des Einschlafens zuckt er zusammen und ist plötzlich wieder hellwach. Er denkt an Marjorie und Peggy und an sein Gefühl, daß etwas nicht stimmt. Er versucht sich einzureden, daß Afrika ihn so überempfindlich gemacht hat, daß er nach all den Jahren in den Gesichtern aller Menschen Angst zu erkennen glaubt.

Dann steht er wieder auf, streift durch das Haus, öffnet Türen, studiert Buchrücken und die Planskizze eines Senders, die in Lars Håkanssons Arbeitszimmer an der Wand hängt. Hier ist alles in perfekter Ordnung, denkt Hans Olofson.

Lars Håkansson hat sich ohne ein einziges Staubkorn in Afrika eingerichtet, alles ist an seinem Platz. Er zieht Schubladen heraus und erblickt Unterwäsche in pedantisch geschichteten Stapeln. In einem Zimmer ist ein Fotoatelier eingerichtet worden, hinter einer anderen Tür stehen ein Heimtrainer und eine Tischtennisplatte.

Er kehrt in das geräumige Wohnzimmer zurück und denkt,

daß er auf nichts gestoßen ist, woraus er sich ein Bild von Lars Håkanssons Vergangenheit machen könnte. Nirgendwo hängen Bilder von Kindern oder der geschiedenen Frau. Lars Håkansson macht es sich offensichtlich zunutze, daß Afrika so weit von Schweden entfernt ist. Fort ist fort, hier braucht ihn nichts an die Heimat erinnern, solange er es nicht will.

Er zieht eine Schreibtischschublade heraus, in der Stapelweise Fotografien liegen. Erst als er eine Lampe darauf richtet, erkennt er, daß es sich um pornografische Aufnahmen mit schwarzen Darstellern handelt. Bilder von Geschlechtsakten, posierende Gestalten. Die Abgebildeten sind alle noch sehr jung, auch Peggy und Marjorie sind darunter. Wehrlos ausgeliefert.

Zwischen den Bildern liegt ein Brief in deutscher Sprache, den Hans Olofson einigermaßen entziffern kann. Er ist von einem Mann aus Frankfurt, der sich für die gelieferten Fotos bedankt, weitere bestellt und mitteilt, daß wie vereinbart dreitausend deutsche Mark an eine Bank in Liechtenstein überwiesen wurden.

Hans Olofson bekommt Angst vor seiner eigenen Wut. Jetzt bin ich zu allem imstande, denkt er. Dieses Schwein, dem ich wie keinem anderen vertraut habe, hat meine schwarzen Töchter zu so etwas verführt oder mit Drohungen dazu genötigt. Er hat es nicht verdient zu leben. Vielleicht zwingt er sich ihnen sogar auf? Sind sie etwa schon schwanger?

Er sortiert die Bilder, auf denen Peggy und Marjorie abgelichtet sind, aus dem Stapel heraus und steckt sie ein, schiebt die Schublade wieder zu und entscheidet sich. Durch ein Fenster, das auch nachts offensteht, spricht er mit dem Nachtwächter und erfährt, daß Lars Håkansson in einem *Department Guest-House* übernachtet, neben den großen Kasernen an der südlichen Einfahrt nach Kabwe.

Hans Olofson zieht sich an und verläßt das Haus. Erstaunt beobachtet der Nachwächter, daß er sich in sein Auto setzt.

»Es ist gefährlich, nachts so weit zu fahren, *bwana*«, sagt er.

»Was soll daran schon gefährlich sein?« fragt Hans Olofson.

»Es gibt Männer, die morden und stehlen, *bwana*«, antwortet der Nachwächter.

»Ich habe keine Angst«, sagt Hans Olofson.

Das stimmt sogar, denkt er, als er aus der Einfahrt auf die Straße biegt. Was ich jetzt empfinde, ist stärker als die Angst, mit der ich so lange gelebt habe.

Er fährt aus der Stadt heraus und zwingt sich, nicht zu schnell zu fahren, weil er nicht riskieren will, mit dem Wagen eines Afrikaners zusammenzustoßen, der womöglich keine Scheinwerfer mehr hat.

Wie leicht ich ihm auf den Leim gegangen bin, denkt er. Ich lerne einen Schweden kennen und lehne mich sofort an seine Schulter. Vertrauenswürdig stand er vor meinem Haus und wollte eine Anhöhe auf meinem Land kaufen.

Viel zu schnell war er bereit, Peggy und Marjorie in seinem Haus aufzunehmen. Womit hat er sie gefügig gemacht? Mit Geld oder mit Drohungen? Oder etwa mit beidem? Es gibt im Grunde keine angemessene Strafe, denkt er. Aber ich muß verstehen, wie sich ein Mensch so verhalten kann wie er.

Auf halbem Weg zwischen Lusaka und Kabwe kommt er an eine Straßensperre des Militärs. Er bremst und hält am Kontrollposten. Soldaten in Tarnuniformen und mit Helmen kommen im Scheinwerferlicht mit erhobenen Maschinengewehren auf ihn zu. Er kurbelt die Scheibe herunter, und einer der Soldaten, sehr jung und sehr betrunken, bückt sich und schaut in das Auto. Er fragt, wohin Hans Olofson

unterwegs ist.

»Ich fahre nach Hause«, antwortet Hans Olofson freundlich, »nach Kalulushi.«

Der Soldat befiehlt ihm auszusteigen. Jetzt sterbe ich, denkt er. Er wird mich erschießen, nur weil es Nacht ist und er betrunken ist und sich langweilt.

»Warum fahren Sie mitten in der Nacht nach Hause?« fragt der Soldat.

»Meine Mutter ist krank geworden«, antwortet Hans Olofson.

Der Soldat stiert ihn lange aus glasigen Augen an, das Maschinengewehr auf Hans Olofsons Brustkorb gerichtet. Dann winkt er mit dem Gewehr. »Weiterfahren«, sagt er.

Hans Olofson setzt sich wieder in den Wagen, vermeidet unvorsichtige Bewegungen und fährt langsam davon.

Diese afrikanische Unberechenbarkeit, denkt er. Ein bißchen habe ich in all den Jahren doch gelernt. Wenn es nicht mehr hilft, seine Mutter zu erwähnen, dann hilft gar nichts mehr ...

Vorsichtig beschleunigt er und fragt sich, ob man als Weißer jemals einsamer sein kann als an einer Straßensperre in der afrikanischen Nacht.

Als er Kabwe erreicht, ist es kurz vor vier. Fast eine Stunde fährt er durch die Gegend, ehe er ein Schild entdeckt, auf dem *Department Guest-House* steht.

Er hat nur beschlossen, Lars Håkansson zu wecken und ihn mit den Bildern zu konfrontieren, die in seiner Tasche stecken. Vielleicht werde ich ihn schlagen, denkt er. Oder werde ich ihm ins Gesicht spucken?

Vor der Einfahrt zum Gästehaus schläft ein Nachtwächter. Einer der Gummistiefel des Mannes riecht verschmort, weil er

damit zu nahe an sein Lagerfeuer gekommen ist. Neben ihm liegt eine leere Flasche *lituku*. Hans Olofson rüttelt den Mann, ohne ihn wach zu bekommen.

Schließlich schiebt er das Tor selber auf, fährt hinein und entdeckt sofort Lars Håkanssons Auto vor einem der kleinen Gästehäuser. Er parkt neben dem weißen Wagen und schaltet Motor und Scheinwerfer aus.

Lars Håkansson, denkt er. Jetzt bist du dran.

Dreimal muß er an die Tür klopfen, ehe er Lars Håkanssons Stimme hört.

»Ich bin es, Hans Olofson«, sagt er. »Ich muß etwas mit dir besprechen.«

Er kann sich bestimmt denken, worum es geht, fährt es ihm durch den Kopf. Vielleicht bekommt er Angst und macht nicht auf?

Aber Lars Håkansson öffnet die Tür und läßt ihn herein. »Du bist es«, sagt er. »Das ist ja eine Überraschung. Aber mitten in der Nacht? Wie hast du mich überhaupt gefunden?«

»Durch deinen Nachtwächter«, antwortet Hans Olofson.

»Es gibt hier einen Militärbefehlshaber, der sich in den Kopf gesetzt hat, sein Bruder sei der geeignete Unternehmer, um die Fundamente für die Sender im ganzen Land zu bauen«, sagt Lars Håkansson. »Er hat Geld gerochen, und es braucht etwas Zeit, bis er einsieht, daß die Sache nicht so läuft, wie er sich das vorgestellt hat.«

Lars Håkansson stellt eine Flasche Whisky und zwei Gläser auf den Tisch.

»Ich bin nach Lusaka gefahren, um Marjorie und Peggy zu besuchen«, sagt Hans Olofson. »Ich hätte dich vielleicht vorher anrufen sollen.«

»Den beiden geht es gut«, meint Lars Håkansson. »Cleveres Mädchen.«

»Ja«, sagt Hans Olofson. »Die Zukunft des Landes liegt in ihren Händen.«

Lars Håkansson trinkt sein Glas aus und grinst ihn schief an. »Das klingt schön«, sagt er.

Hans Olofson betrachtet den Seidenpyjama des Entwicklungshelfers. »Ich meine, was ich sage«, antwortet er.

Er holt die Fotos aus der Tasche und legt sie nebeneinander auf den Tisch.

Als er fertig ist, sieht er, daß Lars Håkansson ihn mit starren Augen beobachtet. »Eigentlich müßte ich wütend werden, weil du in meinen Schubladen herumgeschnüffelt hast«, sagt er. »Aber ich werde darüber hinwegsehen. Sag mir lieber, was du willst.«

»Das hier«, sagt Hans Olofson. »Das ...«

»Was ist schon damit?« unterbricht Lars Håkansson.

»Das sind nackte Menschen auf Fotos, sonst nichts.«

»Hast du ihnen gedroht?« fragt er. »Oder Geld gegeben?«

Lars Håkansson füllt sein Glas, und Hans Olofson fällt auf, daß er dabei nicht zittert.

»Du sagst, daß du seit zwanzig Jahren in Afrika lebst«, erwidert Lars Håkansson. »Dann solltest du wissen, welchen Respekt die Afrikaner vor ihren Eltern haben. Diese Blutsbande sind aber ein dehnbarer Begriff. Du bist ihr Vater gewesen, und nun habe ich diese Rolle zum Teil übernommen. Deshalb kann ich sie freundlich bitten, sich auszuziehen und zu tun, was ich sage. Sie werden zwar verlegen, aber der Respekt vor dem Vater überwiegt. Warum sollte ich ihnen drohen? Mir ist genauso viel

daran gelegen, daß sie ihre Ausbildung machen, wie dir. Natürlich gebe ich ihnen auch Geld, genau wie du. Es gibt immer auch eine private Dimension der Entwicklungshilfe bei uns Entwicklungshelfern.«

»Du hast mir versprochen, auf sie aufzupassen«, sagt Hans Olofson mit bebender Stimme. »Statt dessen machst du pornographische Models aus ihnen und verkaufst die Bilder nach Deutschland.«

Lars Håkansson stellt mit einem Knall sein Glas ab. »Du hast in meinen Schubladen herumgewühlt«, erwidert er aufgebracht. »Ich sollte dich auf der Stelle hinauswerfen, aber das werde ich nicht tun. Ich werde höflich und geduldig bleiben und mir anhören, was du zu sagen hast. Aber komm mir bloß nicht mit moralischen Ergüssen, das ertrage ich einfach nicht.«

»Schläfst du mit ihnen?« fragt Hans Olofson.

»Noch nicht«, antwortet Lars Håkansson. »Vermutlich, weil ich Angst vor Aids habe. Oder haben sie ihre Unschuld etwa noch gar nicht verloren?«

Ich bringe ihn um, denkt Hans Olofson. Ich bringe ihn in diesem Zimmer um.

»Laß uns das Gespräch beenden«, sagt Lars Håkansson.

»Ich gehe jetzt schlafen. Morgen muß ich mich mit einem lauten und dummen Neger in Uniform herumschlagen. Pornographische Fotos interessieren mich, vor allem das Entwickeln. Die Nacktheit, die im Entwicklerbad langsam hervortritt. Das kann wirklich erregend sein und macht sich auch noch bezahlt. Eines Tages werde ich mir eine Segelyacht kaufen und zu entfernten Paradiesen verschwinden. Den Menschen, die ich fotografiere, wird kein Leid angetan. Sie bekommen Geld dafür, und die Bilder werden in Ländern

veröffentlicht, in denen sie niemand kennt. Mir ist durchaus bewußt, daß Pornographie in diesem Land nicht erlaubt ist, aber meine Immunität könnte auch nicht unantastbarer sein, wenn ich unser Land hier als Botschafter vertreten würde. Abgesehen von diesem idiotischen Befehlshaber, mit dem ich es hier in Kabwe zu tun habe, sind die Militärs in diesem Land meine Freunde. Ich baue Sender für sie, und sie trinken meinen Whisky und nehmen gelegentlich einen Teil meiner Dollars an. Das gleiche gilt für die Polizei und die einzelnen Ministerien. Solange der schwedische Staat seine Millionen herausrückt und ich für einen Teil dieser Gelder verantwortlich zeichne, so lange bin ich unantastbar. Solltest du auf die dumme Idee kommen, mit diesen Bildern zur Polizei zu gehen, würdest du Gefahr laufen, ganze vierundzwanzig Stunden Zeit zu haben, um deine achtzehn Jahre zusammenzupacken und das Land zu verlassen. Mehr ist dazu nicht zu sagen. Wenn du aufgebracht bist, kann ich es nicht ändern. Wenn du die Mädchen wieder mitnehmen willst, werde ich dich nicht daran hindern, auch wenn es schade um ihre Ausbildung wäre. Wir können unseren Streit beilegen, ich habe deine Anhöhe bekommen, du bekommst dein Geld. Ich finde es nur schade, daß es so enden muß, aber Menschen, die mein Vertrauen mißbrauchen und in meinen Schubladen herumstöbern, ertrage ich nicht.«

»Du bist ein Schwein«, sagt Hans Olofson.

»Du gehst jetzt besser«, sagt Lars Håkansson.

»Menschen wie dich schickt der schwedische Staat also ins Ausland«, sagt Hans Olofson.

»Ich bin ein guter Entwicklungshelfer«, entgegnet Lars Håkansson. »Ich habe einen ausgezeichneten Ruf bei SIDA.«

»Auch dann noch, wenn sie hiervon erfahren?« fragt Hans Olofson.

»Niemand würde dir glauben«, antwortet Lars Håkansson. »Niemand würde der Sache nachgehen. Hier zählen nur die Ergebnisse, wir haben alle unser Privatleben. Sich auf moralische oder idealistische Aspekte zu berufen liegt jenseits der politischen Realitäten.«

»Jemand wie du hat es nicht verdient zu leben«, sagt Hans Olofson. »Ich sollte dich umbringen, hier und jetzt.«

»Aber das wirst du nicht tun«, entgegnet Lars Håkansson und steht auf. »Jetzt mußt du wirklich gehen. Nimm dir ein Zimmer im *Elephant's Head* und schlaf dich aus. Morgen wirst du nicht mehr so erregt sein.«

Hans Olofson rafft die Bilder an sich und geht hinaus, Lars Håkansson folgt ihm.

»Ich werde ein paar dieser Bilder an SIDA schicken«, sagt Hans Olofson. »Sie sollen davon erfahren und werden es nicht ignorieren können.«

»Diese Aufnahmen werden sich niemals mit mir in Verbindung bringen lassen«, antwortet Lars Håkansson. »Eine peinliche Anschuldigung von einem schwedischen Eierproduzenten, der zu lange in Afrika gelebt hat. Man wird die Angelegenheit zu den Akten legen, die Sache löst sich in Wohlgefallen auf.«

Außer sich vor Wut setzt Hans Olofson sich in den Wagen, dreht den Zündschlüssel und schaltet die Scheinwerfer an. Lars Håkansson steht in seinem Seidenpyjama vor ihm, etwas Weißes, das in der afrikanischen Nacht glänzt. Ich komme nicht an ihn heran, denkt Hans Olofson und legt den Rückwärtsgang ein.

Dann überlegt er es sich anders, legt den ersten Gang ein, tritt das Gaspedal durch und schießt mit dem Wagen direkt auf Lars

Håkansson zu. Als er den Mann überfährt, schließt er die Augen. Der Aufprall und das Rucken in der Karosserie sind gedämpft. Ohne sich noch einmal umzudrehen, fährt er zum Eingangstor, wo der Nachtwächter immer noch schläft und der angeschmorte Gummistiefel stinkt. Hans Olofson schiebt das Tor auf und verläßt Kabwe.

In diesem Land hängt man Mörder, denkt er verzweifelt. Ich muß sagen, daß es ein Unfall war, daß ich furchtbar verwirrt war und deshalb einfach weggefahren bin, ohne zu melden, was passiert ist. Ich bin entschuldigt, da ich vor kurzem Opfer eines grauenhaften Überfalls geworden bin. Ich bin müde, überarbeitet.

Er fährt in dem Gefühl nach Kalulushi, daß er seine Tat bereuen sollte, aber es will ihm nicht gelingen. Er ist sicher, daß Lars Håkansson tot ist.

Im Morgengrauen biegt er von der Hauptstraße ab und hält an. Die Sonne geht über einer endlos weiten Ebene mit Elefantengras auf. Er verbrennt die Bilder von Peggy und Marjorie, und der warme Wind weht die Asche davon.

Er denkt, daß er zwei Menschen getötet hat, vielleicht sogar drei, auch wenn er sich in diesem Punkt nicht sicher sein kann. Peter Motombwane war der vielleicht beste Mann in diesem Land, denkt er. Lars Håkansson war ein Untier.

Einen Menschen zu töten ist etwas Unfaßbares. Wenn ich damit leben will, muß ich mir einreden, daß ich Peter Motombwanes Tod sühnte, indem ich mit dem Wagen frontal auf Lars Håkansson zufuhr. Es ist ein Stück Wiedergutmachung, auch wenn sich dadurch im Grunde nichts ändert.

In den beiden folgenden Wochen wartet er auf die Polizei, und die Angst zehrt ihn aus. Er überläßt möglichst viel seinen

Vorarbeitern und sagt ihnen, er leide an Malariaanfällen. Patel schaut vorbei, und Hans Olofson bittet ihn um ein Schlafmittel. Von da an schläft er traumlos und wacht oft erst auf, nachdem Luka schon längere Zeit an die Küchentür geklopft hat.

Eigentlich sollte er Joyce Lufuma besuchen und mit ihr reden. Aber was soll ich ihr sagen. Ich kann warten, denkt er, bis die Polizei in einem ihrer schrottreifen Wagen vorfährt und mich mitnimmt. Vielleicht muß ich ihnen sogar noch Benzin überlassen, damit sie mich fortbringen können?

Nach zwei Wochen erzählt Luka, daß Peggy und Marjorie mit dem Bus aus Lusaka zurückgekehrt sind.

Er ist vor Angst wie gelähmt. Jetzt kommt die Polizei, denkt er. Jetzt ist es vorbei.

Aber die einzigen, die zu ihm kommen, sind Peggy und Marjorie. Sie stehen in der prallen Sonne vor dem schummrigen Lehmverschlag, in dem er über seinen Papieren hockt. Er geht zu ihnen hinaus und fragt, warum sie zurückgekommen sind.

»Ein *mzungu* kam und erzählte, daß *bwana* Lars gestorben ist«, antwortet Marjorie. »Wir konnten dort nicht länger wohnen. Ein Mann, der aus dem gleichen Land stammt wie Sie, hat uns Geld für die Rückreise gegeben. Jetzt sind wir hier.«

Er fährt sie nach Hause.

»Es ist noch nicht zu spät«, sagt er. »Ich werde eine andere Lösung finden. Ihr werdet, wie beschlossen, Krankenschwestern.«

Ohne daß sie es wissen, teilen wir ein Geheimnis, denkt er. Ahnen sie vielleicht, daß Lars Håkanssons Tod mit mir und den Bildern zusammenhängt? Oder denken sie nicht so?

»Woran ist *bwana* Lars gestorben?« fragt er.

»Es war ein Unfall, hat der Mann gesagt«, antwortet Peggy.

»Ist denn die Polizei nicht gekommen?« fragt er weiter.

»Keine Polizei«, antwortet Peggy.

Der schlafende Nachtwächter, denkt er. Ich habe keine anderen Autos gesehen. War Lars Håkansson der einzige Gast? Der Nachtwächter in Lusaka hat Angst, Schwierigkeiten zu bekommen. Peggy und Marjorie haben ganz bestimmt nichts erzählt, denn man wird sie erst gar nicht gefragt haben, was in einer bestimmten Nacht in Kabwe passiert ist. Vielleicht hat es nicht einmal ein Verhör gegeben. Ein unerklärlicher Unfall, und anschließend wird ein toter schwedischer Entwicklungshelfer in einem Sarg nach Hause geflogen. Eine Notiz in den Zeitungen, eine Abordnung des Ministeriums bei der Beerdigung. Die Leute stellen Fragen, aber es heißt, daß Afrika der Kontinent des Unerklärlichen ist.

Plötzlich begreift er, daß ihn niemand für Lars Håkanssons Tod zur Verantwortung ziehen wird. Ein schwedischer Entwicklungshelfer ist auf ungeklärte Art und Weise ums Leben gekommen. Die Polizei führt Ermittlungen durch, findet pornographische Fotos, der Fall wird möglichst schnell zu den Akten gelegt.

Für den Aufbau eines Netzes von Sendern ist es nicht gerade förderlich, wenn jemand den Verdacht äußert, es könnte ein Verbrechen begangen worden sein. Die Sender sprechen mich frei, denkt er.

Er sitzt unter dem Baum vor Joyce Lufumas Lehmhütte. Peggy und Marjorie sind losgegangen, um Brennholz zu sammeln, die jüngeren Töchter holen Wasser. Joyce zerstößt Mais mit einem kräftigen Holzstock.

Entscheidend für die Zukunft Afrikas wird sein, was mit Afrikas Frauen geschieht, denkt er. Während die Männer in den

Dörfern im Schatten der Bäume sitzen, arbeiten die Frauen auf dem Feld, gebären die Kinder, tragen fünfzig Kilo schwere Säcke mit Mais meilenweit auf ihren Köpfen. Meine Farm, deren Belegschaft hauptsächlich aus Männern besteht, ist kein getreues Abbild Afrikas. Die afrikanischen Frauen tragen den Kontinent auf ihren Köpfen. Man glaubt, ein Bild von Stärke und Selbstbewußtsein vor sich zu haben, wenn man eine Frau mit einer solchen Last auf dem Kopf sieht, aber niemand bedenkt die Rückenleiden, die eine Folge dieser Lasten sind.

Joyce Lufuma ist vielleicht fünfunddreißig Jahre alt. Sie hat vier Töchter zur Welt gebracht, und noch reicht ihre Kraft, um den Mais mit einem Stock zu zerstampfen. In ihrem Leben hat es niemals Raum zum Nachdenken gegeben, nur für die Arbeit, lebenserhaltende Arbeit. Vielleicht hat sie sich vage Hoffnungen gemacht, zwei ihrer Töchter könnten die Chance bekommen, ein anderes Leben zu führen. Ihre Träume sind allein ihren Töchtern gewidmet.

Der Stock, der den Mais trifft, klingt wie ein Trommelschlegel. Afrika ist eine Frau, die Mais zerstößt, denkt er. Von diesem Punkt müssen alle Überlegungen über die Zukunft des Kontinents ausgehen.

Joyce Lufuma hält inne und beginnt ihr Mehl zu sieben. Ab und zu wirft sie ihm einen Blick zu, und wenn ihre Blicke sich begegnen, lacht sie, so daß ihre weißen Zähne aufblitzen. Arbeit und Schönheit sind untrennbar miteinander verbunden, denkt er. Joyce Lufuma ist die schönste und würdevollste Frau, der ich in meinem Leben begegnet bin. Meine Liebe zu ihr basiert auf Respekt. Ihre Sinnlichkeit vermittelt sich mir durch ihren ungebrochenen Lebenswillen. In diesem Punkt ist sie viel reicher als ich. Ihr Reichtum besteht aus ihren Mühen, die Kinder am Leben zu erhalten, ihnen immer etwas zu essen

geben zu können, und nicht erleben zu müssen, daß sie wegen Unterernährung dahinsiechen und in Särgen zu Friedhöfen im Busch getragen werden.

Ihr Reichtum ist unermeßlich. Im Vergleich zu ihr bin ich ein sehr armer Mensch. Es wäre falsch zu behaupten, daß mein Geld ihren Wohlstand vergrößern würde. Es würde nur die Aufbauarbeit erleichtern, die sie trotz allem leistet. Und sie würde nicht im Alter von vierzig Jahren, ausgelaugt von der ganzen Plackerei, sterben müssen.

In einer Reihe hintereinander kehren die vier Töchter mit Wassereimern und Holz auf den Köpfen zurück. An diesen Anblick werde ich mich erinnern, denkt er und erkennt, daß er beschlossen hat, Afrika zu verlassen. Nach neunzehn Jahren hat sich die Entscheidung ganz von selber ergeben. Er sieht die Tochter auf dem Pfad näher kommen. Sie halten ihre schwarzen Körper kerzengerade, um die Köpfe beim Tragen zu unterstützen. Er sieht sie und denkt an den Tag zurück, an dem er sich hinter einer verfallenen Ziegelei am Stadtrand verbarg.

Bis hierher bin ich gekommen, denkt er. Als ich damals hinter einem verrosteten Brennofen lag, fragte ich mich, wie es wohl in der Welt aussehen mochte. Jetzt weiß ich es. Joyce Lufuma und ihre vier Töchter. Über dreißig Jahre habe ich gebraucht, um zu dieser Erkenntnis zu gelangen.

Er bleibt zum Essen, ißt *nshima* mit Gemüse. Das Holzkohlenfeuer flackert, und Peggy und Marjorie erzählen von Lusaka. Lars Håkansson und seine Kamera haben sie schon wieder vergessen, denkt er. Was vorbei ist, ist vorbei.

Lange bleibt er an ihrem Feuer sitzen, hört zu, wirft einzelne Worte in die Runde. Da er sich entschlossen hat, die Farm aufzugeben und aufzubrechen, hat er es nicht mehr eilig. Es bedrückt ihn nicht einmal mehr, daß Afrika ihn besiegt und so

lange an ihm genagt hat, bis er nicht mehr konnte.

Der Himmel über seinem Kopf ist sternenklar.

Am Ende bleibt er mit Joyce Lufuma allein zurück, ihre Töchter schlafen in der Lehmhütte.

»Bald ist es wieder Morgen«, sagt er in ihrer Sprache, *bemba*, die er während seiner langen Jahre in Afrika halbwegs erlernt hat.

»So Gott will, ein neuer Tag«, antwortet sie.

Er denkt an all die Worte, die es in ihrer Sprache nicht gibt. Worte für Glück, Zukunft, Hoffnung. Worte, die nicht gebildet wurden, weil sie für diese Menschen nicht mit wiederkehrenden Erfahrungen verbunden waren.

»Wer bin ich«, fragt er plötzlich.

»Ein *bwana mzungu*«, antwortet sie.

»Sonst nichts?« fragt er.

Verständnislos schaut sie ihn an. »Gibt es denn sonst noch etwas?« fragt sie.

Vielleicht nicht, denkt er. Vielleicht bin ich nichts anderes als ein *bwana mzungu*. Ein merkwürdiger *bwana*, der keine Kinder hat, nicht einmal eine Ehefrau.

Spontan erzählt er ihr, was er vorhat. »Ich werde fortgehen, Joyce«, sagt er. »Andere Menschen werden die Farm übernehmen. Aber ich werde für dich und deine Kinder sorgen. Es wird vielleicht besser sein, wenn du mit den Kindern in die Gegend von Luapula zurückkehrst, wo du herkommst. Dort hast du deine Familie, deine Wurzeln. Ich werde dir genug Geld geben, damit du ein Haus bauen und genug *limas* Ackerland kaufen kannst, um ein gutes Leben zu führen. Vor meiner Abreise werde ich noch dafür sorgen, daß Peggy und Marjorie

eine Ausbildung machen können. Vielleicht sollten sie lieber eine Schule in Chipata besuchen. Das liegt nicht so weit weg von Luapula und ist auch nicht so groß wie Lusaka. Aber es ist mir wichtig, daß du Bescheid weißt, und ich möchte dich bitten, vorerst noch niemandem davon zu erzählen. Die Menschen auf der Farm könnten sich sonst Sorgen machen, und das will ich nicht.«

Sie hat ihm aufmerksam zugehört, und er hat langsam gesprochen, um ihr zu zeigen, daß er es ernst meint.

»Ich kehre in meine Heimat zurück«, fährt er fort. »So wie du vielleicht nach Luapula zurückkehrst.«

Plötzlich lächelt sie ihn an, als hätte sie die wahre Bedeutung seiner Worte erfaßt. »Dort erwartet dich deine Familie«, sagt sie. »Deine Frau und deine Kinder.«

»Ja«, antwortet er, »sie warten dort und haben lange gewartet.«

Sie erkundigt sich eifrig nach seiner Familie, und er denkt sich eine für sie aus, drei Söhne und zwei Töchter, eine Ehefrau.

Sie würde es doch nicht verstehen, denkt er. Das Leben des weißen Mannes bleibt ihr unbegreiflich.

Spätnachts bricht er auf und geht zu seinem Auto. Im Licht der Scheinwerfer sieht er, wie sie die Tür der Lehmhütte hinter sich schließt. Afrikaner sind gastfreundlich, denkt er. Dennoch bin ich nie in ihrem Haus gewesen.

Ich werde nie wieder einen Hund besitzen, denkt er. Ich bin es leid, umgeben von Alarmanlagen und Tieren zu leben, die darauf abgerichtet sind, Menschen an die Gurgel zu gehen. Für einen Schweden ist es nicht normal, einen Revolver unter dem Kopfkissen liegen zu haben und jeden Abend zu kontrollieren, daß er geladen ist und daß die Trommel sich dreht.

Er geht durch das stille Haus und fragt sich, wohin er eigentlich zurückkehrt. Sind achtzehn Jahre zu lang? Über das, was in Schweden inzwischen geschehen ist, weiß er so gut wie nichts. Er setzt sich in das Zimmer, das er sein Arbeitszimmer nennt, macht das Licht an und überprüft, daß die Vorhänge zugezogen sind.

Wenn ich die Farm verkaufe, werde ich eine Menge *kwacha*-Scheine bekommen, die ich weder mitnehmen noch umtauschen kann. Patel wird mir zwar weiterhelfen können, aber er wird es sich nicht nehmen lassen, mindestens fünfzig Prozent der umgetauschten Summe für sich zu verlangen. Auf einer Bank in London habe ich jedenfalls Geld, auch wenn ich nicht genau weiß, wieviel es ist. Ich gehe nicht mit leeren Händen.

Auf einmal überkommen ihn wieder Zweifel, ob der Aufbruch wirklich notwendig ist. Ich muß doch bloß den Revolver unter dem Kissen akzeptieren, denkt er. Die Angst, die nie ganz verschwindet, die Unsicherheit, mit der ich bisher auch gelebt habe.

Wenn ich weitere fünfzehn Jahre bleibe, kann ich mich zur Ruhe setzen und nach Livingstone oder nach Schweden ziehen. Außer Patel gibt es noch andere, die mir helfen können, für meinen Lebensabend genügend Geld außer Landes zu schaffen.

In Schweden gibt es nichts mehr, wohin ich zurückkehren könnte. Mein Vater ist schon lange tot, in meiner Heimatstadt wird sich niemand mehr an mich erinnern. Wie soll ich in einer Winterlandschaft überleben, nachdem ich mich an die Hitze Afrikas gewöhnt habe, wie die Sandalen gegen Schneeschuhe eintauschen?

Für einen Moment spielt er mit dem Gedanken, sein Studium wiederaufzunehmen und die Zeit bis zu seinem fünfzigsten

Geburtstag zu nutzen, um das juristische Staatsexamen abzulegen.

Zwanzig Jahre hat er daran gearbeitet, sein Leben zu formen, nachdem er eher zufällig in Afrika geblieben ist. Wenn er nun nach Schweden zurückgeht, ist es keine Rückkehr. Ich werde noch einmal von vorn anfangen müssen. Aber womit?

Rastlos läuft er in seinem Zimmer auf und ab. Das Gurren eines Flußpferds schallt vom Kafue herauf. Wie viele Kobras habe ich während meiner Zeit in Afrika gesehen, fragt er sich. Drei oder vier jedes Jahr, unzählige Krokodile, Flußpferde und Pythonschlangen. Eine einzige grüne Mamba in all den Jahren, die in einen der Hühnerställe eingedrungen war. Einmal habe ich in der Nähe von Mufulira einen Affen überfahren, ein stattliches Pavianmännchen. In Luangwa habe ich Löwen und Tausende von Elefanten gesehen, *pocos* und *kudus* haben große Sprünge im Gras vollführt und hin und wieder meinen Weg gekreuzt. Aber einen Leopard habe ich niemals gesehen, nur seinen Schatten in jener Nacht erahnt, in der Judith Fillington mich bat, ihr auf der Farm zu helfen.

Wenn ich fortgehe, wird Afrika für mich verblassen wie ein eigenartiger Traum, der einfach kein Ende nehmen wollte, bis er einen entscheidenden Teil meines Lebens beherrschte. Was soll ich von hier mitnehmen? Ein Huhn und ein Ei? Den Holzstab mit einer Inschrift, den ich unten am Fluß gefunden habe, einen vergessenen Zauberstab? Oder soll ich Peter Motombwanes heiliges *panga* mitnehmen und den Menschen daheim die Waffe zeigen, mit der zwei meiner Freunde zerstückelt wurden und die eines Nachts auch über meiner Kehle erhoben werden sollte? Soll ich meine Taschen mit roter Erde füllen?

Ich trage Afrika in mir wie Trommeln, die nachts in der Ferne geschlagen werden. Einen Sternenhimmel, wie ich ihn so klar

noch nie erlebt habe. Die Veränderungen der Natur auf dem siebzehnten Breitengrad. Der Geruch von Holzkohle, meine Arbeiter, die immer nach altem Schweiß riechen. Joyce Lufumas Töchter, die sich hintereinander mit ihren Lasten auf dem Kopf nähern ...

Ich kann Afrika erst verlassen, wenn ich mit mir selbst und der Tatsache, fast zwanzig Jahre hiergeblieben zu sein, im reinen bin. Das Leben ist, wie es ist. Ich wäre sicher nicht glücklicher geworden, wenn ich mein Studium beendet und mein Leben in der Welt des schwedischen Rechtswesens verbracht hätte. Es gibt so viele Menschen, die davon träumen, ins Ausland zu gehen. Ich habe es getan und kann mit Fug und Recht behaupten, daß mir das eine oder andere geglückt ist. Es hat keinen Sinn, meine achtzehn Jahre in Afrika nicht als etwas zu akzeptieren, wofür ich trotz allem dankbar sein kann.

Im Grunde meines Herzens weiß ich, daß ich aufbrechen muß. Die beiden Menschen, die ich getötet habe, und Afrika, das an mir nagt, machen ein Bleiben unmöglich. Vielleicht fliehe ich, vielleicht ist es auch nur ein ganz normaler Aufbruch. Ich muß meine Abreise so schnell wie möglich planen, gleich morgen. Muß mir die nötige Zeit nehmen, aber auch nicht mehr.

Im Bett denkt er, daß er es keine Sekunde bereut hat, Lars Håkansson überfahren zu haben. Sein Tod berührt ihn kaum. Peter Motombwanes zerschossener Kopf dagegen schmerzt ihn. Im Traum hat er das Gefühl, vom wachsamen Auge eines Leoparden beobachtet zu werden.

Hans Olofson bleibt noch ein halbes Jahr in Afrika. Er bietet seine Farm der weißen Kolonie an, muß jedoch erstaunt feststellen, daß niemand an einem Kauf interessiert ist. Als er über den Grund nachdenkt, wird ihm klar, daß sie zu

abgeschieden liegt. Die Farm wirft zwar Gewinn ab, doch niemand wagt es, sie zu übernehmen. Nach vier Monaten hat er nur zwei Kaufinteressenten und erkennt, daß der Erlös aus dem Verkauf gering ausfallen wird.

Die beiden Kaufinteressenten sind Patel und Mister Pihri und sein Sohn. Sobald es offiziell ist, daß er die Farm verlassen wird, besuchen sie ihn beide, und nur durch Zufall treffen sie nicht gleichzeitig auf seiner Terrasse ein. Mister Pihri und sein Sohn bedauern seine Abreise. Kein Wunder, denkt Hans Olofson. Mit mir verschwindet ihre beste Einnahmequelle. Keine Gebrauchtwagen, keine Nähmaschinen, keine Eierkartons auf den Rücksitzen.

Als sich Mister Pihri nach dem Preis für die Farm erkundigt, glaubt Hans Olofson zunächst, er wäre nur neugierig. Erst nachher wird ihm klar, daß Mister Pihri kaufen möchte. Hat er im Laufe der Jahre so viel an mir verdient? Sind die Bestechungsgelder so hoch gewesen, daß er es sich jetzt leisten kann, meine Farm zu kaufen?

Wenn es so ist, dann spiegelt sich dieses Land und vielleicht ganz Afrika in dieser Tatsache.

»Ich möchte Ihnen eine Frage stellen«, sagt Hans Olofson.  
»Eine Frage in aller Freundschaft.«

»Unsere Gespräche sind immer freundschaftlich«, erwidert Mister Pihri.

»Diese vielen Dokumente«, fährt Hans Olofson fort, »die Dokumente, die dauernd abgestempelt werden mußten, weil ich sonst Schwierigkeiten bekommen hätte. Waren sie wirklich erforderlich?«

Mister Pihri denkt lange nach, ehe er antwortet. »Ich verstehe ihre Frage nicht ganz«, sagt er schließlich.

Das wäre dann aber das erste Mal, denkt Hans Olofson.

»In aller Freundschaft«, setzt er noch einmal an. »Ich frage mich einfach, ob Sie und Ihr Sohn mir wirklich so große Dienste erwiesen haben, wie ich immer geglaubt habe.«

Mister Pihri macht ein bekümmertes Gesicht, sein Sohn senkt den Blick. »Wir konnten Schwierigkeiten immer aus dem Weg gehen«, antwortet Mister Pihri. »In Afrika sind wir stets darauf bedacht, uns gegenseitig von Nutzen zu sein.«

Ich werde nie erfahren, wie sehr er mich betrogen hat, denkt Hans Olofson, wieviel von meinem Geld er wiederum an andere korrupte Beamte zahlen mußte. Ich werde mit diesem Rätsel leben müssen. Noch am gleichen Tag kommt Patel in seiner Rostlaube zur Farm.

»Eine Farm wie diese läßt sich natürlich problemlos verkaufen«, sagt er freundlich.

Hinter seiner Demut verbirgt sich ein Raubtier, denkt Hans Olofson. In dieser Sekunde rechnet er Prozente und bereitet seine mahnenden Worte darüber vor, wie gefährlich es doch ist, illegale Überweisungen von Devisen vorzunehmen, die sich der Kontrolle der sambischen Nationalbank entziehen. Menschen wie Mister Pihri und Patel bilden eines der traurigsten Paare auf diesem Kontinent. Ohne sie geht hier gar nichts. Der Preis der Korruption ist die Ohnmacht der normalen armen Bevölkerung.

Hans Olofson nennt seine Probleme beim Verkauf und den Preis, den er sich vorgestellt hat. »Der Preis ist natürlich skandalös niedrig«, sagt er.

»Die Zeiten sind unsicher«, antwortet Patel.

Zwei Tage später trifft ein Brief ein, in dem Patel ihm mitteilt, daß er am Kauf der Farm interessiert sei, der Preis ihm

angesichts der schwierigen Zeiten jedoch etwas hoch erscheine. Jetzt habe ich also zwei potentielle Käufer, denkt Hans Olofson. Beide sind bereit, mir die Farm mit meinem eigenen Geld abzukaufen.

Er schreibt einen Brief an die Bank in London und teilt ihr mit, daß er die Farm nun verkaufen werde. Dem Vertrag zufolge, den er bei Judith Fillingtons Rechtsanwalt in Kitwe unterschrieben hatte, steht ihm nun, zwanzig Jahre nach der Übernahme, die gesamte Summe aus dem Verkauf zu. Die Kanzlei in Kitwe gibt es nicht mehr, der Rechtsanwalt ist nach Harare umgezogen. Zwei Wochen später teilt die Bank in London ihm mit, daß Judith Fillington bereits 1983 gestorben ist. Man habe seine Zahlungen auf ihr Konto daraufhin eingestellt, es bedauerlicherweise jedoch unterlassen, ihn von Judith Fillingtons Tod zu unterrichten.

Lange bleibt er mit dem Brief in der Hand sitzen und erinnert sich an ihren hilflosen Liebesakt. Jedes Leben ist immer ein abgeschlossenes Ganzes, denkt er. Nachher läßt sich nichts mehr retuschieren oder hinzufügen. So leer es auch gewesen sein mag, am Ende ist es dennoch immer ein abgeschlossenes Ganzes.

Ende November, wenige Monate vor seiner Abreise aus Afrika, fährt Hans Olofson Joyce Lufuma und ihre Töchter nach Luapula. Ihre Habe laden sie in einen der Lieferwagen. Matratzen, Kochtöpfe, Kleiderbündel. Als sie in die Nähe von Luapula kommen, folgt er Joyces Anweisungen, biegt auf einen praktisch unbefahrbaren Buschweg ein und hält schließlich vor einer Ansammlung von Lehmhütten.

Augenblicklich wird das Auto von schmutzigen und mageren Kindern umringt. Fliegenschwärme schwirren um Hans Olofson herum, als er aussteigt. Nach den Kindern kommen die Erwachsenen und nehmen Joyce und ihre Töchter sofort in ihre

Gemeinschaft auf. Die afrikanische Familie, denkt Hans Olofson. Kreuz und quer sind sie miteinander verwandt und stets bereit, all das miteinander zu teilen, was sie eigentlich gar nicht haben. Das Geld, das ich Joyce Lufuma gegeben habe, wird sie zur wohlhabendsten Person in dieser Gemeinschaft machen. Aber sie wird es mit den anderen teilen, denn in den entlegenen Dörfern ist die Solidarität noch lebendig, die auf diesem Kontinent sonst nicht zu erkennen ist.

Am Dorfrand zeigt ihm Joyce, wo sie ihr Haus bauen, ihre Ziegen halten, Mais und *kassava* anbauen wird. Bis das Haus fertig ist, wird sie mit ihren Töchtern bei einer Schwester wohnen. Peggy und Marjorie werden in Chipata eine Ausbildung machen. Eine Missionarsfamilie, mit der Hans Olofson in Kontakt gekommen ist, hat versprochen, sich um die Mädchen zu kümmern und sie bei sich zu Hause wohnen zu lassen. Mehr kann ich nicht tun, hat er sich gesagt. Die Missionare werden sie wenigstens nicht nackt fotografieren und die Bilder nach Deutschland schicken. Sie werden höchstens versuchen, die Mädchen zu bekehren, aber das läßt sich nicht ändern.

Zehntausend *kwacha* hat er auf ein Sparbuch auf Joyce Lufumas Namen eingezahlt und ihr beigebracht, ihren Namen zu schreiben. Zehntausend *kwacha* hat er auch den Missionaren überwiesen. Er denkt, daß zwanzigtausend *kwacha* so viel sind, wie einer seiner Arbeiter in einem ganzen Leben verdient. Das ist alles so absurd, denkt er. Afrika ist ein Kontinent, auf dem die Proportionen an nichts erinnern, woran ich früher gewöhnt war. Problemlos kann ich aus Joyce Lufuma eine reiche Frau machen. Wahrscheinlich begreift sie nicht einmal, wieviel Geld ich ihr gegeben habe, und das ist auch besser so. Mit Tränen in den Augen verabschiedet er sich. Im Grunde verlasse ich Afrika

schon jetzt. Nach dem Abschied von Joyce Lufuma und ihren Töchtern gibt es nichts mehr, was mich noch an diesen Kontinent bindet.

Als er sich in den Wagen setzt, tanzen die Töchter um ihn herum. Joyce schlägt eine Trommel, deren Klänge ihm folgen. Wieder denkt er: Wie die Zukunft aussehen wird, hängt von diesen Frauen ab. Ich kann ihnen nur einen Teil des Geldes überlassen, von dem ich mehr als genug habe. Aber die Zukunft gehört ihnen ganz allein.

Er ruft seine Vorarbeiter zusammen und verspricht, sich dafür einzusetzen, daß der neue Eigentümer alle Angestellten übernimmt. Anschließend kauft er zwei Ochsen und organisiert ein Fest. Ein Lastwagen mit viertausend Flaschen Bier kommt zur Farm. Das Fest dauert die ganze Nacht, die Feuer lodern, und betrunkene Afrikaner tanzen zum Klang unzähliger Trommeln. Hans Olofson sitzt mit den alten Männern zusammen und betrachtet die dunklen Körper, die sich um die Feuer bewegen. Heute nacht haßt mich hier keiner, denkt er. Morgen ist die Wirklichkeit dann wieder wie immer. In dieser Nacht werden keine Messer aufblitzen. Die Schleifsteine stehen still.

Morgen ist wieder alles, wie es sein muß: bis an die Schmerzgrenze gefüllt mit Gegensätzen, die eines Tages in einem notwendigen Aufstand explodieren werden. In den Schatten glaubt er Peter Motombwane zu sehen. Wer von diesen Menschen hält seinen Traum am Leben, denkt er. Jemand wird es tun, das weiß ich genau.

An einem Samstag im Dezember verkauft er bei einer improvisierten Auktion seine Möbel. Die weiße Kolonie ist fast vollzählig erschienen, Farbige dagegen kaum. Eine Ausnahme bilden Mister Pihri und sein Sohn, dann natürlich Patel. Keiner

von ihnen bietet mit. Die Bücher, die er von Judith Fillington übernommen hatte, werden von einem Grubeningenieur aus Luansha ersteigert. Sein Gewehr geht an einen der Nachbarn. Den Revolver hat er nicht angeboten. Die Möbel, die er für seine Barrikaden benutzt hat, werden zu Autos getragen und verschwinden auf verschiedenen Farmen. Er behält zwei Korbsessel auf der Terrasse. An diesem Samstag wird er zu zahlreichen Abschiedsessen eingeladen und nimmt alle Einladungen an.

Nach dem Ende der Auktion bleibt ihm nur noch sein leeres Haus und die Frage, wer die Farm übernehmen soll. Mister Pihri und Patel bieten ihm den gleichen Betrag, als hätten sie sich heimlich abgesprochen. Hans Olofson weiß jedoch, daß sie erbitterte Feinde sind, und beschließt, sie endgültig gegeneinander auszuspielen. Er nennt ihnen ein Datum, den fünfzehnten Dezember um zwölf Uhr mittags. Wer bis dahin das höchste Gebot eingereicht hat, erhält den Zuschlag.

Mit einem Rechtsanwalt aus Lusaka wartet er auf der Terrasse. Kurz vor zwölf treffen Patel und Mister Pihri ein. Hans Olofson bittet sie, ihre Gebote auf einen Zettel zu schreiben. Mister Pihri entschuldigt sich, daß er keinen Stift dabei hat, und leiht sich einen von dem Anwalt. Patel bietet mehr als Mister Pihri. Als Hans Olofson das Ergebnis verkündet, sieht er den Haß auf Patel in Mister Pihris Augen aufblitzen.

Mit ihm wird es Patel nicht leicht haben, denkt Hans Olofson. Weder mit ihm noch mit seinem Sohn.

»Ich habe noch eine letzte Bedingung«, sagt Hans Olofson zu Patel, als sie allein sind. »Eine Bedingung, die ich guten Gewissens stelle, weil Sie diese Farm zu einem unverschämten Spottpreis gekauft haben.«

»Die Zeiten sind hart«, sagt Patel.

»Die Zeiten sind immer hart«, schneidet Hans Olofson ihm das Wort ab. »Wenn Sie die Angestellten nicht gut behandeln, werde ich in ihren Träumen spuken. Die Arbeiter wissen alles über die Farm, sie haben mich all die Jahre ernährt.«

»Es wird alles so bleiben, wie es war«, antwortet Patel demütig.

»Das wird das Beste sein«, erwidert Hans Olofson, »denn sonst kehre ich zurück und spieße Ihren Kopf auf einem Pfahl auf.«

Patel wird blaß und macht sich klein auf dem Schemel, auf dem er zu Hans Olofsons Füßen sitzt. Dokumente werden unterzeichnet, Eintragungen ins Grundbuch vorgenommen. Hastig setzt Hans Olofson seinen Namen unter die Papiere, um es hinter sich zu bringen.

»Mister Pihri hat meinen Stift behalten«, meint der Rechtsanwalt düster, als er aufbricht.

»Den sehen Sie nie wieder«, sagt Hans Olofson.

»Ich weiß«, erwidert der Rechtsanwalt. »Aber es war ein guter Stift.«

Patel und er bleiben alleine zurück.

Als Datum für den Verkauf ist der 1. Februar 1988 eingesetzt worden.

Patel verspricht, möglichst viel Geld an die Bank in London zu überweisen. Die Schwierigkeiten und das Risiko berechnet er mit fünfundvierzig Prozent der Endsumme.

»Sie werden erst am Morgen meiner Abreise wieder hier auftauchen«, sagt Hans Olofson. »Dann fahren Sie mich nach Lusaka, wo ich Ihnen die Schlüssel übergeben werde.«

Patel steht schnell auf und verbeugt sich.

»Gehen Sie jetzt«, sagt Hans Olofson. »Ich werde Sie wissen lassen, wann Sie mich abholen können.«

Die verbleibende Zeit nutzt Hans Olofson, um sich von seinen Nachbarn zu verabschieden. Eine Farm nach der anderen besucht er, betrinkt sich, kehrt in sein leeres Haus zurück.

Das Warten macht ihn rastlos. Er bucht einen Flug und verkauft sein Auto billig an den Iren Behan unter der Bedingung, es so lange benutzen zu können, wie er noch da ist.

Wenn seine Nachbarn ihn fragen, was er nun vorhabe, antwortet er wahrheitsgemäß, daß er es nicht wisse. Erstaunt entdeckt er, daß viele ihn um seinen Aufbruch beneiden. Es liegt an der Angst, denkt er, an ihrer vollkommen rationalen Angst. Sie wissen, daß ihre Zeit genau wie meine abgelaufen ist. Trotzdem können sie sich nicht zum Fortgehen aufraffen.

Wenige Tage vor seiner Abreise besucht ihn Eisenhower Mudenda und überreicht Hans Olofson einen blaugeäderten Stein und einen braunen, mit einem Pulver gefüllten Lederbeutel.

»Ja«, sagt Hans Olofson. »Über mir wird ein anderer Sternenhimmel sein. Ich reise in eine eigenartige Welt, in der die Sonne manchmal auch nachts scheint.«

Eisenhower Mudenda denkt lange darüber nach, was Hans Olofson gesagt hat. »Tragen Sie den Stein und den Beutel immer in der Tasche, *bwana*«, sagt er schließlich.

»Warum?« fragt Hans Olofson.

»Weil ich Sie darum bitte, *bwana*«, antwortet Eisenhower Mudenda. »Stein und Beutel werden Ihnen ein langes Leben beschern, und wir werden von unseren Ahnen erfahren, wenn Sie nicht mehr sind. Wir werden dann für Sie tanzen, wenn Sie zu Ihren Ahnen zurückkehren.«

»Ich werde Stein und Beutel bei mir tragen«, sagt Hans Olofson.

Eisenhower Mudenda macht sich zum Aufbruch bereit.

»Mein Hund«, sagt Hans Olofson. »Eines Morgens hatte jemand ihm den Kopf abgeschlagen und mit Stacheldraht an einen Baum gebunden.«

»Der das getan hat, lebt nicht mehr, *bwana*«, sagt Eisenhower Mudenda.

»Peter Motombwane?« fragt Hans Olofson.

Eisenhower Mudenda sieht ihn lange an, ehe er antwortet.

»Peter Motombwane lebt, *bwana*.«

»Ich verstehe«, antwortet Hans Olofson.

Eisenhower Mudenda geht, und Hans Olofson betrachtet seine abgerissenen Kleider. Wenigstens begleitet er meinen Abschied von Afrika nicht mit Verwünschungen, denkt er. Ich gehörte nicht zu den Schlimmsten. Außerdem tue ich, was sie sich wünschen, ich verschwinde und gestehe meine Niederlage ein ... Er ist allein in seinem leeren Haus, allein mit Luka. Es ist vorbei. Er gibt Luka tausend *kwacha*.

»Warte nicht, bis ich fort bin«, sagt Hans Olofson. »Geh jetzt. Aber wohin wirst du gehen?«

»Ich stamme aus Malawi, *bwana*«, antwortet Luka.

»Jenseits der Berge am großen See. Es ist ein weiter Weg dorthin. Aber noch bin ich stark genug, um die Reise zu machen. Meine Füße sind bereit.«

»Geh morgen. Steh nicht vor meiner Tür.«

»Ja, *bwana*. Ich werde gehen.«

Am nächsten Tag ist er fort. Mir war nie klar, was in ihm vorging, denkt Hans Olofson. Ich werde nie erfahren, ob ich ihn

in jener Nacht gesehen habe, in der ich Peter Motombwane tötete ...

Am letzten Abend bleibt er lange auf der Terrasse sitzen. Insekten umschwirren zum Abschied sein Gesicht. Die Schäferhunde sind fort, seine Nachbarn haben sie abgeholt. Er lauscht in die Dunkelheit hinein, spürt den warmen Wind auf seinem Gesicht. Wieder ist die Regenzeit gekommen, wieder trommeln die Wolkenbrüche auf sein Dach herab. Doch an diesem letzten Abend ist der Himmel klar.

Jetzt, Hans Olofson, denkt er. Jetzt reist du ab und kehrst nie mehr zurück. Ein blaugeädderter Stein, ein brauner Lederbeutel und ein paar Krokodilzähne sind alles, was du mitnimmst ...

Er versucht sich Gedanken darüber zu machen, was er tun könnte, vermag sich jedoch nur vorzustellen, daß er nach seiner Mutter sucht. Wenn ich sie finde, kann ich ihr von Afrika erzählen, denkt er. Von diesem verwundeten und zerrissenen Kontinent. Vom Aberglauben und der unendlichen Weisheit. Von Not und Qual, die von uns geschaffen wurden, den weißen Männern und Frauen.

Aber ich werde ihr auch von der Zukunft erzählen, die es hier genauso gibt und die ich mit eigenen Augen gesehen habe. Joyce Lufuma und ihre Töchter, der würdevolle Widerstand, der noch in den geknechtetsten Teilen der Welt überlebt. Eines habe ich in all den Jahren trotz allem verstanden: Afrika wurde auf einem abendländischen Altar geopfert und für ein oder zwei Generationen seiner Zukunft beraubt. Doch das ist jetzt vorbei, auch das habe ich verstanden.

In der Dunkelheit ruft eine Eule. Mächtige Schwingen flattern vorbei. Die Zikaden zirpen unsichtbar zu seinen Füßen. Als er schließlich aufsteht und ins Haus geht, läßt er die Tür hinter sich offen.

Er erwacht im Morgengrauen. Es ist der zweite Februar 1988, und er ist dabei, Afrika zu verlassen. Seine Abreise hat sich um fast neunzehn Jahre verschoben.

Vom Schlafzimmerfenster aus sieht er die rote Sonne am Horizont aufgehen. Nebelschwaden ziehen träge über den Kafue hinweg. Er kehrt von einem Fluß zu einem anderen zurück, vom Kafue und dem Sambesi zum Ljusnan. Das grunzende Flußpferd wird ihn begleiten und er denkt, daß in seinen Träumen Krokodile den nordschwedischen Fluß bevölkern werden.

Zwei Flußläufe teilen mein Leben ein, denkt er. Ein nordschwedisches Afrika trage ich in meinem Herzen.

Ein letztes Mal geht er durch das stille Haus und denkt: Ich breche immer mit leeren Händen auf. Ist das nicht sogar ein Vorteil?

Etwas, was es mir leichter macht?

Er öffnet die Tür zum Fluß und glaubt, den Oberschenkelknochen des Elefanten auf seinem Grund zu erkennen. Dann wirft er den Revolver in den Fluß, kehrt zum Haus zurück und nimmt seinen Koffer. In der Jacke stecken Paß und Geld in einem Plastiktui. Patel erwartet ihn auf der Terrasse. Als Hans Olofson sich nähert, steht er schnell auf und verbeugt sich.

»Geben Sie mir noch fünf Minuten«, sagt Hans Olofson.  
»Warten Sie im Auto auf mich.«

Patel eilt mit fliegenden Hosenbeinen die Treppe hinab, und Hans Olofson versucht die neunzehn Jahre so zu verdichten, daß sie Platz in einem letzten Augenblick haben. Vielleicht werde ich das alles erst nachträglich verstehen können, denkt er. Welche Bedeutung haben all diese Jahre in Afrika, die so

unwahrscheinlich schnell vergangen sind und mich unversehens zu einem Mann mittleren Alters gemacht haben? Ich habe das Gefühl, mich in einer schwerelosen Leere zu bewegen. Nur mein Paß bekräftigt, daß ich noch existiere.

Ein Vogel mit Schwingen wie ein purpurfarbener Mantel fliegt vorüber. Ich werde mich an ihn erinnern, denkt er und setzt sich in den Wagen des wartenden Patel.

»Fahren Sie vorsichtig«, sagt Hans Olofson.

Patel sieht ihn betrübt an. »Ich fahre immer vorsichtig, Mister Olofson.«

»Sie führen ein Leben, bei dem sie niemals ins Schwitzen kommen«, sagt Hans Olofson. »Ihr Erbe ist die Gier, sonst nichts, ganz bestimmt nicht Ihr bekümmertes, wohlmeinend falsches Gesicht. Fahren Sie jetzt, antworten Sie nicht!«

Am Nachmittag steigt er vor dem Ridgeway Hotel aus dem Auto. Er wirft die Hausschlüssel auf den Beifahrersitz und läßt Patel stehen. Ihm fällt auf, daß der Afrikaner, der ihm die Tür aufhält, genauso schlechte Schuhe trägt wie die Hotelangestellten bei seiner Ankunft vor fast neunzehn Jahren.

Wie gewünscht bekommt er Zimmer 212, erkennt es jedoch kaum wieder. Das Zimmer ist verändert, die Winkel sind anders. Er zieht sich aus und verbringt die Wartezeit im Bett.

Nach zahlreichen vergeblichen Versuchen gelingt es ihm telefonisch, sich seinen Flug bestätigen zu lassen. Für ihn ist ein Platz unter den Sternen reserviert.

Erleichterung und Sorge, denkt er, ich empfinde beides. Dieses Gefühlspaar bildet meinen mentalen Schutzschild. Es sollte auf meinem Grabstein stehen. Der Geruch von Elchhunden und afrikanischen Holzkohlefeuern, das sind die Grundelemente meines merkwürdigen Lebens ...

Doch es gibt auch noch etwas anderes. Ein Mensch wie Patel oder Lars Håkansson lernt die Welt verstehen, um sie ausnutzen zu können. Peter Motombwane verstand sie, um sie zu verändern. Er gelangte zu einer Erkenntnis, wählte aber die falsche Waffe zur falschen Zeit. Trotzdem ähneln wir einander. Zwischen Patel und mir tut sich dagegen ein Abgrund auf. Und Lars Håkansson ist tot. Peter Motombwane und ich sind die Überlebenden, obwohl nur noch mein Herz schlägt. Diese Erkenntnis kann mir keiner nehmen.

Als es dunkel wird im Hotelzimmer, denkt er an Janine und ihren Traum von Mutshatsha. Ihre einsame Wache an der Straßenecke zwischen dem Gewerkschaftshaus und dem Eisenwarengeschäft.

Peter Motombwane, denkt er. Peter, Janine und ich ...

Ein klappriges Taxi bringt ihn zum Flughafen. Hans Olofson gibt dem Taxifahrer, der noch sehr jung ist, seine letzten *kwacha*-Scheine.

In der Warteschlange beim Einchecken stehen fast nur Weiße.

Hier endet Afrika, denkt er. Schon jetzt ist Europa näher als die weiten Ebenen mit dem hohen Elefantengras.

Im Stimmengewirr an den Abfertigungsschaltern horcht er auf das Gurren des Flußpferds. Hinter den Säulen der Halle glaubt er das Auge des Leoparden zu erkennen, das über ihn wacht. Dann durchläuft er die verschiedenen Kontrollen.

In der Ferne erklingen plötzlich Trommeln in seinem Innern. Marjorie und Peggy tanzen, ihre schwarzen Gesichter glänzen.

Damals hat mich niemand abgeholt, denkt er.

Statt dessen bin ich mir selbst begegnet.

Bei meiner Abreise begleitet mich nur der Mensch, der ich damals war und den ich nun zurücklasse.

Sein Blick fällt auf sein Spiegelbild in einer der großen Fensterfronten des Flughafens.

Jetzt fahre ich nach Hause, denkt er. Eigentlich nichts Merkwürdiges, aber für mich merkwürdig genug.

Das große regennasse Flugzeug glänzt im Scheinwerferlicht.

Auf dem Flugfeld, im Lichtschein einer gelben Lampe, steht in der Ferne regungslos, in einen Gedanken versunken, ein einsamer Afrikaner. Hans Olofson beobachtet ihn lange, ehe er an Bord des Flugzeugs geht, mit dem er Afrika verläßt.

Das war es, denkt er. Jetzt ist es vorbei.

Lebe wohl, Mutshatsha ...